Princeton University Library
32101 062162308

Georg Wegener

Der Wall von Eisen und Feuer

Ein Jahr an der Westfront

Digitized by Google

14094
.92
.961

The Book of
Barr Ferree



Library of



Princeton University.

BARR FERREE COLLECTION

Digitized by Google



Digitized by Google

W 2 92
96

Digitized by Google



Das Gehöft im Überschwemmungsgebiet der Yser bei Dixmuiden, das der Verfasser am Weihnachtsabend 1914 besuchte. Vgl. das 14. Kapitel:

Heilige Nacht im Felde.

Digitized by Google

Der Wall von Eisen und Feuer

Ein Jahr an der Westfront

Von

Prof. Dr. Georg Wegener

Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier

Leipzig: F. A. Brockhaus · 1915

GERMANY

Digitized by Google

Copyright 1915 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

Digitized by Google

Meiner Frau zugeeignet.

14094
.92
.961
v.1

557219

Digitized by Google

Geleitwort.

„Wie die Wassertropfen in der Sturmwoge, so lösen sich heut die kleinen Geschicke der Einzelnen in dem grandiosen Gesamtschicksal unseres Volkes. Was der Einzelne jetzt erfährt, ist nichts; eines nur gilt: das große Ganze! Wir alle fühlen das; in wundervoller Harmonie durchbraust diese Empfindung unser aller Herzen: ein gewaltiges, einheitliches, inneres Erleben, das uns alle, alle beim Beginn dieses größten Krieges, den die Weltgeschichte werden sah, dahinwandeln läßt ‚wie mit Feuerflügeln über den Schlammpfad'.

Aber sind es denn nicht doch zuletzt die Einzelnen, in denen dieses große Ganze, seine Herrlichkeit, sein erhabener Schwung, seine tragischen Erschütterungen, zu unseres Volkes Bewußtsein kommen? Wo anders sonst, als im Einzelbewußtsein, im Einzelherzen? Ein anderes Forum gibt es für uns nicht. Wohl mag ich den kühnen Gedanken wagen, daß ein Volk als Ganzes — von dem die Einzelnen vielleicht ähnlich Teile sind, wie etwa die Blutkügelchen und Gewebezellen solche unseres Körpers — irgendwo, geheimnisvoll groß, ein Gesamtbewußtsein hat. Wir aber, wir kleinen Zellen, wir Menschenkinder, ich und du, Leser, ihr alle, zu denen ich hier reden soll, wir wissen davon nichts, wir haben keinen Teil daran; nur in ganz großen Augenblicken, wie heute, vielleicht eine Ahnung. Und so erfassen wir das große Ganze doch schließlich immer nur in der Spiegelung des Einzelnen.

Ich soll hinausgehen zum Kriegsschauplatz, einer der wenigen Begnadeten, denen außer den Kämpfern selbst dies gestattet ist, und soll von den Geschehnissen berichten. Wie soll ich das anfassen? Wie soll ich dem Ungeheuren gerecht werden? Ich denke, ich bin am wahrhaftigsten, wenn ich einfach erzähle, was gerade ich sah und erlebte und empfand."

Digitized by Google

Diese Worte schrieb ich, als ich im August vorigen Jahres als Kriegsberichterstatter der „Kölnischen Zeitung“ ins Feld ging. Seitdem ist ein Jahr dahingegangen. Noch heut aber ist die Lage die gleiche wie damals. Der Sturm des Weltkriegs hat noch keinen Augenblick nachgelassen; im Gegenteil, er ist immer wilder geworden, und niemand weiß, welche Teile des Erdballs er noch in seinen Wirbel hineinziehen wird. Seit unsere Ahnen mit ihren Rossen und Wagen, ihren blonden Frauen und helläugigen Kindern in unbekannten Tagen und aus unbekannten Fernen hereinzogen in dies Land, das wir heut als unsere über alles geliebte Heimat verteidigen, ist noch keine Zeit für unser Volk so ernst gewesen wie die gegenwärtige. Noch schwebt die Entscheidung darüber, ob wir nach beispiellosem Emporklimmen zurückgeschmettert und hinabgetreten werden sollen in Ohnmacht und Elend, wie es grausiger unser Volk wahrscheinlich durch den Krieg der dreißig Jahre nicht erlebte; oder ob wir uns durchsetzen, die Fesseln sprengen, in die Natur und Geschichte uns eingezwängt haben, und damit die Zukunft erringen, die unserer Tüchtigkeit gebührt. Über die Kämpfe dieser Gegenwart als Deutscher und Miterlebender inmitten des Flusses der Ereignisse selbst zu berichten, dafür erscheint mir auch heut noch die einzig mögliche Form die ganz persönliche. Ein Kriegsbuch mitten im Kriege kann noch keine umfassende, kühl abwägende Darstellung nach historischen Urkunden, es kann nur selbst eine Urkunde sein.

So ist denn das Nachfolgende eine schlichte Wiedergabe dessen, was ich als Berichterstatter auf dem westlichen Kriegsschauplatz sah. Keineswegs nur eine Zusammenstellung meiner Kriegsberichte in der „Kölnischen Zeitung“ und im „Daheim“; allein es wäre falsch gehandelt, wenn ich nicht gelegentlich da auf ihren Wortlaut zurückgriffe, wo er, unmittelbar in der Glut des Erlebens auf das Papier geworfen, die Wahrheit besser wiedergeben dürfte, als eine nachträglich anders gewendete Darstellung. Möge es mir gelungen sein, einiges von dem festzuhalten, was wir in diesem ersten Kriegsjahr, nicht nur äußerlich, sondern auch im Herzen, erlebt haben.

Großes Hauptquartier, im Oktober 1915.

Georg Wegener.

Digitized by Google

Inhalt.

Digitized by Google

Die Abbildungen sind, soweit nicht anders angegeben, Aufnahmen des Verfassers.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die ersten Tage.

Wir alle halten sie in Erinnerung, als wären sie vorgestern und gestern gewesen, so tief haben sie sich in uns eingegraben. Und doch auch wieder, als sei ein Jahrzehnt seitdem vergangen, so viel ist inzwischen geschehen. Wir alle, im ganzen Deutschen Reich, haben sie im Grunde in gleicher Weise erlebt; nur die äußeren Umstände sind verschieden gewesen. Wenn ich im folgenden erzähle, wie es in meinem kleinen Gesichtskreise zugegangen, so wird wahrscheinlich jeder Leser sagen: Ja, in allem, worauf es ankommt, war es bei mir ganz ebenso. Aber das ist ja gerade das Große und Wundervolle jener Tage, daß dies innerliche Erleben im ganzen deutschen Volke das gleiche war.

Ich weilte in den letzten Julitagen 1914 mit meiner Frau auf unserm kleinen Hofgut in Holstein, unweit des oldenburgischen Residenzstädtchens Eutin; in jener wunderschönen Landschaft sanftwelliger Hügel, blauer Seen, domartiger Buchenwälder und üppiger Äcker und Weiden, die in ihrer eigenartigen Verbindung von Kraft und Milde, von träumerischer Weichheit und gehaltvollem Ernst eine der deutschesten unseres Vaterlandes ist. Der Sommer war auf seiner Höhe, und ein Hauch des Segens ging durch die Welt. Auf den Wiesen und an den Seerändern stand das Heu und der Klee gemäht in Hocken, auf den Weideflächen zwischen den schönlinigen holsteinischen Knicks wandelten gesund und stattlich die schwarzbunten Kühe und das prächtig gediehene Jungvieh. Auf den Feldern begannen sie den Roggen zu schneiden, und zärtlich betrachtete der Landmann im leichten Sommerwind die goldenen Wogen des reifenden Weizens.

Digitized by Google

Weltfern schien in dieser Friedensfülle der Gedanke an Krieg. Gewiß lebte in jedem, der die politische Entwicklung der letzten Jahre verfolgt hatte, ein Bewußtsein der ungeheuren Spannung, die zwischen den Hauptgruppen der Großmächte bestand, insbesondere zwischen England und Deutschland, und die Erinnerung daran, wie gefährlich nahe gelegentlich ein feindlicher Zusammenstoß gewesen. Allein die Gewohnheit, daß es immer in Wirklichkeit nicht dazu gekommen war, hatte dies Gefühl doch eingeschläfert. Nur zu gern gab man sich der Hoffnung hin, daß die Gewißheit, wie furchtbar ein solcher Krieg werden müßte, ihn von selbst verhindern werde, und daß wiederum insbesondere England zu der Überzeugung gekommen sei, es wäre doch besser, sich mit Deutschlands Emporkommen abzufinden, unter der Formel: Raum für beide hat die Erde. Selbst die bedrohliche Lage, die am 28. Juni durch die schreckliche Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaars geschaffen worden war, wurde nicht so ernst genommen, wie sie uns heute erscheint; die diplomatischen Beschwichtiger waren an die übliche Arbeit gegangen, unser Kaiser hatte die allsommerliche Nordlandreise angetreten, alles schien wie sonst um diese Jahreszeit zum freundlichsten Genuß des Daseins zu laden. Halb Deutschland war in den Bergen oder an der See und badete froh in Wasser, Luft und Sonne.

Ich selbst stand am Ende des akademischen Semesters; meine Vorlesungen an der Berliner Handelshochschule hatten schon geendigt, nur die Prüfungen in den ersten Augusttagen standen noch bevor; dann dehnte sich vor mir das ersehnte freie Meer der großen, bis Ende Oktober dauernden Herbstferien, für deren Muße ich eine größere literarische Arbeit plante. Und zwar eine solche, die den Frieden und die Freiheit der Bewegung auf dem Erdenrund in ganz besonderem Maße zur Voraussetzung hatte. Denn sie galt einem Werk, das dazu bestimmt war, die überseeischen Beziehungen Deutschlands und der Deutschen zu Ost- und Südasien ideell und praktisch zu fördern. Schon liebkoste tastende Vorfreude die unerschöpflichen persönlichen Erinnerungen, die mich mit jenen Ländern verbanden. Auch das war ja eine Art Erntesegen, mit dem ich hier schalten wollte. Jahrzehnte bewegten Reiselebens hatten mich in allen Erdteilen und allen Zonen umhergetrieben; nun war die Zeit des ruhevollen Auswertens der gesammelten Schätze gekommen.

Digitized by Google

Im voraus genoß ich die doppelte Freude, für mich selbst in diesem stillen entlegenen Erdenwinkel die großen, glänzenden Bilder der weiten Welt da draußen wieder lebendig werden zu lassen, und dabei zugleich hoffen zu dürfen, mit meiner Arbeit die jüngste und großartigste Entwicklung unseres Vaterlandes, sein Emporwachsen zu einer Macht mit wirklichem Erdballhorizont, wenn auch noch so bescheiden, zu unterstützen.

Rein persönlich war ich freilich schwer bedrückt in diesen Tagen. In unserm Hause lag ein noch junger Offizier, der Bruder meiner Frau, im Sterben. Der Arzt hatte uns klaren Wein darüber eingeschenkt, daß die Krankheit unheilbar sei; er selbst und seine junge Frau, die mit ihren beiden kleinen Kindern bei uns weilte, waren ahnungslos. Aber auch wir ahnten nichts von der tragischen Vertiefung, die die Zeitereignisse diesem Menschenlos geben sollten; wir nahmen es als ein ganz familiäres und alltägliches Leid.

In diese Friedseligkeit hinein fiel nun, wie ein bedrohliches Wetterleuchten in aufsteigender Wolkenbank, am 23. Juli die Sühneforderung Österreichs an Serbien. Ein unheimlicher Druck legte sich über ganz Europa und ward fühlbar bis ins kleinste Dorf. Auch bei uns in Holstein. Aber bei uns, der Gemütsart der Holsteiner entsprechend, gedämpft, ruhig, ganz unnervös. Daß aus diesem Wetterleuchten mit rasender, unerhörter Schnelligkeit ein Weltbrand auflodern sollte, kam auch jetzt noch hier niemand in den Sinn. Nicht das mindeste wurde geändert oder beschleunigt in dem gemächlichen Fortgang der Erntearbeiten. „Was meinen Sie," sagte meine Frau zu unserm Vogt, „wird es Krieg geben?" — „Gott, gnädige Frau," antwortete der achselzuckend von seinem Wagen, dessen hochgetürmte Heuladung die Äste der Linden vor der Tür streifte, „das schwatzen im Krug bloß die, die nicht mitbrauchen."

Rasch aber mehrten sich jetzt die Sturmzeichen. Der Kaiser kehrte unter Abbruch seiner Reise am 27. nach Berlin zurück. Österreich erklärte am 29. Serbien den Krieg. Am Freitag, dem 31. Juli, erfolgte, auf die Kunde der russischen Mobilmachung an unserer Grenze, Deutschlands vierundzwanzigstündiges Ultimatum an Rußland, und jetzt wußte jeder plötzlich im Land, auch bei uns im Dorfe, daß nur noch ein Wunder, ein Wunder, an das kein Klardenkender ernstlich glaubte, den Krieg verhindern konnte. Und dennoch, dennoch vermochten wir ja alle eigent-

Digitized by Google

lich das noch nicht zu erfassen. Man las wohl in den Zeitungen, daß er wahrscheinlich unvermeidlich sei; man besprach es mit dem Nachbar über den Zaun; im Grunde aber las und sprach man doch nur Worte ohne Überzeugungskraft, ohne rechten Bewußtseinsgehalt.

Ich stand am Samstagabend um 6 Uhr auf den Terrassen am See, in dem sich gegenüber der altväterische Kirchturm von Eutin spiegelte. Unsägliche Anmut goß die goldene, langsam sich neigende Sonne über Wald und Flur, Garten und Wasser. Da schwangen sich weiche Glockenklänge vom Kirchturm über den See herüber. „Sie läuten den Sonntag ein", meinte ich und empfand die Undenkbarkeit, daß solcher Friede in Gefahr sein könnte, stärker als je.

In diesem Augenblick kommt der Gärtner gelaufen und ruft:

„Krieg! Am Spritzenhaus schlagen sie die Mobilmachungsorder an!"

Nicht möglich, nicht möglich! — und doch, es war so! An den kleinen Häuschen am Dorfteich standen der alte Bauernvogt und sein Sohn, hünenhafte, blonde holsteinische Gestalten, und hatten dort soeben das Mobilmachungstelegramm und die dazugehörige rote Bekanntmachung näherer Bestimmungen befestigt. Das Ultimatum an Rußland war um 5 Uhr abgelaufen gewesen. Um 5¼ hatte der Kaiser in Berlin den Mobilmachungsbefehl für die gesamte deutsche Kriegsmacht erlassen; das Glockengeläut von Eutin war das Begleitgebet für dessen Verkündigung in der Stadt gewesen.

Nun war es geschehen! Mit ehernem Schritt war die Tatsache eines riesenhaften Krieges für uns in die Welt getreten. Und was nun kam, die nächsten Tage, in unsern Dörfern und in unserer kleinen Stadt, das hat mir das Herz aufs tiefste bewegt, das hat mir den mächtigsten Eindruck von dem Ernst, der Pflichttreue, der gehaltenen Kraft unseres deutschen Volkes gegeben. Es war anders als die laute Begeisterung in Berlin, die ich nachher erlebte. Hier bei uns stand jeder einzelne viel mehr auf sich selbst, ohne den Anreiz der Massensuggestion. Und kein einziger versagte! Keiner verhehlte sich den Ernst der Lage, keiner warf leichtsinnig den bisherigen Inhalt seines Lebens weg, jeder hing mit der Treue eines schwerblütigen deutschen Herzens an Frau und Kind, an Scholle und Haus. Aber jeder bereitete sich ruhig, alles hinzugeben für das, was sein mußte. Der Sohn jenes Bauernvogts, von

Digitized by Google

dem ich sprach, ein angehender Dreißiger, der trotz seiner Jugend eine der geachtetsten Persönlichkeiten der Gegend war, ein Mann aus einem Guß, kraftvoll und in seiner Art beherrschend und klar in jedem Gedanken, der seinen Hof zum blühendsten des ganzen Dorfes gemacht hatte und inmitten großer Pläne stand, Vater von drei Kindern und ein viertes erwartend, hatte, das weiß ich, in seinem innersten Fühlen auch nicht einen Augenblick des Schwankens. In ihm war kein anderes Gefühl, als der vollkommenen Selbstverständlichkeit, daß er mitging. Mit ruhiger Sicherheit bestellte er sein Hauswesen, ordnete alles für die umfangreiche Ernte seines Hofes an, so daß sie ohne ihn vor sich gehen konnte, obwohl ihm von seinem schönen Pferdebestand fast nichts mehr blieb. „Das muß sein", sagte er nur, und seine ihrer schweren Stunde entgegensehende Frau zeigte sich keinen Augenblick anders.

Und so waren sie alle, ich könnte die Beispiele häufen.

Sonntag, der 2. August, war als der erste Mobilmachungstag angesetzt. Am Abend dieses Tages war patriotische Musik der Stadtkapelle auf dem Marktplatz unserer kleinen Residenz. Eine dichte Menge vom umliegenden Lande und aus der Stadt selbst erfüllte ihn. Gedämpft war die Stimmung. Der Ernst der Stunde wurde stark empfunden; eine männliche Bewegtheit lag auf allen Zügen, die etwas Ergreifendes an sich hatte. Am erhöhten Gitter des Kriegerdenkmals auf dem Markt stand ein Meldeoffizier, um den sich die Kriegsfreiwilligen, die zur Fahne wollten, herumdrängten. Der Bürgermeister hielt von den Denkmalsstufen aus eine vaterländische Ansprache, die mit begeisterten Hochrufen aufgenommen wurde. Ein eigentümliches Verhältnis von Herzlichkeit, ich könnte sagen, von Verehrung, wurde deutlich von seiten der Bürgerschaft gegenüber den Offizieren der kleinen, erst seit der Heeresvermehrung von 1913 nach Eutin verlegten und darum mit besonderem Stolz betrachteten Garnison. All das ohne große Gebärde, ohne Verleugnung des Schweren, dem man entgegenging, aber von einer ernsten Festigkeit, die das schönste Zeugnis für die Art unseres Volkes war.

Und noch eins fiel mir schon an diesem ersten Mobilmachungstag auf, was den Geist unserer Armee zeigte: nichts von einer aufgeregten Hast oder von Nervosität war bei den mit den Mobilmachungsaufgaben

Digitized by Google

betrauten Offizieren zu erkennen. Sie saßen an diesem Abend alle mit ihren Frauen so ruhig unter den andern Honoratioren des Städtchens auf der Terrasse vor dem Gasthof am Markt, als sei die heut getane Arbeit die eines gewöhnlichen Dienstwochentages gewesen. Schon am ersten Tage ging auch in dieser kleinen und entlegenen Garnison alles so glatt, wie es die ungeheure Vorbereitungsarbeit unseres Generalstabs für einen Kriegsfall überall vorgesehen hatte.

Am nächsten Nachmittag stand ich in der Kapelle des Friedhofs von Eutin an einem Sarge. Mein Schwager war am letzten Juli, gerade in den Stunden, wo der Kaiser bereits die Vorbereitung zur Mobilmachung, die „erhöhte Kriegsbereitschaft", angeordnet hatte, verschieden, zu betäubtem Erschrecken der jungen Frau, zur tiefsten Erschütterung der Schwester. Er war der Sohn und zurzeit letzte Offizier eines alten, ruhmvollen preußischen Militärgeschlechts, das sich noch 1870 besonders ausgezeichnet hatte. Und flammender noch vielleicht als in ihm selbst lebte die Soldatentradition und der Soldatenstolz der Familie in der Schwester. Daß ihr Bruder gerade in diesem Augenblick dahingehen mußte, wo zum erstenmal nach fast halbhundertjähriger Friedenszeit der König sein Heer für das Vaterland zum Kampfe rief, war in der Tat von ergreifender Tragik. In der Kapelle, an der schwarz verhängten und mit seinem Helm und Degen und dem Johanniterkreuz geschmückten Bahre des Vaters wurde der kleine Sohn des Verstorbenen getauft. Die Schwester hielt ihn dabei auf ihrem Arm und gelobte für ihn selbst sein Leben dem König und Vaterland. Um die Taufschale lag ein Kranz tiefrot leuchtender Rosen. Dann gingen wir zu der Gruft unter den uralten Friedhofslinden; die Offiziere der Garnison, soweit sie noch nicht ausgerückt, waren vollzählig zugegen, und krachend rollten die drei Salven über das offene Grab — wohl die ersten in diesem Krieg!

Und wieder neigte sich ein Abend über das Land und über unser Dorf. Groß, blutrot, leicht verschleiert, ging der Mond auf über dem See und den vom reifen Korn duftenden Fluren. Und da kamen sie alle einzeln, der eine hier, der andere dort, aus ihren Häuschen an der Dorfstraße, jeder sein Päckchen tragend, um sich zur Gestellung zu begeben. Noch ein Abschiedskuß der in wortlosen Tränen stehenden Frau,

Digitized by Google

ein Emporheben der kleinen, verwundeten Kinder, und dann gingen sie hinaus auf die Landstraße zur Stadt.

Ich selbst aber fuhr in den nächsten Tagen nach Berlin, in den mächtigen Herzpunkt des Deutschen Reiches. Auch ich in Bereitschaft, Gattin und Haus zu verlassen, um dem Vaterlande zu dienen, wie ich es, einundfünfzig Jahre alt, am nutzbringendsten tun zu können hoffte. Sogleich am Tage der Kriegserklärung hatte ich der „Kölnischen Zeitung", mit der ich durch frühere Berichte über meine Auslandsreisen in freundschaftlicher Verbindung stand, telegraphisch das Anerbieten gemacht, für sie als Kriegsberichterstatter ins Feld zu gehen, und sie hatte angenommen. Schon einmal hatte ich eine solche Tätigkeit ausgeübt, vor vierzehn Jahren im Chinafeldzug, kannte also ein wenig das Handwerk. Diesmal war freilich die Aufgabe unvergleichlich viel ernsthafter. Aber auch unvergleichlich viel größer. Daß dieser Krieg der bisher gewaltigste der Weltgeschichte werden würde, wußten wir alle. In ihm dem Volk daheim von den Taten seiner Söhne zu erzählen, die geistige Verbindung zwischen Heer und Heimat aufrechterhalten zu helfen und ein Mitzeuge mächtigster Ereignisse und Geschicke werden zu dürfen: das war etwas so Großes und Schönes, daß mich die Aussicht mit tiefatmender Freude erfüllte.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

In der Reichshauptstadt.

So wie ich mir das gedacht hatte, als ich mit brennender Seele aus dem stillen Holstein nach Berlin geeilt war, d. h. ich würde unmittelbar nach meiner Ankunft dort meine Bestallung als Kriegsberichterstatter vom Großen Generalstab erhalten, rasch meine Ausrüstung zusammenstellen und in wenigen Tagen zum Kriegsschauplatz abgehen können, ging die Sache nun freilich nicht. Da unsere ersten Operationen, die ja ganz und gar auf Überraschung des Feindes gestellt waren, mit dem tiefsten Geheimnis umgeben werden sollten, so wurden vorläufig keine Berichterstatter zugelassen. Woche um Woche rann somit dahin, und ich hatte reichlich Gelegenheit, gleich zu Anfang eine Tugend zu lernen, die im Kriege eine große Rolle spielt und die ich später noch recht oft auszuüben Gelegenheit haben sollte: Geduld!

Immerhin war diese Tugend in jenen Tagen kaum irgendwo leichter zu bewähren, als gerade in Berlin, wo man doch noch mehr als irgendwo anders in der Heimat den großen Herzschlag des Gesamtgeschehens am lebendigsten mitfühlte.

Hier, wo der Kaiser weilte, der Reichstag zusammentrat, der Generalstab die Fäden der grandiosen Mobilmachungsarbeit leitete, schlugen die Wogen der vaterländischen Bewegung, die ganz Deutschland so wie mein Dorf und die kleine Stadt durchzitterten, von allen Seiten zusammen. Sie trafen hier auf eine Millionenbevölkerung besonders erregbarer Art, die, wie bekannt, größtenteils erst in den letzten Jahrzehnten aus allen Gegenden zusammengeströmt ist, noch wenig harmonisch in sich ausgeglichen, schillernd in den verschiedensten Eigenschaften,

Digitized by Google

alle aber durchzuckt von dem eigentümlichen Fluidum, das der jüngsten, lebensstärksten der Großstädte der Erde eigen ist. Hinzu trat, daß in diesen Tagen Tausende und aber Tausende von Fremden durch Berlin zogen, im militärischen Durchtransport, zur Einquartierung, in allerlei wichtigen, mit dem Krieg im Zusammenhang stehenden Aufgaben. Alle waren über den Zustand natürlicher Gelassenheit erhoben; nur die Ältesten darunter hatten andere als Kindererinnerungen an den siebziger Feldzug, allen andern war der Kriegszustand des Vaterlandes etwas Ungeheures, nie selbst Erfahrenes. Man lebte mehr als sonst auf den Straßen, in der Öffentlichkeit. Nicht nur, weil man tausend Geschäfte hatte, sondern man wollte möglichst eindringlich Anteil nehmen am gemeinsamen Leben der Nation, jede Nachricht so früh als möglich erfahren; man sprach miteinander und erleichterte und erregte sich zugleich an diesen Worten. Überraschendes Begegnen mit diesem und jenem lange nicht gesehenen Bekannten erhöhte das Gefühl des Außerordentlichen. Der eigentümliche Rausch der Masse an sich steigerte dies alles, und so bot Berlin in jenen ersten Tagen das Bild einer merkwürdigen Ekstase, die zum Teil groß und ergreifend, zum andern Teil aber auch nicht überall durchaus erfreulich war.

Herrlich muß die Begeisterung bei dem großen Gottesdienst am Bismarckdenkmal am ersten Mobilmachungstage gewesen sein. Ergreifend war am 4. August, dem ersten Tag, wo ich selbst schon in Berlin weilte, die feierliche Stimmung, mit der die Kunde von der großen Kriegstagung des Reichstags aufgenommen wurde. Jener Tagung, bei der der Kaiser die unvergeßlichen Worte sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche", und wo er sich von den Parteiführern in seine dargestreckte Rechte das Zusammenhalten mit ihm durch dick und dünn, durch Not und Tod geloben ließ. Ein Strom von Liebe war es, der ihm als Antwort darauf aus aller Herzen entgegenquoll. Daneben kam aber auch manches zur Erscheinung, was erst überwunden werden mußte. Die begreifliche Erregung wurde vielfach zur Nervosität. Vor allem entwickelte sich die Spionensorge rasch bis zum Unsinn und Unfug. Es verging zuletzt auf den Hauptstraßen oder vor den Bahnhöfen kaum eine Viertelstunde, wo man nicht das Publikum sich irgendwo auf einen Haufen zusammenballen, irgend jemand umringen oder mit Geschrei und

Digitized by Google

geschwungenen Schirmen und Stöcken hinter irgend jemand herlaufen sah. Zahllose Torheiten und Würdelosigkeiten sind da begangen worden. Auch das Leben in den modernen Riesenkaffees und Wirtschaften Berlins entwickelte sich vielfach unschön. Das unablässige Spielen patriotischer Weisen und Singen vaterländischer Lieder zu Bier und Kaffee, das Deklamieren geschmackloser Dichtungen von Balkons und Tischen herab, das ewige Hurraschreien wurde zur „Hatz" und beirrte das wahre Empfinden. Auch das fortwährende Auftauchen und aufgeregte Weiterverbreiten von allerlei unbegründeten Nachrichten gehörte dazu. Eine ständige Figur im Straßenbilde der Linden oder des Potsdamer Platzes war der Redner in der von Menschengewühl umdrängten Droschke, der ausrief: „Belfort ist gefallen" oder „Japan hat Rußland den Krieg erklärt" und ähnliche Ungereimtheiten, die in der Regel „soeben von einem Generalstabsoffizier am königlichen Schloß verkündet" sein sollten.

Zum Glück aber dauerte dieser Paroxysmus einer Übererregung doch nicht lange. Diese Massenhypnose, dieses durch die moderne Kinodramatik großgezogene Bedürfnis nach täglicher Sensation verflüchtigte sich überraschend schnell. Und wenn auch das Hurratreiben in gewissen Kaffeepalästen, das namentlich die vielen infolge der Mobilmachung Berlin Passierenden so verwerflich fanden, ohne daran zu denken, wieviel gerade sie selbst es mit unterhielten, auch noch lange anhielt, wenn auch das Gebaren gewisser Bevölkerungselemente im westlichen Berlin, die man schon vor dem Kriege als eine ungesunde Begleiterscheinung unseres allzu rasch erfolgenden Reichwerdens betrachtet hatte, nach wie vor ein Ärgernis blieb, so brauchte man darauf doch kein großes Gewicht mehr zu legen. Ebensowenig wie Berlin ganz Deutschland ist, waren jene Kreise und Gesellschaftsschichten Berlin. Im großen und ganzen war auch die Haltung der leicht beweglichen Großstadtbevölkerung mustergültig.

Zeitweilig, insbesondere nach der Kriegserklärung der Engländer und nach der Neutralitätserklärung unserer italienischen Bundesbrüder, war die Stimmung sogar sehr ernst. Keineswegs unmännliche Angst, aber bei vielen doch das Gefühl: „Helm ab zum Gebet!"

Wie ein Geschenk des Himmels kam gerade da, am 7. August, die Siegesnachricht von Lüttich. Ich fuhr in einem Kraftwagen den

Digitized by Google

Kurfürstendamm entlang, als gegen 6 Uhr abends mit einem Male die große Kaiserglocke der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ertönte. Mir kam, ich weiß nicht wie, die Erinnerung an jenes Glockenläuten vor acht Tagen über den abendlichen See im fernen Holstein, das, so friedvoll es klang, doch den Beginn des Krieges gemeint hatte. Ich ließ halten und erkundigte mich, was das Geläut bedeuten möge. Ähnlich aber schien es allen zu ergehen. Es lag in der Luft, daß dies kein gewöhnliches Läuten war. Einer fragte den andern: „Was ist das?" — Und plötzlich wußten es alle! Mit jener unbegreiflichen Schnelligkeit, die solcher Kunde in großen Menschenmengen eigen ist, verbreitete sich die Nachricht: „Lüttich ist unser!" von Mund zu Mund, ehe noch die Extrablätter wie Scharen von Brieftauben die Stadt durchflattern konnten; und eine große, tiefe Freude zog durch alle Herzen. An jenem Abend waren in der Tat und mit Recht die Wirtschaften und die Kaffeehäuser übervoll, denn da wollte niemand zu Hause im Winkel sitzen; ein jeder holte seine Freunde herbei, und wie der fromme Sinn des Zusammenseins in der Gemeinde bedarf, um rechten Gottesdienst zu feiern, so brauchte diesen Abend ein jeder Deutsche den jubelnden Zusammenklang mitbegeisterter, vaterländisch fühlender Herzen; und neben dem „Deutschland, Deutschland über alles" und „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" stieg in jenen lichtdurchfluteten Palästen auch das „Nun danket alle Gott" zum Himmel empor.

Seit dem Abend von Lüttich, kann ich sagen, ist auch in Berlin jedes Schwanken des Gefühls und der Haltung vorüber gewesen; seitdem war auch hier die große, ernste und doch zuversichtliche Ruhe und Entschlossenheit vorhanden, die durch unser ganzes Vaterland ging.

Überhaupt — wundervoll, wundervoll groß und schön waren, trotz des erzwungenen Wartens, doch diese ersten Wochen! Es erwies sich, daß der mächtige Auftakt patriotischen Gefühls, mit dem unser Volk den Ausbruch des ungeheuren Krieges begleitet hatte, der Ausdruck seines wahren Empfindens gewesen war. Die Flamme der ersten Begeisterung war kein Strohfeuer; alles blieb und wurde nur immer noch wärmer und mächtiger. Nicht nach außen, sondern nach innen, in der Art, die eben uns Deutschen ureigen ist, in der Form der stillen, gesammelten, aber darum unwiderstehlichen Kraft. Mir scheint, als ob ein schmähliches

Digitized by Google

Wort von 1806 in diesen Tagen mit einem neuen Sinn und zur großen Ehre unseres Volkes angewendet werden konnte, das Wort: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Eine Welt von Feinden, erwarteten und überraschenden, stürzte sich auf uns; in den Augen der Gegner brach die Götterdämmerung über uns herein. Die Panik, die entsetzte Verwirrung, die die Lügenberichte der Feinde malten, hätte bei einem minder charakterfesten Volke wohl eintreten können, als zu Rußlands und Frankreichs Gegnerschaft auch noch die Belgiens, die Kriegserklärung der Engländer, die Möglichkeit, daß Italien sogar gegen uns ging, zuletzt der japanische Überfall sich gesellten. Nichts dergleichen geschah; mit einer ernsten, ich möchte sagen feierlichen Ruhe nahm unser Volk all das entgegen, mit einer Ruhe, die dereinst einmal in der Weltgeschichte nicht weniger vorbildlich sein muß, als die Haltung der Griechen vor den Perserkriegen, an monumentaler Großartigkeit sie aber weit überragt, weil es sich ja um so unendlich viel größere Massen handelte, die, von einheitlichem Gefühl durchflammt, in stolzer, männlicher Würde zusammenhielten.

Ganz besonders haben sich die Disziplin und das vaterländische Empfinden auch darin gezeigt, wie willig die Bevölkerung in dieser fieberhaft spannungsvollen Zeit die fast vollständige Nachrichtenlosigkeit über alle näheren Einzelheiten unserer Operationen ertrug. Wenn die Japaner seinerzeit im mandschurischen Feldzug die Geheimhaltung der Kriegsereignisse so vollkommen durchführen konnten, so will das nicht so viel besagen. Denn hier handelte es sich um ein Volk, das noch kaum an Presse und Öffentlichkeit gewöhnt war. Anders bei uns, denen es in Fleisch und Blut übergegangen ist, in raschester und eindringlichster Weise durch die Presse die Ereignisse der Welt mitzuleben. Und ferner: beim Japaner ist das Individuum noch sehr wenig; bei uns ist es ungeheuer viel, und die Geschicke des einzelnen sind in normalen Zeiten für ihn selbst und die Seinigen von überragender Wichtigkeit. Ich glaube, acht Tage vor dem Ausbruch des Krieges hätte sich der größte Teil der Deutschen schwerlich vorzustellen vermocht, daß wir je imstande sein könnten, einen so undurchdringlichen Schleier über unser ganzes Land und über unsere wichtigsten Handlungen zu legen — auch vor uns selbst —, wie es jetzt mit vollendeter Sicherheit geschah. Er

Digitized by Google

hätte es kaum für möglich gehalten, daß ein gesamtes Volk es willig und verständnisvoll ertrug, wenn seine Söhne, seine Familienväter vom Augenblick ihres Aufbruchs aus der Heimat aus dem Gesichtskreis der Angehörigen viele Wochen lang verschwanden, und selbst wenn einmal ein Brief von ihnen kam, doch die dürftigen Mitteilungen darin eine Fülle von Rätseln übrig ließen. Eine unbedingte freudige Zuversicht herrschte überall, daß unseres Volkes Sache in den besten Händen sei bei den unsichtbaren Göttern in dem weitläufigen Bau des Generalstabs am Tiergarten, den Schutzmannsketten und Militärposten rings vor jeder Annäherung Unberufener wahrten und mit einem weiten, lärmfreien Raum umgaben. Victor Hugo, wenn ich nicht irre, sagt einmal irgendwo, es erfülle schon mit Genugtuung, vor einer Mauer zu weilen, hinter der etwas Bedeutsames passiere. So schaute man von weitem mit lebhaftestem, aber schweigendem Interesse jenes Bauwerk an, das das Wissen von allen Geheimnissen in sich barg, und wo sich zurzeit der ungeheure einheitliche Wille unseres Volkes in die bewußte Tat umsetzte. Und still grüßte man den Kaiser, der täglich mehrmals, in die Ecke seines Kraftwagens zurückgelehnt, dorthin fuhr.

Für mich galt diese Unnahbarkeit des Generalstabsgebäudes nicht ganz; ich hatte wegen der Verhandlungen über meine Zulassung zur Kriegsberichterstattung und nach ihrer grundsätzlichen Genehmigung zu mancherlei Besprechungen zuweilen dorthin — öfter noch in ein dazu bestimmtes Zimmer des Reichstagsgebäudes — zu gehen, um den betreffenden Vertretern des Generalstabs zu begegnen. Hierbei hatte ich vielfach Gelegenheit, auch von einer bestimmten Berufsklasse zu beobachten, wie auch sie, bei der es vielleicht besonders bisherige Anschauungen und Gewohnheiten zu überwinden galt, sich nicht minder rückhaltlos und freudig der allgemeinen vaterländischen Disziplin unterwarf, der Presse. Alltäglich zwischen 12 und 1 Uhr war in einem Zimmer im Reichstagsbau eine Zusammenkunft anberaumt, in der die sämtlichen Vertreter der Zeitungen sich Nachrichten und Winke bei einem oder mehreren der anwesenden Vertreter des Generalstabs einholen konnten. Was in ihrer Verwertung, was in bezug auf das Handwerk überhaupt von der Presse dabei verlangt wurde, war ja in vieler Hinsicht dem Wesen der modernen Journalistik unmittelbar entgegen: Verzicht auf das sonst verfochtene

Digitized by Google

möglichst grenzenlose Recht auf Öffentlichkeit, Verzicht auf den Wettkampf mit der Konkurrenz durch möglichste Verwertung alles Erfahrbaren, Verzicht auf die Interessen der politischen Partei. Ich habe es als geradezu bewunderungswürdig empfunden, wie bereitwillig und verständnisvoll die deutsche Presse unverzüglich in diese Richtung einschwenkte, wie sie der Heeresleitung die gleiche unbedingte Hingabe entgegentrug wie alle übrigen Volkskreise. Auch die Vertreter sozialdemokratischer Blätter unterschieden sich dabei in nichts von den andern in Verständnis und vaterländischem Eifer.

Mitte August hatte der Generalstab die Liste derjenigen Persönlichkeiten aufgestellt, die als Kriegsberichterstatter zum Heere zugelassen werden sollten. Für den westlichen Kriegsschauplatz, zu dem ich mich gemeldet hatte, wurden im ganzen acht Berichterstatter beglaubigt. Nur die ganz großen Zeitungen entsendeten allein einen Vertreter — so die „Kölnische Zeitung", die „Frankfurter Zeitung", das „Berliner Tageblatt"; die Verlage Ullstein und Scherl für ihre verschiedenen Blätter —, die mittleren taten sich zu mehreren zusammen, die kleinen und kleinsten ließen sich durch Vertreter von Korrespondenzen bedienen. Wir hatten uns zur Einhaltung einer Anzahl von Verhaltungsmaßregeln zu verpflichten, darunter vor allem der, daß alle unsere Veröffentlichungen der Zensur des mit unserer Führung betrauten Generalstabsoffiziers vorgelegt werden mußten. Hierfür erhielten wir das Recht, uns innerhalb des Kriegsschauplatzes aufzuhalten, und zwar wurden wir der sogenannten Nachrichtenabteilung IIIb des Generalstabs unterstellt und sollten mit dieser dem Großen Hauptquartier folgen. Für unsere Fortbewegung, Unterbringung, Verpflegung und Bedienung auf unsere Kosten — durch eine Anzahl dazu abkommandierter Soldaten — sorgte das Hauptquartier.

Als einen verheißenden Glücksfall betrachtete ich es, daß zu diesen Soldaten auch jener holsteinische Nachbar gehören sollte, von dem ich im ersten Kapitel gesprochen. Wenige Tage, nachdem ich ihm in unserm Dorf nicht ohne Bewegung für den ganzen Feldzug Lebewohl gesagt hatte, da weder er noch ich ahnen konnte, wohin er verschlagen werden würde, trat er zu meiner größten Überraschung bei mir in meiner Berliner Wohnung eines Morgens an in der Uniform eines Landwehrunteroffiziers der Zweiten Garde-Ulanen. Er war hierher zu seinem

Digitized by Google

alten Regiment kommandiert, und zwar zu der seine Erwartungen arg enttäuschenden Tätigkeit des Rekrutendrillens in der Ulanenkaserne bestimmt worden. Ich wandte mich sofort mit der dringenden Bitte an die zuständige Stelle, mir diesen außerordentlich zuverlässigen, praktischen und vorzüglich mit Pferden vertrauten Mann zum Begleiter abordnen zu lassen.

Schwierig war es gewesen, in dem durch die Tausende und aber Tausende durchpassierender Kriegsleute leergekauften Berlin die Ausrüstung richtig und gut zusammenzubringen. Als alter Reisender wußte ich, wieviel darauf ankommt. Sie sollte aber nach den Wünschen des Generalstabs so knapp wie irgend möglich sein und war auch begrenzter, als ich sie je auf frühere Reisen mitgenommen. Erst später, als sich unsere Lebensweise im Felde so anders entwickelte, als anfangs gedacht war, wurde sie allgemach erweitert. Als Verteidigungswaffe nahm ich lediglich meinen alten Browning mit; als photographischen Apparat einen Goerzschen Mannfok-Tenax-Apparat im Format 9 mal 12 cm für Planfilms, mit dem alle meine Aufnahmen in diesem Buch gemacht sind. Gute Karten von Belgien oder Frankreich waren in Berlin überhaupt nicht mehr aufzutreiben. Zum Glück stattete uns später der Generalstab mit den erforderlichen Kriegskarten aus.

Schließlich aber war alles beisammen. Der Kaiser hatte schon am 16. August Berlin verlassen und war zum Großen Hauptquartier abgegangen, von dem aber niemand wußte, wo es lag. Wir selbst erhielten noch immer keine Marschorder. Schon schlug einer von uns vor, doch beizeiten einen Plan für eine gemeinsame Weihnachtsfeier der „zugelassenen" Kriegsberichterstatter in Berlin zu machen, als endlich, am 19. August, das erlösende Wort von seiten des zu unserer Führung bestimmten Generalstabsoffiziers fiel:

„Meine Herren Berichterstatter für den westlichen Kriegsschauplatz, morgen reisen wir zum Großen Hauptquartier!"

Wo dieses Hauptquartier lag, erfuhren wir auch jetzt noch nicht. Wir erhielten nur die Weisung, uns zur Abfahrtszeit am Bahnhof Zoologischer Garten einzufinden.

Wer jemals vor einem großen Unternehmen eine so lange, lähmende Wartezeit durchgemacht hat, der wird es nachfühlen können, wie jetzt mein Herz jauchzte: Endlich!

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Mitten hinein!

„Ich bitte die Herren, sich eine Fahrkarte nach Ems zu lösen." — Mit diesen Worten des Majors von R........., des mit der Leitung des Pressequartiers auf dem westlichen Kriegsschauplatz betrauten Generalstabsoffiziers, fiel für uns am Schalter des Bahnhofs, eine Viertelstunde vor Abfahrt aus Berlin, der Schleier über den Ort des Großen Hauptquartiers und unserer nächsten Bestimmung. Wir erfuhren, daß das Große Hauptquartier sich in Coblenz befand — und so merkwürdig es eigentlich ist, obwohl das noch ganz in unserm Lande war, so ist doch das Geheimnis nicht nur jenseits der Grenze, sondern auch für das übrige Deutschland während der ganzen Dauer des Aufenthalts dort bewahrt worden. Da aber doch nicht alles, was zum Hauptquartier gehörte, dort Platz finden konnte, so wurde ein Teil davon in dem benachbarten Bad Ems untergebracht. Darunter wir. Ebenso auch die Militärattachés der auswärtigen Staaten, die mit uns eine besondere „Formation" des Großen Hauptquartiers bildeten.

Die Eisenbahnfahrt von Berlin nach Ems in dem ganz mit Offizieren gefüllten D-Zug gab einen großen Eindruck davon, wie doch ganz Deutschland während dieser Mobilmachungswochen ein einziges ungeheures Kriegsinstrument war, das mit wunderbarer Präzision arbeitete. Überall sahen wir die Truppentransporte, die Wagen mit lustigen Kreideaufschriften bedeckt, die Leute mit Blumen geschmückt, Pfeifen im Munde, Lachen und Scherzworte auf den Lippen; überall die offenen Loren mit den in Hüllen verkappten Geschützen und Munitionswagen; überall auf den Bahnhöfen die Einrichtungen für die Erfrischung der durchkommen-

Digitized by Google



Phot.: Pietsch.

Die Berichterstatter des westlichen Kriegsschauplatzes.
(Auf der Bank in der Mitte: der Verfasser.)



Pferdetränkung auf einem Truppentransport.

Digitized by Google



Kriegsküche auf einem Bahnhof.



Einer vom Pfadfinderkorps im von Beselerschen Hauptquartier vor Antwerpen.
(Vgl. Seite 22.)

Digitized by Google

den Krieger und auch schon für die rückkehrenden Verwundetenzüge: ein mächtiges, fremdartiges, einem einzigen ungeheuren Willensziel geltendes Leben.

Spät abends trafen wir in Ems ein und bezogen Quartier in einigen der hübschen, jetzt der gewohnten Gäste entbehrenden Hotels der anmutigen Badestadt.

Es war eigen, daß somit mein persönliches Erleben dieses Feldzugs an derselben historisch geheiligten Stätte begann, wo der Krieg von 1870 seinen Ausgang genommen hatte.

Ich wanderte am nächsten Nachmittag, am 22. August, dessen denkend, für mich allein durch die im schönsten Hochsommerblumenschmuck prangenden Kuranlagen am Ufer der Lahn. Ein großer Lorbeerkranz lag um den einfachen Denkstein, der dort in den kiesbestreuten Boden eingelassen ist, nur mit dem Datum „13. Juni 1870" versehen, und die Stelle anzeigt, wo einst König Wilhelm die beleidigende Zumutung des französischen Botschafters Benedetti zurückwies. Sinnend schaute ich weiterhin zu dem würdig-schlichten Marmordenkmal des alten Königs und Kaisers auf, das dort weißschimmernd im Schatten schöner Baumwipfel steht. Da erklang plötzlich vom Turm der in den Anlagen gelegenen katholischen Kirche das volle Geläut sämtlicher Glocken. Ein paar Emser, die vorübergingen, meinten, daß sie wohl zu Ehren des Papstes Pius X., der gestorben war, läuteten. Ich glaubte das nicht. Ich hatte jetzt schon ein geheimes Gefühl für diese Art Läuten und eilte hin zum Turm und dort die Treppe aufwärts. Da kam mir aber schon von oben der junge, frische Pfarrer der Kirche mit großen Sätzen entgegengesprungen, das Antlitz rot vor Erregung.

„Ist das wegen des Papstes?" fragte ich.

„Nein," rief er leuchtenden Auges, „einen Sieg haben wir erfochten, einen ganz großen Sieg! Noch weiß ich nichts Näheres, es ist bei Metz herum gewesen. Aber ich bin gleich hinaufgelaufen und habe die Glocken läuten lassen."

In dieser Form erhielt ich die erste Kunde von der überragenden Bedeutung des Sieges in der Schlacht von Lothringen. Schon unterwegs hatten wir einiges von einem Kampf der Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern vernommen, ohne jedoch einen nachhaltigen Ein-

Digitized by Google

druck davon erhalten zu haben. Ich eilte zum Hotel zurück und erfuhr nun dort bald Ausführlicheres. Kurz darauf kam auch der Chef der Abteilung IIIb des Großen Generalstabs, der wir, wie erwähnt, zugehörten, Major N......, selbst von Coblenz herüber, um uns davon eingehend zu berichten, und am Abend konnte ich als erste meiner Kriegsdepeschen an die „Kölnische Zeitung" die Worte telegraphieren:

„Großes Hauptquartier, den 22. August.

Das Hauptquartier steht unter dem tiefen Eindruck des Sieges vom 20. und 21. August, der sich noch außerordentlicher herausstellt, als die gestrige Wolff-Depesche bei der Entschließung des Kommandos, nur unbedingt Sicheres kundzutun, annehmen ließ. Die Franzosen beabsichtigten einen entscheidenden Gewaltstoß nach Deutschland, in nahezu 100 Kilometer breiter Front zwischen Metz und Saarburg, unter gleichzeitigem Vordringen über die nördlichen Vogesen. Sie waren bis Saarburg-Dieuze, nordwestlich von Château-Salins und Delme gelangt. Die Kämpfe mit den deutschen Truppen unter dem Kronprinzen von Bayern begannen am 17. Am 20. waren die Franzosen überall geworfen. Weiteres Vordringen der Unsern setzte mit größter Energie am 21. ein. Der Donon bei Schirmeck, von dessen Besetzung die Franzosen so viel Wesen gemacht, wurde erobert. Der Rückzug der aufgelösten französischen Korps auf die Linie Épinal—Toul wurde zur vollkommenen Flucht. Die Verfolgung wird heute noch mit größter Energie fortgesetzt. Die Zahl der Gefangenen ist wahrscheinlich weit über 10000, die der eroberten Geschütze über 50. Die fremden Militärattachés drahten die Kunde an ihre Regierungen."

Und nun ging es weiter mit dem Erleben, Schlag auf Schlag. Mein Herz hatte Recht gehabt zu jauchzen. Mir selbst klingt das, was ich in den folgenden Kapiteln zu erzählen habe, noch heut, wo ich es mir wieder vergegenwärtige, so märchenhaft, wie ich es damals empfand.

Noch war in diesen Tagen in Deutschland die Kenntnis von dem, was auf dem Kriegsschauplatz vor sich ging, sehr undeutlich und unvollkommen. Einzelheiten fehlten ganz. Der Schleier, den die Heeresleitung darüber gebreitet, war noch nicht gehoben; verworren nur, wie die verschleierten Blitze, die hinter dem Dampfschiff das aufgewühlte Schraubenwasser durchzucken, wenn Meerleuchten in der Flut ist, schimmerte durch

Digitized by Google

diese Hülle für uns hier und dort der Abglanz eines mächtigen Geschehens hindurch. Jene näheren Nachrichten über die Schlacht zwischen Metz und den Vogesen enthüllten zum ersten Male die Aufstellung und den Namen des Führers einer der großen Armeen, die unsern Aufmarsch zusammensetzten, und die Tatsache eines großzügig angelegten Manövers, bei dem wir den Gegner absichtlich, unter Preisgabe deutschen Gebietes, weit vorwärts gelockt hatten, um dann um so vernichtender über ihn herzufallen — ähnlich, wie es später in noch größerem Maßstabe Hindenburgs Strategie im Osten ausführen sollte; und sie gaben die Kunde von unserm Einmarsch in Französisch-Lothringen. Daß wir schon vorher in Belgien eingedrungen waren und dort unaufhaltsam vorwärts stürmten, wußten wir schon länger. Von der Eroberung von Lüttich war mehr und mehr Näheres bekannt geworden: General von Emmichs Ruhm wurde begeistert gefeiert; von den Kruppschen Wundermörsern hatte man sich erzählt, daß sie jetzt bereits vor Namur donnerten. Man wußte, daß unsere Heere nicht nur Schlachten mit belgischen, französischen und englischen Truppenkörpern bestanden, sondern auch in jenem fürchterlichen Franktireurkrieg sich zu wehren hatten, der hier nicht wie sonst wohl als ein Ergebnis einer langdauernden Kriegsperiode und der daraus hervorgehenden Verwilderung und Verzweiflung entstand, sondern vom ersten Augenblick an einsetzte, als eine Völkerrechtswidrigkeit, die uns gebieterisch zu schreckenden Abwehrmaßregeln zwang. Wir hatten gehört, daß soeben, am 20. August, unsere Truppen bereits Brüssel besetzt hatten. Doch all dies war uns nur in allgemeinsten Umrissen vertraut.

Mit um so freudigerer Überraschung begrüßten wir es, als unsere Leitung uns bereits am zweiten Tag nach unserer Ankunft in Ems den Vorschlag machte, gemeinsam mit Kraftwagen nach Lüttich zu fahren und, wenn es möglich sei, auch nach Brüssel. Wir sollten früh ½6 zur Abfahrt bereit sein, uns mit Mundvorrat versehen und auch unsere Waffen und genügend Patronen mitnehmen, denn wir kämen durch Gegenden Belgiens, die noch unsicher seien.

Zum erstenmal kam mir die überlieferte Raumbegriffe völlig verschiebende Wirkung des Kraftwagens zum Bewußtsein, der in diesem Kriege eine so außerordentliche Rolle spielen und seinen Operationen vielfach einen ganz neuen Charakter geben sollte. Noch gestern schien

Digitized by Google

mir Lüttich oder gar Brüssel weit in nebelgrauer Ferne zu liegen; daß es so einfach war, schon morgen selbst mitten auf diesem Schauplatz der jüngsten Ereignisse zu sein, daran hatte ich noch mit keinem Gedanken gedacht.

Rechtzeitig war unsere Schar am folgenden Morgen zur Stelle, zugleich mit den fremden Militärattachés, die an der Fahrt teilnehmen sollten. Wir verteilten uns auf mehrere Autos. Ich fuhr gemeinsam mit dem Attaché von Schweden, einem hochgewachsenen, schlanken Mann von ausgesprochen skandinavisch-germanischem Aussehen, und dem von Rumänien, einem ebenso unzweifelhaft balkanischen Typus, mittelgroß, dunkel und lebhaft. Auch unsere Fahrer, ausgesuchte Leute, nach Vorschrift zu je zweien auf einem Auto, waren mit Karabinern bewaffnet.

In rascher Fahrt flogen wir zuerst das gewundene Emstal hinab zum Ufer des Rheins. Der Morgen war verhangen, und trübe Nebel entstiegen den in graugrünen Wirbeln dahinflutenden Wassern des Stroms, als wir über die große Brücke nach Coblenz hinüber fuhren. Wie Schattenbilder wurden die Wachen mit ihren grauen Regenumhängen sichtbar, die Flinte im Arm, die die auf der Brücke aufgestellten Abwehrkanonen gegen feindliche Flugzeuge bewachten. Wir durcheilten die noch morgendlich einsamen Straßen der Stadt, überschritten auch die Mosel und trafen weiter rheinabwärts an einer verabredeten Stelle auf offener Landstraße vor seinem wartenden Auto Major N......, der uns selbst führen wollte. Auf der Chaussee, an der Hand einer großen Karte, die einer unserer Fahrer in die Höhe hielt, erläuterte er uns die gegenwärtige Kriegslage, soweit sie bekannt war. Dann setzte er sich mit seinem Wagen an unsere Spitze, und weiter rollte der Zug der Automobile, deren jedes die Aufschrift „Großes Hauptquartier" führte, in die vom Nebel verhüllte Landschaft hinein.

Zunächst ging es noch am Strom entlang, dessen anderes Ufer unsichtbar blieb, so daß es ausschaute, als jagten wir an nebliger Meeresküste dahin. Alte Städtchen mit grauem, efeuumsponnenem Mauerwerk, noch verschlafen in der Morgenfrühe, glitten an uns vorüber; kleine Dörfer und Weiler oder nur die Bäume der glatten Landstraße, auf der zeitweilig undeutliche Gestalten von Fuhrwerken, Radfahrern oder Wanderern vor uns auftauchten und blitzschnell wieder hinter uns verschwanden.

Digitized by Google

Wie eine wilde Jagd rasten wir vorwärts, unter dem unablässigen, nervenpeitschenden Ertönen unserer Hupen, hinaus in das Unbekannte, Gefährliche — und darum gerade lebensvoll Köstliche!

Aber freilich, die ungeduldige Phantasie eilte der Entwicklung der Dinge etwas voraus. Als sich gegen 8 Uhr früh plötzlich mit einem Schlag der Nebel hob, unter dem warmen Strahl der jungen Sonne sich in einzelne Schwaden löste und verschwand, waren es nichts weniger als Zeugen von Krieg und Gefahr, die sich um uns enthüllten, sondern für Stunden noch geleiteten uns Deutschland und die Bilder eines unerhört strahlenden, schönheitgesättigten Friedens: sonnige Felder in üppig schwerer Erntefülle, blühende Rosenhecken vor reizenden Landhäusern, Weinberge auf den Hügeln, alte Burgen, Schlösser und Wallfahrtskirchen, die von Höhen und Wäldern herübergrüßten. Es war, als wollte uns das liebe heimatliche Land in der Schönheitsfülle eines jungen Hochsommertags noch einmal, ehe wir zum Schauplatz des großen Ringens da draußen jenseits der Grenze kamen, all seine Anmut und Lieblichkeit zeigen, damit wir recht wüßten, wofür die Unsern dort ihr Leben einsetzten.

Die festliche Erregung, die seit den ersten großen Siegesnachrichten unser ganzes Volk durchzitterte, kam auch hier überall zum Ausdruck. Wo wir nur Menschen begegneten, jauchzten sie uns zu; die Männer zogen die Hüte, die hübschen jungen Mädchen winkten mit leuchtenden Gesichtern, die Kinder schrien Hurra; denn wenn sie auch nicht wußten, was wir vorstellten, so sahen sie doch an den Uniformen unserer Begleiter, an den gelben Armbinden mit einem großen B (Berichterstatter), die wir selbst trugen, an der Aufschrift unserer Gefährte, daß wir zu dem Krieg in Beziehung standen.

Wir bogen dann in das Ahrtal ein und von hier nach Nordwesten. Der Boden schwand unter unsern rastlosen Rädern. Bereits zwischen 9 und 10 Uhr durchfuhren wir die malerischen alten Tore von Zülpich, dessen Namen mit der ersten Gründung des Reiches der Franken verknüpft ist, jenes einst germanischen Reiches, mit dem wir seitdem durch anderthalb Jahrtausende hindurch zu fechten gehabt haben und wahrscheinlich immer wieder zu fechten haben werden, dem wir das aber jetzt doch einmal für eine ganze Weile vergällen wollen!

Digitized by Google

Dann das schöne Aachen, die Residenz des großen Karl, der beide Lande mit mächtiger Hand friedlich vereinte. Die Gassen waren voller Fahnen vom Siege von Metz. Von hier gings westwärts über Preußisch-Moresnet, vorüber an Neutral-Moresnet, jenem winzigen Landesteil zwischen Belgien und der Rheinprovinz, der 1815 zu verteilen vergessen wurde und seitdem staatsrechtlich wunderlich in der Luft schwebt; der tatsächlich niemandem gehört, heute aber wertvoll geworden ist durch ein ergiebiges Bergwerk. Wir verletzten seine Neutralität nicht — um nicht auch noch mit Moresnet Krieg zu bekommen —, schauten aber doch mit der Gewißheit hinüber, daß dieser alten unnatürlichen Rarität ihre Stunde geschlagen haben dürfte.

Um 10¾ Uhr überschritten wir die belgische Grenze auf der Chaussee nach Lüttich. In Aachen hatten wir ein frisches, blutjunges Bürschchen im feldgrauen Soldatenmantel und Soldatenkäppi, einen jungen Württemberger, mit in unser Auto genommen, der als Kriegsfreiwilliger, zum Soldaten noch zu jung, den Depeschendienst zwischen Aachen und Lüttich versehen half und seit vierzehn Tagen täglich die Fahrt zwischen beiden Orten auf diese oder jene Weise gemacht hatte, auch als hier noch lebhaft geschossen wurde. Er kannte jedes Haus und konnte uns erzählen.

Zunächst blieb noch alles wie bisher. Nur unweit jenseits des Grenzsteins lag ein zertrümmerter Karren am Wege. Sonst war aber noch eine ganze Weile nichts von Spuren eines Kampfes zu erblicken. Das Dorf Henri-Chapelle hatte sich beim Einmarsch unserer Truppen ruhig verhalten; dort war noch nichts vorgefallen. Bald dahinter aber hatte der heimtückische Widerstand der Zivilbevölkerung begonnen, der vom ersten Tage an diesem Kriege seinen entsetzlichen Charakter aufgeprägt hatte. Von hier aus bis nach Lüttich sind unsere Truppen nur von Zivilisten beschossen worden. Diese waren aber derart darauf vorbereitet und mit einer solchen Menge von Waffen ausgerüstet gewesen, wie friedfertige Bürger normalerweise nirgends sind, so daß man an eine bewußte, lang vorbereitete Organisation eines solchen Franktireurkrieges denken muß. Nur die Verblendung eines unmilitärischen, mit der Wucht geordneter Heeresmassen ganz unvertrauten Volkes konnte freilich ein so wahnwitziges, in seinen Folgen leider so schauerliches Unterfangen überhaupt ins Auge fassen.

Digitized by Google

Jetzt läuft quer über die Chaussee eine Anzahl dunkler Streifen, ein bis zwei Dutzend, in kurzen Abständen hintereinander; unser Auto stößt leicht beim Darüberfahren. Es sind ehemalige, 2 Meter breite Gräben, die die Belgier quer über die Straße gerissen hatten. Unsere Truppen hatten sie bereits alle wieder ausgefüllt und geglättet.

Nun zur Linken ein niedergebranntes Haus. Aber so vereinzelt und ringsum auch alles so friedfertig in Garten und Feld, daß es aussieht wie das Ergebnis irgendeiner gewöhnlichen Feuersbrunst. Nicht weit davon ist in einem Bauerngehöft eine deutsche Etappenwache eingerichtet; unsere Leute sitzen behaglich davor bei Bier und Tabak und grüßen stramm bei unserm Vorüberfahren. An die Hauswand ist mit Kreide angeschrieben: „Feldpost hier abgeben.“ Daneben der Vers:

Russische Würste,
Französischer Sekt,
Deutsche Hiebe,
Ei wie das schmeckt!

Da, mit einem Male ein ander Bild! Ein Bild, das mit einem Schlage das ganze Grausen des Krieges, des so vom Gegner gewollten Krieges, emporsteigen läßt. Wir erreichen das Städtchen Battice, 12 Kilometer jenseits der Grenze, wo der erste größere bewaffnete Widerstand geleistet, wo aus allen Fenstern heraus geschossen wurde und ein jedes Haus einzeln von unsern Truppen erobert werden mußte.

Wie soll ich den Eindruck beschreiben? Heute kennt ein jeder Anblicke dieser Art, leider, aus ungezählten Abbildungen. Damals boten mir die einzige Analogie die mir aus Reisen der letzten Jahrzehnte vertrauten Bilder von Städten, die Erdbeben und Feuersbrunst zugleich verwüstet hatten; Messina etwa, oder St.-Pierre auf Martinique, das ich 1903 gesehen. Nicht dem Erdboden gleich gemacht war die Ortschaft, die Umfassungsmauern der Häuser standen in der Regel noch, nur war vielfach die Vorderwand, in die die Maschinengewehre hineingeschossen, niedergelegt, das Dach verschwunden, man schaute von der Straße in das leere, vom Feuer geschwärzte Innere hinein. Auf verkohlten Balken ruhten Teile von geborstenen Decken, die Tapeten an den Wänden waren teilweise erhalten, gelegentlich auch ein Bild an der Wand, irgendein Familienporträt, das, der Sonne wie dem Regen ausgesetzt, seltsam ins Leere

Digitized by Google

starrte. Kein Möbelstück war mehr zu sehen; der Fußboden lag voll von Ziegelbrocken und kohlendem Holzwerk. Auch die Kirche war furchtbar zerstört, der Turm mit einem Teil des Daches durch eine Granate zertrümmert, die Fenster in tausend Scherben. Auch sie war von den Bewohnern als Hinterhalt benutzt worden, vom Turm wurde geschossen. Hier oder in einem Nachbarort, genau konnte ich das nicht feststellen, hat man sogar zwei Maschinengewehre aus der Kirche herausgeholt. Wie kommen städtische Bürger in den Besitz von Maschinengewehren?

Keine Menschenseele war weithin zu erblicken, keine Katze, kein Vogel; Todesschweigen über allem. An den Häusern klebten noch allerlei Plakate, die besagten, daß nächsten Sonntag da und da großer Ball stattfinden würde, oder die ankündigten, daß der König und die Königin Anfang August auf ihrer beabsichtigten großen Rundreise nach Lüttich kommen würden und große Festlichkeiten deshalb bevorstünden. Hier und dort sah man durch die verwüsteten Häuser im Hintergrund hinein in einen schönen, unversehrten kleinen Garten, wo rote Rosen über das Geländer quollen. Nirgendwo war aber eine Leiche zu sehen; ja, die Straßen waren offenbar außerhalb der Schutthalden von unsern Truppen bereits wieder peinlich gesäubert. Das gab dem Ganzen noch mehr den Ausdruck wie von etwas Unwirklichem, einem Traumgebilde. Nur aus den Kellerlöchern drang hier und dort ein atembeklemmender Geruch hervor; unter den Trümmermassen, die die Keller erfüllten, mußten noch Leichname liegen.

Aber nur unmittelbar an den Straßen, die unsere Truppen ziehen mußten, waren Spuren des Krieges zu gewahren; sonst breitete sich rings in der Landschaft auch hier unter der hellen, stillen Sommersonne das Bild eines früchteschweren Friedens. Die Landstraße zieht hoch auf dem Rücken des ostbelgischen Plateaus dahin, und rechts und links schweifte das Auge entzückt über eine wunderschöne, blühende, leichtwellige Landschaft, saftig grün von den Viehweiden, mit zahllosen Hecken, den holsteinischen Knicks ganz ähnlich, durchzogen, überstreut mit schwarzbuntem Rindvieh, das friedlich wiederkäuend im Grase lag, und mit den dicken belgischen Pferden. Kohläcker, Haferfelder umgaben in Nähe und Weite die zahllos über das Land verteilten Dörfer dieses hier augenscheinlich dicht besiedelten Landes.

Digitized by Google

Ja auch am Wege selbst mußten von unsern Truppen nur die Häuser zerstört worden sein, aus denen geschossen worden war; andere, unmittelbar daneben, waren ganz unversehrt geblieben.

Von Einwohnern schienen die Grenzgegenden ganz verlassen. Erst nach und nach, je näher wir Lüttich kamen, fanden sich wieder solche ein. Sie machten einen merkwürdig ungünstigen Eindruck. Es waren kleinwüchsige Menschen mit unangenehmen Gesichtern. Ein ausgesprochen häßlicher Menschenschlag schien in diesen Gegenden heimisch. Auch den fremden Militärattachés fiel dies auf. Insbesondere die Männer, mit hageren und finsteren, wie von Leidenschaften und Lastern verwüsteten und früh gealterten Zügen, boten nicht den Anblick gesunder Landleute, sondern erinnerten — eine Empfindung, die uns in diesen Gegenden Belgiens so oft wiederkehrte — mit ihren Mützen an großstädtische Apachen und Zuhälter. Scheu grüßten sie die vorüberfliegenden Automobile.

Bald häuften sich zu den Seiten des Weges wiederum die Zeugen erbitterter Kämpfe. Neue zerschossene Häuser glitten an uns vorüber. Zur Rechten wieder eine Kirche, in die eine Granate hineingeschlagen hatte. Neben der Straße niedriges Pfahlwerk mit den Resten eines Stacheldrahtverhaues und leichtgebuckelte, ganz niedrige Erdhügel von gelbgrüner Färbung, unauffällig, für den Unkundigen kaum irgendwie bemerkenswert — das war Fort Fléron, das erste der zwölf großen Außenforts der Festung Lüttich!

Die dramatische Eroberung von Lüttich durch die in rasender Eile, zum großen Teil in Kraftwagen, über die Grenze herübergeworfenen Truppen unter General von Emmich, die Einnahme der Stadt in heftigem Straßenkampf und die Bezwingung der Forts durch unwiderstehliche Artilleriebeschießung und Sturmangriff sind bekannt. Fort Fléron ist nicht durch die schwerste Artillerie beschossen worden, wie einige andere, sondern nur durch leichtere sturmreif gemacht und dann von den Unsern in glänzendem Sturm genommen. Wir verließen hier die Wagen und besichtigten unter Führung des Ortskommandanten das Fort.

Die Besatzung hatte bei der überwältigenden Schnelle unseres Einmarsches in Belgien nicht die Besinnung gefunden, das übliche freie Schußfeld vor den Wällen durch Abholzung der Büsche und Bäume und Niederlegung der Häuser zu schaffen. Zertrümmerte Mauern, schuß-

Digitized by Google

zerzauste Hecken zeugten deshalb ringsum von der Heftigkeit der Kämpfe, die hier stattgefunden hatten. Nur Stacheldrahtverhaue waren hergestellt worden; auch sie lagen, von den Schüssen unserer Artillerie zerfetzt, von den Scheren der Pioniere zerschnitten, herum. Nachdem diese Hindernisse in Unordnung gebracht und die Nerven der Verteidiger durch unser Artilleriefeuer hinreichend erschüttert waren, setzte unser Sturmangriff mit außerordentlicher Kühnheit ein. Man zeigte uns die Stelle, wo die Unsrigen unter mörderischem Feuer des Feindes den von außen unsichtbaren, von 8 bis 10 Fuß hohen senkrechten Mauern eingefaßten Graben mit Sturmleitern durchquert hatten. Die mit Erdaufschüttungen bedeckte Oberfläche des Forts war tief zerwühlt von unsern Granaten. Das Betonfundament der Panzertürme war vielfach bloßgelegt und zersplittert. Einer der Panzertürme war dabei soweit beschädigt worden, daß er seine Drehbarkeit verloren hatte. Hier und dort lagen die stählernen Schutzschilde herum, hinter denen die Verteidiger geschossen hatten; an einer Stelle eine noch unkrepierte Granate im Sand, vorsichtig mit einem Bindfaden umzäunt und mit einem Fähnchen kenntlich gemacht. Aus einem Spalt des obersten Panzerturms ragte noch die weiße Fahne der Übergabe hervor.

Mit Laternen betraten wir sodann auch das unterirdische Labyrinth der Kasematten, die zum Teil durch schmale Fenster erleuchtet, zum großen Teil aber stockdunkel waren. Unser Führer drang auf Vorsicht, da trotz der geschehenen Aufräumung noch unexplodierte Handgranaten vorhanden sein konnten. Von Mann zu Mann war hier, nachdem die Eisentüren gesprengt und eingehauen waren, in fürchterlichem Handgemenge im Dunkeln gefochten worden. In einigen Räumen waren noch belgische Gefangene untergebracht, die uns mit finsteren Blicken anschauten. In andern Räumen hatte sich die deutsche Besatzung des Forts bereits wieder Behaglichkeit geschaffen, die Kammern gesäubert und neu eingerichtet. Ich sah das Zimmer des Kommandanten, die Offiziersmesse, die Mannschaftsspeiseräume und die Küche, wo gerade sehr appetitliche Kalbsschnitzel bereitet wurden.

Draußen waren belgische Arbeiter am Werke, für uns die Schäden der Kanonade zu beseitigen. Das Innere hatte an sich wenig gelitten. Um das Fort herum waren von uns die Stacheldrahthindernisse bereits

Digitized by Google

zum großen Teil wieder hergestellt; es war zu sehen, wie unsere Heeresleitung sofort ans Werk gegangen war, die Festung Lüttich wieder in Verteidigungszustand zu versetzen. —

Von Fléron aus ging unsere Fahrt weiter, nach Lüttich selbst hinein. Unmittelbar jenseits der Forthöhe senkte sich der Taleinschnitt des Maastals hinab, und vor uns breitete sich das Meer der silbergrauen Dächer, in hoher Woge am jenseitigen Berghang emporschwellend. Welch ein Gefühl, daß diese große, prächtige Stadt unser war, genommen durch die Unwiderstehlichkeit unseres ersten Ansturms in diesem Krieg. Wie lange war es her, daß ich in den Straßen Berlins das Glockenläuten wegen dieses Sieges vernommen hatte, und nun sah ich die Stadt selbst, besetzt von unsern Truppen und als ein Zentrum brausenden militärischen Lebens, als einen Stützpunkt unserer weiteren Unternehmungen in Belgien, einen wichtigen Durchgangsort für unsere rückwärtigen Verbindungen mit der Heimat. Scheinbar ein chaotisches Gewirr von hier- und dorthin marschierenden Soldatenhaufen, dahersprengenden Reitertrupps und durch die Gassen wie Fischchen im Teich durcheinanderflitzenden Automobilen, von eilfertigen Ordonnanzen mit großen Mappen und behaglich schlendernden oder die Postkartenläden umstehenden Feldgrauen ohne augenblicklichen Dienst; und doch in jeder Einzelheit der tausendfachen, mit stolzem Eifer vollzogenen Arbeiten, die mit der Weiterführung unseres Ansturms gegen den Gegner zusammenhingen, so unverkennbar das Wirken eines ungeheuren, einheitlichen Geschehens. Dazwischen der belgische Bürger, scheu, noch wie verdutzt über den Ausgang des Kampfes um Lüttich, der, bisher in seinem Lande kaum an überhaupt ein Fügen irgendwelcher Art gewöhnt, jetzt zähneknirschend aber doch furchtgebändigt seinen Geschäften wieder nachzugehen begann; aber gelegentlich doch ganz verwundert fragte: „Ja, wie lange soll denn das nun eigentlich hier noch dauern?"

Der Höhepunkt des bunten Lebens war auf dem St.-Lambertplatz, vor und in dem Justizpalast, der einst im sechzehnten Jahrhundert als Wohnung des Fürstbischofs von Lüttich, Kardinal de la Marck, errichtet wurde und heute die Residenz des deutschen Gouverneurs der Provinz Lüttich bildete. Ein paar Maschinengewehre auf dem schönen, den Platz beherrschenden Altan vor der Hauptfront kennzeichneten diese gegenwärtige

Digitized by Google

Sachlage. In dem durch Eisengitter von der Straße gesonderten Vorhof des in der Mitte des vorigen Jahrhunderts angefügten prunkvollen Westflügels, der die Räume der belgischen Provinzialregierung enthält, kochte die Wache gerade ab, und unsere Leute standen zwanglos mit ihren Suppentöpfen um die Feldküchen, die hier aufgefahren waren, oder saßen behaglich essend auf den Treppenwangen der Eintrittshalle. Andere schliefen in den Korridoren auf großen tieffarbigen flandrischen Teppichen, die dort zusammengetragen waren. In einem glänzenden, mit kostbaren vergoldeten Schnitzereien und Gobelins mit Löwenwappen verzierten Saal zu ebener Erde warteten zwei gerade eingebrachte belgische Zivilgefangene, ein hagerer Geistlicher und ein kleiner Mann in dunklem Rock, von einigen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr bewacht. Letztere erzählten, die Verhafteten seien angeklagt, sich an den Franktireurkämpfen der bürgerlichen Bevölkerung beteiligt zu haben. Der kleine Mann sollte der soeben eingelieferte Bürgermeister von Clermont sein, der seine Leute selbst zum Schießen aus dem Hinterhalt gegen unsere einrückenden Truppen angestachelt habe. Der Geistliche dagegen sollte vergeblich versucht haben, ihn davon zurückzuhalten; er sei bereits freigesprochen und solle hier nur noch als Zeuge vernommen werden. Die Richtigkeit dieser Angaben konnte ich nicht feststellen. Mit den scheu und angstvoll schauenden Männern selbst zu sprechen, vermied ich in dem Gefühl, daß dies in einem solchen Moment nicht meines Amtes sei. Ein besonders großartiges Bild aber bot der herrlich große, viereckige erste Arkadenhof (es gibt noch einen zweiten), von dessen merkwürdiger, anscheinend aus byzantinischen, mittelalterlichen und Renaissancestilformen gemischter Architektur, seinen mit wunderlichen Arabesken, schimärischen Gesichtern, unmöglichem Blätterwerk, apokalyptischen Tieren, geflügelten Drachen geschmückten Pfeilern, Victor Hugo in seinen Reiseerinnerungen von 1838 so anziehend plaudert (Le Rhin. Lettre VII). Der Dichter schildert dabei, wie merkwürdig es ihn berührt hat, daß dieser ernste Hof, andachtsvoll und schweigend einst wie ein Kloster, dessen Form er hat, zurzeit zugleich als Marktplatz diente, erfüllt war von den Ständen der Gemüsefrauen, Bücherhändler, Spielzeugkrämer und gleichermaßen widerhallte von dem Gelärm der Käufer und Verkäufer rings um die geschnitzten Arkadenpfeiler und dem unversiegbaren Geschwätz der Advokaten, deren gereizte Plädoyers überall aus

Digitized by Google

den geöffneten Fenstern schallten. Heute würde er die große Schüssel dieses alten feierlichen Hofes wieder mit einem ganz andern Inhalt gefüllt gesehen haben. Er diente jetzt als unser Automobilpark und zeigte das modern-kriegerische Aussehen, das unser Bild (hinter S. 32) festhält.

Während dieser Besichtigung hatte sich unser Führer in das Gouvernement begeben und dort leider erfahren, daß die Erlaubnis, von hier nach Brüssel weiterzufahren, nicht gegeben werden könne; das belgische Land zwischen hier und der erst vor wenigen Tagen — am 20. — von unserer Armee erreichten Residenz sei noch zu unsicher. Wir beschlossen dafür, den Versuch zu machen, so nahe wie möglich an Namur heranzukommen, vor dem unsere Truppen lagen, und vielleicht etwas von seiner Beschießung zu sehen. Vorher wollten wir auch das im Nordwesten von Lüttich gelegene Fort Loncin mit den berühmten Schußwirkungen der Kruppschen 42-cm-Mörser noch besichtigen.

Loncin war das stärkste der Forts von Lüttich; hierher hatte sich der Kommandant der Festung, General Leman, geflüchtet, als er bei unserm ersten Handstreich auf Lüttich mit genauer Not, durch einen Sprung über eine Hinterhofmauer, der sofortigen Gefangennahme entgangen war. Es war mit einigen der stärksten Exemplare jener ganz modernen Panzertürme ausgestattet, die man vor dem Kriege so gut wie für unverwundbar hielt, und mit denen sich die belgischen Festungen in den jüngsten Jahren in so großer Menge versehen hatten. Sie bestanden aus dem härtesten herstellbaren Panzerstahl, in mehreren Dezimetern Dicke. Umgeben waren sie von einer Bettung von Beton, die zwei Meter und mehr stark und zuweilen noch mit Eisenbändern durchflochten war, einer Masse, die bisher jeder Geschoßwirkung gespottet hatte. Das Ganze war dann so tief in die Erde eingelassen, daß nur die flache, von weitem kaum sichtbare Kalotte des von innen drehbaren Helms darüber emporragte, aus dessen genau an die Mündung der Geschützrohre anschließenden einzigen Öffnungen die Kanonen des Forts das Gelände davor bestrichen. Mit ihrer Herstellung schien der alte Kampf zwischen Panzer und Kanone für absehbare Zeiten zugunsten des Panzers entschieden zu sein. Und auf die Widerstandsfähigkeit der großen belgischen Festungen hatten die Verbündeten bei ihren Berechnungen des Krieges einen hohen Wert gelegt. Daher das ungeheure

Digitized by Google

Staunen und Entsetzen, als mit einemmal das Vorhandensein und die Wirkungen der Kruppschen Riesenmörser bekannt wurden, die diese Türme wie Glas zerschmetterten.

Fort Loncin war dasjenige Fort gewesen, bei dem diese Wirkungen zum erstenmal und sogleich in einer unerhört fürchterlichen Weise hervortraten. Die Unsrigen hatten sich erst mit leichterer Artillerie eingeschossen, bis die Entfernung unserer Stellung von dem Fort genau bekannt war; dann aus dem neuen Geschütz zwei noch nicht eigentliche Vollgeschosse abgefeuert, und als diese Schüsse — ohne unmittelbare Sicht des Ziels — vollkommen saßen, das richtige Geschoß entsandt, das, in gewaltigem Steilbogen herüberfliegend, sich genau über der zu treffenden Stelle des Forts senkte, und — das Fort Loncin war erledigt!

Die Erzählungen klangen wie Romanphantastik und waren doch vollkommene Wahrheit. Aber nur wer die abenteuerliche Wirkung dieses berühmten Schusses selber gesehen, kann sich eine richtige Vorstellung davon machen. Oder ich möchte fast das sogar noch berichtigen: selbst dann noch stand man davor und sagte sich: du siehst sie zwar, aber begreifen tust du sie eigentlich doch noch nicht.

Von weitem sah Fort Loncin nicht anders aus als Fléron. Als wir uns aber, unter der Führung des stellvertretenden deutschen Kommandanten, über die zerstörten, aber bereits wieder in Herstellung begriffenen Stacheldrahthindernisse hinweg der Höhe der flachen Hügelkalotte näherten, die ehedem das Fort gewesen war, prallten wir geradezu zurück. Inmitten dieser Wölbung gähnte plötzlich zu unsern Füßen eine trichterförmige Vertiefung, die an den Krater eines Vulkans erinnerte. Sie hatte 50 bis 60 Meter Breite von einem Rand zum andern und wohl 20 bis 30 Meter Tiefe. Und dies Ganze war die Wirkung eines einzigen Schusses, war mit der rasenden Gewalt einer einzigen Explosion aus dem betongepanzerten Fortkörper herausgesprengt worden. Dieser Schuß hatte die vermeintlich bombensichere Decke des Forts so tief durchschlagen, daß er mitten in das mit der allerstärksten Wehr verwahrte Herz, in die Pulverkammer, eingedrungen war und diese zur Entladung gebracht hatte. Daher die titanische Größe der Verwüstung. Betonblöcke von vielen Tonnen Gewicht, von der Größe kleiner Häuser waren wirr an den Rändern des Kraters durcheinandergeworfen; in der Mitte

Digitized by Google

selbst waren sie in kleine Brocken zersprengt. Von den zwei großen stählernen Panzertürmen am Rande des Lochs war der eine vollständig aus seinem Lager gerissen und in die Tiefe gesunken; der andere hing zersprungen und aus der Wand herausgeschält halb in der Luft, mit seinem verschobenen Helm anzusehen wie ein riesiger Pilz. Aber dies eine Riesenloch war nicht die einzige Wirkung der Explosion. Die plötzlich erzeugte ungeheure Masse ausdehnungsbedürftigen Gases hatte sich in den Gängen und Kasematten des Forts nach allen Seiten hin verbreitet und auch ringsumher allenthalben furchtbare Zerstörung angerichtet, die Wände zersprengt, die Gewölbe bersten lassen, alles durcheinandergewühlt. Über das Chaos der umhergeschleuderten und gerutschten Blöcke klimmend, schaute man hier und da in die verschütteten Höhlungen der Kasematten hinab, sah in den im Dunkel verschwindenden Spalten das zerrissene Räderwerk der Panzertürme, zerstörte Telephonleitungen, die Reste elektrischer Beleuchtungsanlagen und sonstige Spuren eines großen, sinnvollen, kostspieligen Mechanismus, der als ein Triumph menschlicher Verteidigungskunst galt und in einer Sekunde durch eine noch sinnvollere Angriffskunst in ein wertloses Nichts verwandelt wurde. Uniformstücke, Waffen, anscheinend — das Auge konnte es nicht unterscheiden — auch menschliche Körper lagen dort im Dämmer. Etwa 350 Mann Besatzung hatte das Fort gehabt, von denen noch etwa 150 unter den Trümmern, über die wir dahinschritten, verschüttet liegen sollten. Ein starker Verwesungsgeruch, der aus den Bodenspalten empordrang, kündigte ihr Vorhandensein an.

General Leman wurde durch die Explosion nicht getötet, aber man zog ihn in bewußtlosem Zustand aus den Trümmern von Loncin hervor. Seine erste Bitte, als er wieder zu sich gekommen, war die Aufnahme eines Protokolls darüber, daß er nicht wachen Geistes in die Hände des Gegners gefallen sei. Mit der größten Anerkennung und der ritterlichen Freude an solch einem Gegner wurde mir von unsern Offizieren das erzählt.

Unser Kaiser selbst hatte nach den überaus kühnen, aber auch sehr verlustreichen ersten Gewaltstürmen auf die Befestigungen Lüttichs entschieden, daß zur Bezwingung des Restes dieser Befestigungen kein unnötiges Menschenopfer mehr gebracht werden solle. Besaßen wir doch

in dem neuen Geschütz das Mittel, in aller Ruhe ein Fort nach dem andern aus einer Entfernung von fast zwei deutschen Meilen in Trümmer zu schießen, ohne daß der Gegner irgend etwas dagegen tun konnte. Wir luden deshalb, ehe wir die noch übrigen Forts beschossen, die Kommandanten derselben ein, sich die Wirkungen der 42er bei den schon gefallenen anzusehen, um die Nutzlosigkeit ihres Widerstandes zu erkennen und sich freiwillig zu ergeben. Einige lehnten ab, weil sie trotz der zu ihnen gedrungenen Nachrichten auf die Stärke ihrer Befestigungen bauten. Nach den ersten Schüssen aber kapitulierten doch auch sie.

Dann, nachdem diese Arbeit hier getan, waren die vernichtungspeienden Ungeheuer weitergegangen zu einer neuen großen Aufgabe, der Bezwingung der Festung Namur. Vor wenigen Tagen waren sie dort eingetroffen und hatten, wie wir hörten, ihre Arbeit begonnen.

Ich schrieb an diesem Abend in mein Tagebuch: „War es nicht ein Ahnherr unseres Monarchen, der erste Hohenzollernkurfürst von Brandenburg, der die ‚Faule Grete' besaß? Bedächtig wurde damals das vielbesprochene Ungetüm herangeführt gegen die Burgen der aufsässigen Ritter, und nur bedächtig und selten gab es seine Schüsse ab, aber unwiderstehlich. Schrecken verbreitete sich vor ihm her, und es wurde ein ausschlaggebendes Mittel zur Unterwerfung der Gegner Hohenzollerns. Es ist nur eine, den veränderten und vergrößerten Umständen angepaßte Wiederholung der Weltgeschichte, daß die Armee des Hohenzollernkaisers jetzt mit dieser furchtbaren und unwiderstehlichen Artillerie daherzieht, mit der wir die Festungen des Gegners, eine nach der andern, brechen, bis wir sie — hoffentlich bald — vor Paris erproben werden."

Digitized by Google



Phot.: Pietsch.

Arkadenhof des Justizpalastes in Lüttich.
(Vgl. Seite 29.)



Patrouille.

Digitized by Google



Gesprengte Eisenbahnbrücke über die Maas bei Révin.



Die deutsche Sturmstellung vor den Wällen von Longwy.

(Vgl. Seite 46.)

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Bei der Einnahme von Namur.

Am Rande der Befestigungen von Loncin, dort wo die Stacheldrahtumzäunung sich befindet, lag eine Anzahl von Gräbern der Unsrigen, die bei der Einnahme des Forts gefallen waren. Darunter ein Grab, dessen Anblick zu den ergreifendsten Dingen gehörte, die ich gesehen. Es mußte einen Mann umschließen, der seinen Kameraden viel gewesen war. Es war sorgfältiger als die übrigen aufgeworfen, an seinem Kopfende stand ein Kreuz, zusammengezimmert aus den Brettern einer gespalteten Holzkiste; der eine Flügel enthielt noch die Worte: „Pas ouvrir de ce côté." Dahinter war eine Reiterlanze in den Boden gesteckt mit ihrem schwarzweißen Fähnchen oben daran. Es war ein Dragoner-Unteroffizier, der hier lag; sein Waffenrock hing an einem Pfahl zu Füßen des Grabes; die abgetrennten Achselklappen waren kreuzweise in der Mitte des Holzkreuzes gegenüber aufgenagelt. Ein Name bezeichnete das Grab nicht.

Von hier wandten wir uns nun in der Richtung auf Namur zu, um uns der Belagerungsarmee soweit wie möglich zu nähern und vielleicht etwas von der Beschießung der Stadt, die vor drei Tagen begonnen hatte, zu sehen.

Namur liegt im Tal der Maas, etwa 60 Kilometer südwestlich von Lüttich, an der Mündung der Sambre in diesen Fluß. Es beherrscht deshalb die beiden mächtigen, hier auseinanderstrebenden Straßenzüge, von Lüttich über Namur gradlinig weiter nach Maubeuge und Paris, und von Namur südwärts über Dinant nach Sedan und Lothringen, wo die Hauptmassen der französischen Armee standen. Nach den bisherigen strategischen An-

schauungen also ein Punkt von höchster Wichtigkeit, den die gegnerischen Stimmen — besonders die Engländer — als eine Art Schlüssel der ganzen Angriffsstellung der Verbündeten gegen Deutschland bezeichneten und auf dessen Widerstandskraft sie Monate hinaus mit Sicherheit rechneten. Daheim bei uns hatte man, verwöhnt durch den raschen Fall von Lüttich, sich im Gegenteil schon gewundert, ja man war unruhig, daß es so lange still blieb von Namur. Widerstand die Feste uns wirklich Wochen und Wochen? Heut wissen wir, daß die in viel größerem Stil vorgehende deutsche Heeresleitung mit ihren weitausgreifenden Truppenmassen sich überhaupt nicht an diese engen alten Verkehrsstraßen hielt, sondern in breitem Strom fast ganz Belgien überflutete und die Festung Namur dabei zunächst einfach umging. Erst vor wenigen Tagen hatte die Beschießung begonnen.

Wir kehrten mit unsern Kraftwagen von Fort Loncin nicht erst nach Lüttich zurück, sondern suchten uns selbständig nach der Karte auf den Plateauhöhen nördlich der Maas einen Weg gegen Südwesten, über Hollogne, St.-Georges, Verlaine, wobei wir uns in dem überaus dicht besiedelten und mit einem engmaschigen Wegenetz überspannten Gelände gelegentlich verirrten. Denn überall waren die Wegweiser von der Bevölkerung ihrer Arme beraubt oder die Namen darauf geschwärzt — was charakteristischerweise in Belgien sehr häufig, in Frankreich später gar nicht geschehen ist. Die ganze Fahrt war daher nicht ohne Wagnis. Sie führte durch Gegenden, die großenteils außerhalb der deutschen Etappenstraßen lagen und wo wir infolgedessen stundenlang keinen deutschen Soldaten antrafen, wo aber noch kurz vorher erbitterte Franktireurgefechte stattgefunden hatten. Meist schienen allerdings hier die Dörfer gänzlich verlassen, die Bewohner geflüchtet; man begegnete darin keiner Menschenseele.

Aber nicht überall waren sie entflohen. Wir durchmaßen auch reiche Gegenden, wo die Bevölkerung zahlreich und eifrig auf den Feldern mit der Einbringung der Ernte beschäftigt war. Und es trat uns wieder die überraschende Tatsache entgegen, wie wenig doch eigentlich der Krieg, unmittelbar wenigstens, in einem eroberten Lande vernichtet.

Es war ein überaus üppiges, blühendes, schönes Land, das wir durchfuhren. Reizvoll waren die Äcker und Weiden unterbrochen und

Digitized by Google

gegliedert durch Hecken, Büsche und Wäldchen. Die Dörfer, nahe aneinandergereiht, waren sauber und gefällig anzusehen; hübsche Kirchen, behagliche Landhäuser standen darin.

Über Fize-Fontaine fuhren wir dann vom Plateau abwärts in das schon von weitem als mächtiger breiter Spalt und am Plateauland erkennbare Maastal bei der alten Festung Huy, halbwegs zwischen Lüttich und Namur, dessen überaus malerische, auf einem Felsen als ein mächtiges, grauweißes Kastell über der Häusermasse der Stadt emporsteigende Zitadelle, die für den modernen Festungskrieg keine Bedeutung mehr hat, schon längst in deutschen Händen war. Unten am Fuß des Kastellweges, nahe der Maas, lag ein Hotel mit der breiten Aufschrift: „Au drapeau belge"; gerade oben über ihm wehte von der Zinne der Zitadelle die schwarzweißrote Fahne!

Schon in Lüttich hatten die Belgier den schönen Pont des Arches gesprengt — ein sinnloses Unternehmen, denn er war nur eine Straßenbrücke gewesen, und in kürzester Frist hatten die deutschen Pioniere daneben eine vollkommen ebenso leistungsfähige Schiffbrücke hergestellt. Ganz ebenso zwecklos hatte man hier in Huy die beiden Maasbrücken zerstört, Werte an Millionen ziellos dabei ruiniert, denn auch hier war sofort Ersatz geschaffen worden. Wir fuhren über die neue, auch für die Last von Autos tragfähige Kriegsbrücke hinüber und nunmehr auf dem rechten Ufer der Maas weiter vorwärts gegen Namur.

Die landschaftliche Schönheit des Maastals mit seinem breiten ruhigen Strom auf der einen Seite des in prächtigem Baumschatten an ihm dahinziehenden Weges, mit den üppig begrünten oder in jähen, romantischen Felsbildungen zu seiner andern Seite emporsteigenden Talwänden hätte mich zu anderer Zeit sicher begeistert. Heut hatte ich für die Landschaft wenig Sinn. Die Flut des deutschen militärischen Lebens, in die wir hier wieder mitten hinabgetaucht waren, und die Spannung: wie weit werden wir wohl noch vorwärtskommen? ließ zu Naturstimmungen wenig Raum.

Huy und das Maastal wimmelten von deutschen Soldaten, dem Nachschub, den Proviant-, Munitions-, Pionier- und sonstigen Kolonnen der weiter vorgeschobenen Armeen. Mit fieberhafter Geschäftigkeit — dieser hergebrachte Ausdruck ist aber nicht gut, denn alles ging zwar

Digitized by Google

mit Eifer, aber doch ganz ohne Nervosität vor sich — wurde hier wie überall daran gearbeitet, sofort alle unsern Vormarsch und unsere rückwärtigen Verbindungen störenden Schäden zu beseitigen. Schon jetzt liefen die deutschen Eisenbahnzüge bis über Huy hinaus. Wir sahen die deutschen Güterzugwagen drüben am andern Ufer stehen. Großartig war die Ruhe und Sicherheit, mit der auf den überfüllten Landstraßen der militärische Verkehr sich regelte. Alle Proviantkolonnen, Munitionszüge, die schweren Lastlokomobilen usw. bewegten sich in wohlgeordneten, geschlossenen Zügen, hielten rechts der Straße, alles grüßte stramm wie im Frieden; eine Disziplin, eine ruhige Sicherheit herrschte wie im Kaisermanöver, oder noch besser als dort. Gerade diese exakte Arbeit im Rücken des kämpfenden Feldheeres, die wir so oft zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, flößte immer von neuem Bewunderung ein und legte Zeugnis ab für einen Geist großartigster Organisation.

„Das ist es," sagt zu mir der rumänische Militärattaché, „die Truppen sind heute überall gut in Europa, ziemlich gleichmäßig. Was aber Deutschland keiner nachmacht, ist die gleichzeitige Arbeit im Rücken des Heeres, die einfach an alles denkt, und die schon sofort bei Beginn des Krieges hinter der fechtenden Armee eine tadellos ausgerüstete zweite Armee entstehen läßt."

Unweit Andenne wieder eine zerstörte Brücke; deutsche Pioniere haben in der Zeit von vormittags 10 bis nachmittags 4 Uhr bereits eine neue gemacht. In Andenne selbst trafen wir zwei junge, lebensvolle Reserveoffiziere, Berliner Juristen, die auf der Suche nach ihrer weiter gegen Namur vorgegangenen Kompagnie waren. Sie hatten ein paar Tage ein Kommando gegen die Franktireure auf dem jenseitigen Ufer gehabt, von dem sie eben zurückkehrten, und erzählten von den heftigen Beschießungen durch Landleute, denen sie dort in den Dörfern ausgesetzt gewesen waren. Die Belgier hatten auch über die Maas herüber auf die Unsrigen geschossen, und es war notwendig gewesen, einige Dörfer niederzubrennen. Die Herren waren überglücklich, daß wir sie in unsern Autos weiter gegen Namur mitnehmen wollten, wo sie ihren Truppenteil wiederzufinden hofften.

Wie es um die Stadt stand, konnten aber weder sie noch sonst jemand von den zahlreichen marschierenden Truppen sagen. Wir waren

Digitized by Google

in Andenne nur noch etwa 8 Kilometer von dem äußersten Fortgürtel der Stadt, etwa 16 von Namur selbst entfernt und mußten, wenn wir noch weiter vorgingen, bald in den Gefechtsbereich geraten. Leider zeigte sich aber, daß unser Benzin dann nicht mehr zur Rückfahrt nach Lüttich ausreichte.

Während wir noch über den Fall ratschlagten, führte die Etappenwache uns einen Radfahrer zu, der in irgendeinem Auftrag von der Richtung Namur herkam.

„Wie steht's bei Namur?"

„Kann ich nicht genau sagen, da ist noch allerhand los."

„Woher kommen Sie denn?"

„Von Lives."

„Was ist Lives?"

„Ach, das ist da so'n ‚Kaff', was wir genommen haben." Die wegwerfende Art, mit der der Mann von der Einnahme des Ortes Lives, wenige Kilometer vor Namur, als eines „Kaffs" sprach, war köstlich.

Jetzt aber rollte ein rasches Auto hinter uns von Huy her heran mit einem jungen Offizier darin.

„Kann ich Ihnen irgendwie dienlich sein, meine Herren?"

„Ja, wir wissen nicht, ob wir noch weiter gegen Namur fahren sollen, weil es mit unserm Benzin auf die Neige geht und wir im Zweifel sind, ob wir unterwegs etwas bekommen werden."

„Dann holen Sie sich doch in Namur selbst neues!"

„Wie? Was? In Namur? Haben wir denn das schon?"

„Ja natürlich, heute morgen sind unsere Truppen eingezogen. Einige Forts halten sich noch, aber die Zitadelle und die Stadt sind in unserer Hand; ich bin heute früh selber drin gewesen. Und ein ganzes Benzinlager haben wir in der Vorstadt Jambes mit Beschlag belegt."

War es möglich? Gerade zu diesem glorreichen Tag hatte uns ein gütiges Schicksal hierhergeführt! Wir sprangen unverzüglich in unsere Wagen: „Los, Chauffeur, los doch!" und weiter ging es, so rasch die Truppenbewegungen es gestatteten, die Straße auf Namur zu.

Digitized by Google

Immer zahlreicher wurden die Fuhrkolonnen und die marschierenden Truppenteile auf dem Wege; rechts und links am Grabenrand und auf den Wiesen lagen biwakierende Abteilungen unserer Leute. Binnen kurzem kamen wir in den Bereich der Truppen, die schon von Namurs Fall Kenntnis hatten, und eine jauchzende Stimmung lag über allen. Allenthalben winkten und jubelten die Leute uns zu, riefen Hurra und schwenkten die Mützen. Und immer wieder geschah es, daß sie den schwedischen und den rumänischen Attaché wegen ihrer Mützen für Österreicher ansahen. „Hurra, Kamerad!“ so tönte es wieder und wieder herüber, und die stolz lachenden Blicke folgten uns nach.

Gegen 5 Uhr erscheint in der Ferne vor uns im Ausschnitt des Tals die vor der Abendsonne stehende Silhouette der Häusermasse von Namur, von überragenden Höhen umkränzt. Neben unserm Wagen taucht ein aus Holz und Erde hergestellter Straßenverhau auf, in dem vier verlassene belgische Maschinengewehre stehen, völlig unbeschädigt; die flüchtende Bedienung hat nicht Zeit gefunden, sie unbrauchbar zu machen. Auf der andern Seite des Weges breite Stacheldrahthindernisse; der Weg selbst war von den Unsern bereits vollkommen aufgeräumt. Nicht weit dahinter, jenseits des eben erwähnten Ortes Lives, ein seltsamer Anblick: die ganze Straße auf mehrere hundert Meter übersät mit belgischen Uniformstücken, Röcken, Käppis, Schärpen, zerbrochenen Gewehren, ja sogar Hosen und Stiefeln; ein Chaos, das man sich nur so erklären kann, daß die belgischen Soldaten unter der Uniform oder in ihren Tornistern Zivilkleidung getragen haben. In der tollen Flucht vor unserm Angriff haben sie hier ihre militärischen Abzeichen weggeworfen, um sich in harmlose Bürger zu verwandeln und so zu retten. Droben auf den Höhen links vom Wege sollte noch in weit größerem Umfang alles von Massen dieser zurückgelassenen Dinge erfüllt sein. Tote waren auf dem Wege nicht mehr zu sehen, auch sie waren schon weggebracht; droben sollten sie aber noch am Wege liegen.

Binnen kurzem sind wir an den ersten Häusern des auf dem rechten Maasufer gelegenen Stadtteils Jambes; die eigentliche Stadt Namur liegt auf der linken Seite, zu Füßen der ähnlich wie in Huy, nur noch imposanter, mit mächtigen, grauen, grünbewachsenen Wällen emporragenden Felszitadelle, auf deren Höhe im goldenen Abendlicht unsere

Digitized by Google

Fahne flattert! Mit uns zieht ein hessisches Regiment in Jambes ein, das in schwerem Kampfe 15 Offiziere verloren hat. Trotzdem liegt auch hier ein Jauchzen über allen, strahlend sind die Gesichter, alles lacht und winkt sich zu, und in tadelloser Ordnung macht das Regiment auf der breiten Hauptstraße von Jambes halt. Wir steigen von unsern am Ufer der Maas haltenden Wagen und mischen uns unter die deutschen Mannschaften und Offiziere, Hände schüttelnd, beglückwünschend und nach den Einzelheiten fragend.

Drei Tage nur hat der Widerstand Namurs gedauert, von dem die Engländer noch kurz zuvor verkündet hatten, daß es drei Monate aushalten werde. Zwölftausend Gefangene, hieß es, seien gemacht.

Die große Maasbrücke, die von dem Stadtteil Jambes zum Hauptteil von Namur hinüberführt, war gesprengt, so daß wir von hier aus nicht hinüber konnten, sondern uns mit dem Anblick des prachtvollen Stadtbildes jenseits des breiten schönen Stroms begnügen mußten, wo wir Massen deutscher Truppen einherziehen sahen, auch Reiterei und Artillerie. Phantastisch ragten weiterhin auf dem Bergrücken der Zitadelle hohle Fensterreihen und nackte eiserne Dachsparren des ausgebrannten riesigen Namurer Kurhotels in die Luft. An der zerstörten Maasbrücke waren deutsche Pioniere beschäftigt, einen neuen Übergang herzustellen; wie die Katzen kletterten sie an den Pfeilern und auf dem Trümmerwerk über dem aufgestaut schäumenden Wasser herum und waren gerade dabei, zunächst einmal die Schienen der Straßenbahn, die, unzerrissen, frei wie eine Girlande in der Luft hingen, durch elektrisch zu entzündende Dynamitpatronen zu sprengen.

Während wir dieser Arbeit zuschauten, ertönte von Zeit zu Zeit von weitem ein dumpfer Donner, dem ein seltsames mattes Heulen aus den Lüften über uns folgte. Das waren die Schüsse unserer 42-cm-Mörser, die, unsichtbar für uns, die noch unbezwungenen Forts von Namur beschossen. Brennend gern hätten wir die feuernden Batterien selbst aufgesucht, aber wir mußten uns bescheiden, denn es galt heute noch nach Lüttich zurückzukehren. Nach kurzer Umfrage hatten wir uns selbst überzeugen müssen, daß es mit Unterkunftsgelegenheit in Namur und Umgegend sehr knapp bestellt war, und wir müßigen Zuschauer hatten kein Recht, unsern tapfern Soldaten noch den Platz schmälern zu helfen.

Digitized by Google

Auffallend und nicht gerade angenehm berührte es, daß die Bevölkerung von Namur, wenigstens hier in dieser Vorstadt, höchst zutunlich, ja man kann sagen würdelos freundlich war und unsere Soldaten mit Ansichtspostkarten und Zigarettenangeboten — wobei von den Offizieren darauf gehalten wurde, daß sie bezahlt würden — überschwemmte. Man hätte sagen können, daß sie verängstigt waren; allein den Eindruck machten sie eigentlich durchaus nicht; sie lachten und plauderten und sahen sich all das mit an, als ob es sie gar nichts anginge. Und doch wurde man den Gedanken nicht los, daß diese selben Leute im Dunkel und in der Überzahl vermutlich ähnliche Scheußlichkeiten begehen würden, wie ihre Landsleute anderswo getan.

Unsere Zeit ging zu Ende. Wir entnahmen der von der Militärverwaltung beschlagnahmten Benzinniederlage den uns nötigen Vorrat und kehrten dann in schnellster Fahrt längs der Maas nach Lüttich zurück. Das Ziehen der Kolonnen auf der Heerstraße war großenteils zum Stillstand gekommen; die Leute kochten ab oder bereiteten ihre Quartiere in den Dörfern. Bald hinter Huy überfiel uns die Nacht. Die Straße wurde einsamer; nur die Etappenwachen vertraten noch auf ihnen die deutsche Heeresmacht, und es war ein bezeichnendes Bild, wie sie in den Orten, die friedfertig geblieben waren und ihre Bevölkerung unbehelligt behalten hatten, ruhig und behaglich mit ihren Quartierwirten vor den Türen saßen, und wie Frauen und Mädchen in der Dunkelheit sich vollkommen unbelästigt umherbewegen konnten.

In den Reiseerinnerungen Victor Hugos aus dem Jahre 1838, die ich im vorigen Kapitel erwähnte, beschreibt er auch seine Annäherung an Lüttich auf der Straße von Namur her; sie erfolgte ganz wie bei mir nach Hereinbruch der Dunkelheit. Er schildert dabei, wie etwa eine Wagenfahrtstunde vor Lüttich sich mit einem Schlag die bisher so idyllische Gegend verändere und ein außergewöhnliches Aussehen annehme. Und nun malt der Dichter in längerer Ausführung mit der ganzen Meisterschaft seiner berühmten Wortkunst den nächtlichen Anblick der großen industriellen Anlagen, die schon damals diese letzte Strecke des Maastals erfüllten, die glühenden Rachen der Öfen, aus denen Flammenzungen hervorschießen, die Feuer allenthalben, die dem Tal den Anschein geben, als sei es von lauter Kratern in Eruption durchlöchert, das ganze

Digitized by Google

lodernde, ächzende, heulende Höllenchaos, mit den schwarzen Silhouetten der Häuser dazwischen. „Man könnte glauben," sagt er, „daß eine feindliche Armee soeben das Land durchzogen hat, und daß zwanzig der Plünderung preisgegebene Ortschaften mit einem Male euch in dieser finstern Nacht alle Bilder und Stufen der Feuersbrunst darbieten; die dort angezündet, die hier rauchend, die andern in Flammen stehend." Und dann fährt er fort: „Dies Schauspiel des Krieges ist aber vom Frieden hervorgebracht. Ihr habt ganz einfach da vor den Augen die Hochöfen des Herrn Cockerill."

Gegenwärtig war nun in der Tat eine feindliche Armee über das Land dahingezogen. Aber die Wirkung auf das Tal hier war eine merkwürdig umgekehrte geworden. Der Krieg hatte im Gegenteil auch diesem Teil des Maastals augenblicklich die gleiche nächtliche Schlummerruhe gebracht, wie das übrige Maastal sie zeigte. Denn zerstört war hier nichts. Wohl aber waren die riesigen Eisenwerkstätten von Seraing, die 1817 John Cockerill hier gegründet hat, und die vor dem gegenwärtigen Kriege die großartigste industrielle Anlage Belgiens waren und alle Arten von Eisen- und Stahlerzeugnissen, Waffen und Maschinen, Kanonen, Panzertürme u. a. m. mit einer Arbeiterschaft von über 10000 Köpfen anfertigten, durch den Krieg vollkommen stillgelegt worden. Freilich wirkte es kaum minder fremdartig, an diesen endlosen, in tiefem Schweigen daliegenden Fabrikgebäuden vorüberzufahren, deren düstere Fronten und schwarze Riesenfenster nur hier und dort von außen durch eine matte Straßenlaterne beleuchtet waren, während die mächtigen Essen sich oben am Nachthimmel verloren.

Reicher und reicher aber wurden allmählich doch die Gruppen der Lichter im Tal, sie stiegen rechts und links die Uferhänge hinauf, flimmerten von nah und fern, bis es schließlich aussah, als sei ein zweiter Sternhimmel auf die Erde hinabgefallen: Lüttich war erreicht!

Nach einem sehr angeregten Mahl im Grand Hôtel, an dem auch der Gouverneur von Lüttich teilnahm, gingen wir, jeder mit seinem Quartierzettel ausgerüstet, durch die nächtliche Stadt, um unsere Quartiere in den Bürgerhäusern aufzusuchen. Patrouillen durchzogen die Straßen; alle Zimmer nach der Straße hinaus mußten die Nacht durch irgendwie erleuchtet gehalten werden, keine Haustür durfte verschlossen

Digitized by Google

sein, denn es kam immer noch vor, daß aus den Fenstern geschossen wurde. Es war gegen $^1/_2$1, als wir so dahinwanderten. Mit einem Male erklang, nah und immer näher, ein tiefes Dröhnen aus der Höhe über uns hernieder. Ein riesiges dunkles Etwas zog am Nachthimmel dahin. Plötzlich — ein zauberischer Anblick! — ein hellstrahlendes Bündel von Sternen fiel von ihm herab: Leuchtkugeln — das verabredete Signal des Zeppelin, mit dem er sich über unsern eignen Truppen sichtbar macht, damit er nicht von ihnen beschossen wird. Leuchtend weiß, ein fabelhaftes Lichtgebilde am dunklen Himmel, schwebte das große Luftschiff mit wunderbarer Majestät über uns dahin.

Es war, wie wir am nächsten Tag erfuhren, der Zeppelin gewesen, der auf seiner berühmten Fahrt nach dem belagerten Antwerpen in der Nacht vom 24. zum 25. August die Stadt Lüttich überflog.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Im Siegessturm vorwärts.

Immer wird es eine der reizvollsten Erinnerungen an die Zeit der ersten Kriegswochen bleiben, wie allmählich aus den Schleiern des Geheimnisses, die unsere Heeresleitung über ihre ersten Operationen zu breiten gewußt hatte, die großen Züge des grandiosen Aufmarschs unseres Heeres gegen Westen klarer und klarer sich heraushoben, die einzelnen Armeen erkennbar wurden, die es zusammensetzten, und die Heerführer hervortraten, denen ihre Führung anvertraut war. Wie Blitze zucken die einzelnen Armeen aus der geheimnisvollen Wolke, die über Belgien und Elsaß-Lothringen lag, hervor; wie ein Flug jäh daherstürmender Stoßvögel dringen sie allenthalben über die französische Grenze hinüber.

Deutlicher und deutlicher redeten in den letzten Augusttagen die berühmt gewordenen amtlichen Depeschen des Generalquartiermeisters von Stein aus dem Großen Hauptquartier, die in ihrer monumentalen Kürze und Schlagkraft ein so klassischer Ausdruck der mächtigen Geschehnisse waren. Am 27. August erschien endlich das großartigste dieser Telegramme, das mit einem Griff den Vorhang fortzog von dem gesamten Schauplatz, den Blick freigab auf den Ansturm unserer ganzen Front, die sich wie eine einzige ungeheure Brandungswelle über die Lande der Gegner daherwälzte. Und das — so ungemein bezeichnend — auch bereits ein Licht wirft auf die Maßregeln, mit denen die deutsche Energie und Gründlichkeit sofort nach dem Siege daranging, hinter der vordringenden Armee die Verbindungen zwischen ihr und der Heimat auszubauen und die eroberten Gebiete in geordnete Verwaltung zu nehmen.

Digitized by Google

„Das deutsche Westheer ist neun Tage nach Beendigung seines Aufmarsches unter fortgesetzten siegreichen Kämpfen in französisches Gebiet, von Cambrai bis zu den Südvogesen, eingedrungen. Der Feind ist überall geschlagen und befindet sich im vollen Rückzuge. Die Größe seiner Verluste an Gefallenen, Gefangenen und Trophäen läßt sich bei der gewaltigen Ausdehnung der Schlachtfelder in zum Teil unübersichtlichem Wald- und Gebirgsgelände noch nicht annähernd übersehen.

„Die Armee des Generalobersten von Kluck hat die englische Armee bei Maubeuge geworfen und sie heute südwestlich Maubeuge unter Umfassung erneut angegriffen.

„Die Armeen des Generalobersten von Bülow und des Generalobersten Frhr. von Hausen haben etwa acht Armeekorps französischer und belgischer Truppen zwischen Sambre, Namur und Maas in mehrtägigen Kämpfen vollständig geschlagen und verfolgen sie jetzt östlich Maubeuge vorbei. Namur ist nach zweitägiger Beschießung gefallen. Der Angriff auf Maubeuge ist eingeleitet.

„Die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg hat den geschlagenen Feind über den Semois verfolgt und die Maas überschritten.

„Die Armee des Deutschen Kronprinzen hat eine befestigte Stellung des Feindes vorwärts Longwy genommen und einen starken Angriff aus Verdun abgewiesen. Sie befindet sich im Vorgehen gegen die Maas. Longwy ist gefallen.

„Die Armee des Kronprinzen von Bayern ist bei der Verfolgung in Lothringen von neuen feindlichen Kräften aus der Position von Nancy und aus südlicher Richtung angegriffen worden. Sie hat den Angriff zurückgewiesen.

„Die Armee des Generalobersten von Heeringen setzt die Verfolgung in den Vogesen nach Süden fort. Das Elsaß ist vom Feinde geräumt.

„Aus Antwerpen haben vier belgische Divisionen gestern und vorgestern einen Angriff gegen unsere Verbindungen in Richtung Brüssel gemacht. Die zur Abschließung von Antwerpen zurückgelassenen Kräfte haben diese belgischen Truppen geschlagen, dabei viele Gefangene gemacht und Geschütze erbeutet. Die belgische Bevölkerung hat sich fast überall an den Kämpfen beteiligt. Daher sind strengste Maßnahmen zur Unterdrückung des Franktireur- und Bandenwesens angewandt worden.

Digitized by Google

„Die Sicherung der Etappenlinien mußte bisher den Armeen überlassen bleiben. Da diese aber für den weiteren Vormarsch die zu diesem Zweck zurückgelassenen Kräfte notwendig in der Front brauchen, so hat Seine Majestät die Mobilmachung des Landsturms befohlen. Der Landsturm wird zur Sicherung der Etappenlinien und zur Besetzung von Belgien mit herangezogen werden. Dieses unter deutsche Verwaltung tretende Land soll für Heeresbedürfnisse aller Art ausgenutzt werden, um das Heimatgebiet zu entlasten."

Infolge dieser Vorschiebung des Kriegsschauplatzes gegen Westen wurde jetzt auch das Kaiserliche Hauptquartier weiter vorwärts verlegt. Ebenso auch das der Berichterstatter.

Am 25. August waren wir von Lüttich über die Eifel nach Ems zurückgekehrt. Am 29. erfolgte unsere Übersiedelung nach Diekirch, wo wir in dem Gasthaus „Europäischer Hof" Quartier fanden.

Bereits am Tage darauf war ich wieder unterwegs zu einem gemeinsamen Ausflug in das Gebiet der neuen Ereignisse. Und zwar in den Bereich der Schlachtfelder, auf denen die Armee des Deutschen Kronprinzen vom 22. bis 25. August so großartige Erfolge erzielt hatte. Die Reise gab die Möglichkeit, im Verein mit den von seiten des Generalstabs uns zur Verfügung gestellten Materialien, in der Zeitung den ersten eingehenderen Bericht über diese gewaltige Feldschlacht zu geben. Dieser Bericht war aber noch nicht gedruckt, als er im Sturmschritt der Ereignisse schon längst wieder überholt war. Dem bekannten ersten Gesetz für den Feldherrn nach dem Siege folgend, den geschlagenen Gegner nicht zur Ruhe kommen zu lassen, hatte der Kronprinz mit seiner Armee unverzüglich im gleichen Ungestüm weiter vorwärtsgedrängt. Von Osten her war er weiter südostwärts gegen Verdun vorgerückt, und ebenso im Westen auf dem linken Ufer der Maas nach Süden, in unausgesetzten Gefechten. Am 3. September hatte er die in der Linie Varennes—Malancourt—Forges wieder vordringenden Franzosen von neuem schwer geschlagen und sie bis in die Breite von Verdun zurückgeworfen. Am 4. September früh befand ich mich auf dem Wege dorthin.

Am 29. August war das Hauptquartier der kronprinzlichen Armee noch in E.. gewesen. Heute war es mit einem Sprung von 60 Kilometern weiter vorgeschoben nach Frankreich hinein. Wir statteten zu-

Digitized by Google

nächst dem eroberten Longwy noch einmal einen raschen Besuch ab. Das hierbei aufgenommene Bild (vor S. 33) zeigt den äußersten von unsern Belagerungstruppen gegen die auf beherrschender Höhe über dem Tal gelegenen Zitadelle vorgetriebenen Annäherungsgraben, die sogenannte Sturmstellung. Sie liegt, wie man sieht, bereits hart an den Drahthindernissen, die unmittelbar vor den Wällen gezogen sind. Zum eigentlichen Sturm ist es aber nicht mehr gekommen. Die Besatzung der wahrhaft fürchterlich zusammengeschossenen Stadt ergab sich vorher. Wie tapfer sie Widerstand geleistet hatte, ergibt sich daraus, daß der Kronprinz ausdrücklich in Anerkennung dessen bei der Kapitulation dem Kommandanten den Degen beließ.

Von Longwy aus durchfuhren wir über Aubange—Halanzy—Virton die südlichste Grenzgegend von Belgien, nach der französischen Festung Montmédy, die am 29. August eingenommen worden war. Die genannten belgischen Gegenden waren in den Tagen vom 23. bis 25. der Ort außerordentlich heftiger Gefechte gewesen. Unmittelbar jenseits der luxemburgischen Grenze zeugten die zerschossenen Dörfer davon, die zertretenen und von den Rädern der Artillerie zerwühlten Ackerfelder, die Schützengräben der französischen und deutschen Schlachtlinien. Auch die verlassenen Artilleriestellungen waren bei Halanzy zu erkennen, von wo aus über die zwischengelegenen Waldrücken hinweg 5 bis 6 Kilometer weit auf die Zitadelle von Longwy geschossen wurde. Tote waren hier auf den Feldern nicht mehr zu sehen, wohl aber massenhaft umherliegende französische Tornister, Patronentaschen, Uniformjacken, Käppis, Strümpfe, rote Schärpen, Mengen von Munition, Kochtöpfe, herumgestreute Biskuits der eisernen Rationen und allerlei sonstiges, was von eiliger Flucht zeugte. In den Dörfern wurden von unsern Leuten die aufgesammelten Waffen geordnet, ganze Berge von Gewehren mit festem Seitengewehr, Reihen von Geschützen französischer Feldartillerie. Das alles war hier schon zusammengetragen, noch aber war keine Order gekommen, was damit werden sollte. Wir hatten zuviel davon zu versorgen, an allen Teilen unserer Front. Tote sah ich hier nicht mehr; sie waren bereits bestattet. — Und doch, mehr als einmal war uns in den Waldstücken mit dichtem Unterholz, die wir durchquerten, der fade süßliche Geruch nicht entgangen, der aus dem Gestrüpp hervorwehte — Verwesungs-

Digitized by Google

geruch! Kein Zweifel, daß dort noch zahlreiche Gefallene lagen, die die mit dem Absuchen des Geländes betrauten Dörfler der Umgebung noch nicht gefunden hatten. Ein furchtbares Kampfgelände, diese Buschwälder, die oft kaum wenige Schritte weit zu schauen gestatten. Furchtbar auch in dem Sinne, daß vielleicht auch nur Schwerverwundete von den Sanitätsmannschaften nicht aufgefunden worden sein mochten.

Am westlichen Horizont steigt Montmédy empor, hoch auf einem beherrschend das Tal der Chiers und rings das wellige Hügelland überragenden Bergbuckel gelegen. Weithin grüßt auf seiner Höhe über den alten Wällen und niedrigen Dächern eine große Kirche mit zwei stumpfen Türmen, die Kuppeldächer mit einer kleinen Spitze tragen. Sie sehen eigentlich aus wie zwei preußische Pickelhauben. Longwy liegt ähnlich auf einer Berghöhe. Dort war aber von weitem von einer Stadt nichts mehr zu gewahren; das Bombardement hatte sie in einen Trümmerhaufen verwandelt. Montmédy dagegen ist ohne Kampf gefallen. Die Garnison flüchtete am Abend des 27. Augusts in Stärke von etwa 2500 Mann, von denen gegen 700 von uns unterwegs noch unweit der Festung überrascht und gefangengenommen wurden. Die übrigen später weiter südwärts ebenfalls. Die Franzosen hatten erst noch Versuche gemacht, die veralteten Umwallungen ihrer Feste in Eile den modernen Geschoßwirkungen anzupassen; sie hatten sie mit Massen von Sandsäcken bepackt. Aber sie schienen nach den Erfahrungen von Lüttich, Namur, Longwy plötzlich von Entsetzen ergriffen worden zu sein und in wilder, geradezu überstürzter Hast das Weite gesucht zu haben. Die Drahthindernisse, die man oben um die Wälle herum angelegt hatte, lagen noch unvollendet da. Und nie habe ich eine so wahnsinnige Unordnung für möglich gehalten, wie die Kasernen von Montmédy in ihrem Innern sie darboten. In wüsten Haufen lagen in den Schlafräumen Kleidungsstücke aller Art, Stiefel, Hemden, Toilettengerätschaften, Bücher, Briefe, in den Umschlägen und herausgerissen, Liederhefte, unanständige Bilder, Mahlzeitreste u. a. m. auf den ungeordneten Betten und auf dem Boden der Gänge, zertrampelt, zerzerrt, mit Schmutz durchknetet, herum. Vielleicht hatten sie auf ein plötzliches Fluchtsignal alle ihre Habseligkeiten kopflos durcheinandergewühlt, um nur das Notwendigste mitzunehmen. Von einer Bastion herunter sah ich in einem Hof noch

Digitized by Google

langgestreckte Mannschaftstische stehen mit dem Geschirr und den Überresten einer nicht vollkommen verzehrten Mahlzeit. Mit Staunen gewahrten wir die gewaltigen Vorräte, die in den Proianträumen in Holz- und Blechkisten, Büchsen, Fässern, Säcken bis an die Decken aufgespeichert waren: Mehl, Salz, Reis, Zwieback, Fleischkonserven, Gemüse aller Art. Ein wertvoller Fund für unsere eigenen Truppen. In den Munitionsräumen fanden wir auch in Mengen die vielbesprochenen sogenannten Dumdumgeschosse mit der ausgehöhlten Spitze.

Am Fuß des Zitadellenberges, wo ein anderer Teil der Stadt sich ausdehnt, herrschte ein überaus reges Leben und Treiben. M. ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Mit Stolz sah ich auf dem Bahngeleise deutsche Wagen und Lokomotiven, die durch Belgien hindurch schon bis hierher nach Frankreich hinein vorgeschoben waren. Von hier aus aber gehen die vereinigten Bahnlinien weiter durch einen Tunnel, den die Franzosen vor ihrem Abzug gesprengt hatten. Bereits heute aber waren dieselben Franzosen als unsere Gefangenen dabei beschäftigt, unter Leitung deutscher fachkundiger Vorarbeiter den verschütteten Eingang des Tunnels wieder freizuschaufeln. Grellrot leuchteten in der Sonne an dem Hang, wo sie übereinander arbeiteten, die französischen Uniformhosen. Zugleich hatte man hier einen „Etappenkraftwagenpark" eingerichtet; denn M. sollte ein Etappenhauptort werden. In langen Reihen standen auf einem freien Platze die Scharen der bunt zusammengewürfelten Automobile, so wie sie in der Heimat bei der Mobilmachung von überallher zusammengebracht waren, in allen möglichen Formen, vom eleganten Luxusauto an bis zum derbsten Geschäftswagen mit der Aufschrift „Löwenbräu" oder „Gemüsehandlung Soundso". Man hatte sich nicht erst die Mühe genommen, diese Aufschriften zu überstreichen. Ein unablässiges Kommen und Gehen von ihnen fand statt. Offiziere kamen staubbedeckt angesaust, sprangen aus dem Auto heraus und ließen es in die Reihen einstellen. Andere kamen herbei, forderten eins und sausten mit irgendeinem Auftrag davon.

Auch unser eigener Wagen half unterwegs oft genug Eilige weiterbefördern. Sie setzten sich, in Staub und Schweiß wie sie waren, zu uns herein oder auf den Bock, oder sie standen, wenn alles voll war, auf den Trittbrettern. Und alles war voll Feuer und Leben.

Digitized by Google



Französisches Festungsgeschütz in Montmédy.
Die veraltete Befestigung ist durch Sandsäcke verstärkt.
(Vgl. Seite 47.)



Deutsche Eisenbahner bauen eine Umgehungsbahn durch Montmédy an Stelle des gesprengten Tunnels.

Digitized by Google



Fesselballonabteilung mit Füllungswagen.
(Vgl. Seite 49.)



Gefallener Franzose auf dem Schlachtfeld bei Dannevoux.

Digitized by Google

Von M. aus kamen wir nach Stenay, dem kleinen Provinzstädtchen an der Maas. Nach kurzem Aufenthalt sausten wir weiter südwärts längs des großen Kanals, der die Maas begleitet, bis wir bei Dun den scharf von der Ebene sich absetzenden Nordrand der Côtes Lorraines erreichten. Die Stadt Dun, zum Teil wiederum auf einem isolierten Bergbuckel gelegen, war in den Kämpfen um den Maasübergang furchtbar zerstört. Gesprengt war auch die Brücke über die Maas. Längst aber hatten wir eine Pontonkriegsbrücke hergestellt, über die sich der unabläſſige Strom der militärischen Fuhrkolonnen ergoß. Nur mühsam erfaßten wir eine Lücke, um ebenfalls hinüberzukommen.

Je weiter es nun nach Süden ging, um so dichter und bunter wurde das Getriebe auf den Straßen, die vielfach von Granatlöchern durchwühlt waren, so daß Vorsicht geboten war. Proviant- und Munitionskolonnen zogen dahin, teils aus schwer ratternden Lastautomobilen, teils aus endlosen Zügen von Planwagen zusammengesetzt; ebenso Feldbäckereikolonnen, Feldküchenwagen, Kavallerieabteilungen, marschierende Fußtruppen, reitende Batterien in buntem Wechsel. Dazwischen hier und dort die Wagen der Feldpost oder das dahersausende Automobil eines Ordonnanzoffiziers. Einmal überholten wir eine Batterie von mächtigen 21-cm-Mörsern, die im Felde links vom Wege rastete. Anderswo begegneten wir dem fahrbaren Depot eines Fesselballons, und man zeigte uns, wie der große gelbe Gesell aus den in Wagen mitgeführten Gasstahlflaschen in der Zeit von nur 15 bis 16 Minuten gefüllt, bis zu 1000 Meter Höhe emporgelassen und etwa ebenso schnell wieder herabgeholt und entleert werden könne. Mehr als einmal trafen wir unterwegs auch Bataillons- oder Regimentsstab staubbedeckt, lachend, durstig, und wir hatten binnen kurzem unsern Getränkevorrat durch Abgabe an sie vollkommen erschöpft.

Noch dankbarer aber fast war jeder für neue Kunde vom Gesamtkriegsschauplatz, wonach alle eifrigst fragten, da Nachrichten von anderswoher bei dem unabläſſigen Vorwärts nur sehr spärlich zu ihnen gelangten. Mit Jubel nahmen sie unsere Mitteilung auf, daß es auch an andern Stellen der Front ganz ebenso vorwärts gehe. Daß insbesondere auch die Armee des Kronprinzen von Bayern nach ihrem glorreichen Sieg in Lothringen die darauf folgenden Tage hindurch in ganz

Digitized by Google

ebensolchen gewaltigen Tigersätzen dem weichenden Feinde nachgestürmt sei, weit nach Frankreich hinein, wie die Armee hier, und heute schon jenseits Lunéville und St.-Dié bis gegen Épinal vorgedrungen sei. Daß die Kruppschen 42er Manonviller, das stärkste Sperrfort der Franzosen, ebenso wie Namur und Lüttich zur Übergabe gezwungen, daß die Engländer nördlich von St.-Quentin eine schwere Niederlage erlitten und mehrere tausend Gefangene in unsern Händen gelassen hätten. Daß bei St.-Quentin Generaloberst von Bülow eine französische Armee vollständig geschlagen habe. Daß der Generaloberst von Hausen an der Aisne bei Rethel, nördlich von Reims angelangt, und daß der Herzog von Württemberg auf die gleiche Linie im Anmarsch sei. Ein Hurra, Händedrücken und Händeschütteln war jedesmal die Quittung dafür.

Je mehr wir uns der Front näherten, um so mehr trat an die Stelle der die Etappendienste versehenden Landsturm- und Landwehrtruppen die junge aktive Kampftruppe.

Höchste Bewunderung verdiente wiederum die großartige Ordnung, die trotz aller Bewegung auf diesen Straßen herrschte. Peinlich wurde vor allem immer die rechte Seite gehalten, so daß Stauungen und Stockungen des Hin und Her nirgends vorkamen. Wir stießen bis dicht an Varennes vor. Weiter vorzudringen wagte unser Generalstabsoffizier nicht, weil wir dann mitten in den Kampf hineingeraten wären. Von Cheppy aus wendeten wir uns über Montfaucon, Septsarges und Dannevoux auf die Maaslinie zurück.

Hiermit kam ich durch die Gegenden, wo gestern erst die Schlacht getobt hatte. Grauenvolle Bilder und leidenschaftlich großartige zogen an uns vorüber. Vor den Dörfern lag auf den Weiden in Massen das erschossene Vieh herum, Rinder und Kälber, die die irrenden Kugeln des um die einzelnen Ortschaften tobenden Gefechts getötet hatten. Diese selbst waren teils grausige Trümmerhaufen, teils brannten sie noch. An einer Stelle, in Dannevoux war es, lag eine riesige vielhundertjährige Eiche gefällt quer über der Dorfstraße, um sie zu sperren. Durch Höfe und Gärten mußte das Auto sich den Weiterweg brechen. Überall an den Wegrändern lagen die gefallenen Pferde, mit verglasten Augen und in der Hitze bereits aufgeblähten Leibern, in der so charakteristischen Stellung der starr in die Luft gestreckten Beine, die sich immer wiederholt. Sie waren schon überall abgesträngt; das kostbare Lederzeug hatte man mitgenommen, aber begraben waren sie noch nicht.

Digitized by Google

Und nun sah ich auch tote Menschen! Mitten in den Feldern, auf den Wiesen, an den Waldrändern lagen sie, vereinzelt und in Gruppen. Franzosen, in blauen Jacken und roten Beinkleidern, den Tornister noch umgeschnallt, teils auf dem Gesicht, teils auf dem Rücken, so wie sie gestürzt waren; die Waffe vielfach noch in der Faust. Es war ein seltsam schauerlicher Anblick, diese Männer hier in der blendenden Sonne so ganz still liegen zu sehen! Auffallend war es, daß anscheinend der größere Teil von ihnen eine dunkle, fast negerschwarze Hautfarbe zeigte. Ich hielt sie deshalb erst für Afrikaner, doch paßte die Haarbildung und anderes nicht dazu. Es schien, als sei diese Hautfärbung erst beim Tode durch Blutstauungen eingetreten. Die Wunden waren meist Kopfschüsse, oft entsetzlicher Art, so daß der halbe Schädel oder die ganze untere Gesichtshälfte weggerissen war. Auf den Gesichtern lag aber eigentlich kein Ausdruck des Schmerzes — der Tod war viel zu schnell gekommen. Wohl aber öfters eine große merkwürdige Ruhe.

Deutsche Tote sah ich nicht; sie waren schon von den Kameraden bestattet. Zahlreich dagegen waren die trotz der Eile des Vorwärtsgehens mit oft rührender Liebe angelegten Gräber. Ein einfach genageltes oder zusammengebundenes Bretterkreuz, ein Helm darauf, ein katholischer Rosenkranz daran gehängt oder ein paar grüne Zweige, und an das Kreuz geschrieben ein paar Namen oder auch nur die namenlose Bezeichnung: „Hier ruhen acht deutsche Krieger."

Über der Ebene baut sich auf einem Inselhügel die Stadt Montfaucon empor, um ihre Kirche geschart, die weithin sichtbar auf der obersten Höhe über den Häusern aufsteigt. Die Stadt brannte an vier Stellen, auch die Kirche selbst. Dicker schwarzer Rauch, aus dem düstere Flammen zuckten, stieg spiralig in die Lüfte. Das Ganze war von weitem anzuschauen wie ein riesiger Altar, von dem ein grandioses Opferfeuer gegen den Himmel emporschlug. Wir mußten hindurch durch die Stadt. In ihren engen Straßen ein heißes, staubiges Gewühl ziehender Truppen, Pferde, Wagen, Kanonen. Wasser wird von den Brunnen an die Dürstenden verteilt, an Menschen und Getier, Kommandos erschallen, Zurufe und wilde Scherzworte, scheuende Rosse werden beruhigt, Weghindernisse fortgeräumt; und ringsum einsturzdrohende Giebel, kohlende Balken und im Durchblick der Gassen über den Häuptern rote Flammen und schwelender Rauch.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

In Frankreichs Königskrönungsstadt.

Von den Schlachtfeldern um Montfaucon ging die Fahrt auf demselben Wege über Dun, Stenay, Montmédy und Luxemburg zurück. Schon unterwegs rang ich im Geist mit der schwierigen, mir kaum lösbar scheinenden Aufgabe, wie ich morgen die gewaltigen und erschütternden Eindrücke des Tages für mein Blatt gestalten solle. Dazu sollte es aber überhaupt nicht kommen. Ein neuer, noch stärkerer Eindruck, einer der glänzendsten und für mich unvergeßlichsten in diesem ganzen Feldzug, sollte sie bereits an den folgenden Tagen wieder verdrängen.

Am Abend bei unserm Halt traf uns Major R...... und fragte meinen Kameraden Hauptmann a. D. Pietsch und mich, ob wir Lust hätten, ihn morgen in aller Frühe auf einer Sonderfahrt zu begleiten. Wohin es ginge, darüber wollte er nicht mit der Sprache heraus; wir würden es schon sehen.

Natürlich waren wir sofort bereit. Das Geheimnis reizte doppelt. Wir wurden gebeten, heute abend noch statt in unser Diekircher Quartier bis nach Trier zu fahren, dort im „Anker" zu übernachten und am nächsten Morgen mit zwei andern Herren, die wir dort vorfinden würden, uns in Luxemburg wieder einzufinden.

Gegen Mitternacht waren wir in Trier. Die beiden Herren waren der Zeichner Braun von der Leipziger „Illustrirten Zeitung" und der Maler Heims, der sich als Begleiter des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg auf seinen afrikanischen Reisen bekannt gemacht hat. Beide hatten die Weisung, als Schlachtenmaler an die Front zu gehen. Rasch speisten wir noch zu Nacht und suchten dann zu recht kurzem Schlummer das Lager auf.

Digitized by Google

Pünktlich um 5 Uhr in der Frühe des 5. Septembers hielt unser Auto wieder vor dem Gasthof, und wir fuhren in das Nachtdunkel, das noch herrschte, hinaus. Der Mond spiegelte sich in den Wellen der Mosel, als wir an ihren Ufern dahinsausten; Dämmerung begleitete uns durch Luxemburg, und es war eben Tag geworden, als wir vor dem Generalstab eintrafen. Hier erwarteten uns bereits außer Major N...... noch drei andere Maler: Professor Ungewitter, Herr Schoebel, gleichfalls bekannten Namens, und der liebenswürdige, mir aus dem Chinakriege von 1900 vertraute Herr Obst. Sie alle sollten, wie ihre aus Trier mitgebrachten Kollegen, verschiedenen Oberkommandos der einzelnen Armeen zugewiesen werden. In einem zweiten Kraftwagen schlossen sie sich an. Major N...... setzte sich mit seinem Dienstauto an die Spitze, auch jetzt noch ohne eine andere Andeutung als die Bitte ihm zu folgen, und nun fegten wir, mächtige Staubwolken hinter uns lassend, auf der Landstraße dahin, als gälte es, den Teufel einzuholen.

Die Fahrt ging zunächst wieder auf Longwy zu. Wir flogen auf Zickzackwegen zum Fort hinauf und noch einmal durch das Trümmerfeld der fürchterlichen Beschießung dieser Feste hindurch. Was müssen das für Stunden für die hier oben lebenden und atmenden, mit menschlichen Nerven versehenen Männer gewesen sein, als unter den zerschmetternden Geschossen Mauern, Dächer, Türme, alles, alles in einem Chaos des Weltuntergangs über ihnen zusammenbrach! Man begreift, daß es hier eines Sturmes gar nicht mehr bedurfte, an einer solchen Stätte konnte sich kein Mensch mehr halten.

Von Longwy sausten wir das Tal der Chiers abwärts, und binnen kurzem glitt das in den Kämpfen der Kronprinzenschlacht vom 22. bis 24. August heißumrungene Longuyon, in seiner grausigen Zerstörung als eine fast noch schlimmere Vision, an uns vorüber. Dann ging es weiter gegen Westen durch einsame Landschaft. Mit einemmal tiefte sich hinter einer Wegbiegung das Gelände zu einer breiten Talsohle hinab, jenseits deren an einer Berglehne sich ein bezauberndes Stadtbild emporbaute, um eine auf der Höhe gelegene und das Ganze zu einer künstlerischen Einheit zusammenfassende Kathedrale: Marville; wieder eine jener hochragenden Städte Nordfrankreichs, wie wir sie in Montmédy, Dun, Montfaucon gesehen hatten. Seine plötzliche Er-

Digitized by Google

scheinung hinter vorliegenden Bergen wirkte wie eine Theaterdekoration, von der der Vorhang weggezogen wird. Als wir aber anhielten, um das schöne Bild näher ins Auge zu fassen, wandelte sich die ästhetische Freude auch hier in Grauen, denn auch diese Stadt war nur noch eine leere Kulisse, zerschossen, ausgebrannt, völlig von den Bewohnern verlassen, todesstumm wie die verzauberte Stadt Fahana in Haushofers mächtigem Gedicht „Die Verbannten".

Das dritte Auto war nicht gefolgt, es schien eine Panne zu haben. Unser Führer bat uns deshalb, eine halbe Stunde zu warten, dann aber weiterzufahren, ihm nach. Er müsse nach Stenay, dem Hauptquartier der ....ten Armee, wo er zu tun habe und das der Bestimmungsort zweier der Maler, Obst und Schoebel, sei. Hier sollten wir beim Oberkommando ihn treffen. Wäre er dort nicht mehr, sollten wir weiterfahren zum Hauptquartier der ....ten Armee in Vouziers, dem Bestimmungsort des Herrn Ungewitter, wo er voraussichtlich dann sein würde. Fänden wir ihn auch hier nicht, sei der nächste Treffpunkt B..........., das Hauptquartier der ....ten Armee. Das letztere aber liege nur noch etwa 20 Kilometer von Reims, das seit gestern in den Händen der Unsrigen sei. „Ich denke, es wird bereits möglich sein, auch dorthin zu fahren. Wir speisen dann dort miteinander und", setzte er, einem uns allen auf den Lippen schwebenden Wort zuvorkommend, hinzu, „und trinken zusammen eine gute Marke." Damit brauste er von dannen.

Ich brauche nicht zu sagen, daß uns diese Fahrtweisung mit heller Begeisterung erfüllte. Das hieß ja den Aufmarschgürtel der Hälfte der deutschen Armee in einem Fluge durchmessen. Und vielleicht ging es noch weiter; vielleicht bis zur ...ten Armee; unsere Phantasie führte uns schon bis in die Nähe von Paris. Unter allen Umständen aber mußten wir das eroberte Reims, die erste uns in die Hände gefallene wirkliche Großstadt Frankreichs, sehen. So war es also richtig, was wir gestern abend noch gerüchtweise gehört hatten, daß die Armee des Generalobersten von H..... in schweren aber glänzenden Gefechten den Feind an der Aisne geworfen und daß sich die große Festung Reims darauf im Lauf des gestrigen Tages fast ohne Widerstand ergeben habe!

Genau nach einer halben Stunde kam das verlorene Auto, nach gehobener Panne, heran, und wir fuhren weiter nach Stenay. Die

Digitized by Google

kleine Stadt, in der ich ja erst am Tag zuvor gewesen war und die noch gestern von deutschem Militär wimmelte, schien heute merkwürdig leer. Die Feldpost an der Straßenecke, von der wir gestern eifrigst Postkarten in die Heimat gesandt hatten, war verschwunden. Ebenso im Nachbarhaus die famose Truppenküche, die uns gestern mittag verpflegt. Wir fuhren zum Oberkommando und trafen dort nur noch, als letzten anwesenden Stabsoffizier, den Nachrichtenoffizier Hauptmann R....., der eben im Begriff war, gleichfalls abzufahren. Das Hauptquartier, das erst vor wenigen Tagen von E.. hierher verlegt wurde, war heute bereits wieder weiter vorwärtsgeschoben worden, und zwar in einem mächtigen Sprung von über 30 Kilometern südsüdwestwärts bis nach Varennes, dem äußersten Ort, bis zu dem wir gestern vorgestoßen waren.

Major R...... war bisher in Stenay nicht angekommen. Wahrscheinlich war auch er auf eine unterwegs erhaltene Nachricht gleich nach dem neuen Quartier gereist. So mußten wir denn auf eigene Faust weiter nach Vouziers fahren. Wir überließen die Herren Obst und Schoebel dem Hauptmann R....., der sie gleich mitnahm, und fuhren eiligst nach der Chanzykaserne, wo das Benzindepot der Flugstation sich befand, um uns für die lange Fahrt noch einmal mit dem kostbaren Stoff zu versehen. Zum Glück fanden wir es, eben im Aufbruch befindlich, noch vor. In der Kaserne zeigte man uns wieder in Massen gefundene Dumdumgeschosse, die also auch hier aufgespeichert waren. Dann suchten wir uns den Weg südwestwärts über Buzancy durch das hügelige und waldige Gelände, das schon zur Champagne gehört, allerdings noch nirgends Weinäcker zeigte, sondern mit ziemlich spärlich stehendem Hafer, mit Kohl, Kartoffeln, Klee bebaut, mit Wiesen und mit Ödland bedeckt war. Wie gestern kamen wir wieder und wieder durch Gegenden, wo erbittert gekämpft sein mußte, wo Schützengräben, Artilleriewälle, weggeworfene Montierungsstücke lagen; hier und da auch ein totes Pferd, der Leib wie immer aufgetrieben, die Beine auseinandergesperrt; hier und dort, wenngleich selten, ein unbeerdigter Leichnam, häufiger noch in wald- und buschverhülltem Gelände der entsetzliche fade Verwesungsgeruch, der von noch ungefundenen Körpern zeugte.

Wir fuhren jetzt lange Wege ganz einsam. So einsam, daß wir, namentlich auf Strecken, wo Wald oder Busch uns dicht umgab, oder

Digitized by Google

wo wir durch langgestreckte Dörfer dahinsausten, Karabiner und Pistolen fest in die Hand nahmen.

Aber bald ließen wir sie wieder sinken, denn das ganze Land war — leer! In schier unabsehbarer Folge durchfuhren wir Dorf auf Dorf. Teils waren sie umkämpft gewesen und daher zerstört, in den leeren Fensterhöhlen wohnte das Grauen; teils waren sie ganz unversehrt. Die weißen Häuschen, die hier in Reihen dicht beieinanderstehen und den Ortschaften viel mehr den Anblick einer kleinen Stadt als den einer Dorfschaft nach unserer Art geben, schimmerten freundlich in der Sonne; die Blumen der Gärten nickten an den Spalieren, die Hühner liefen über die Straßen, aber keine Menschenseele war zu erblicken. Wir fuhren Stunden und Stunden zwischen unabgeernteten Ackerfluren dahin, zwischen grünen, durch Hecken abgeteilten Grasflächen, auf denen Kühe weideten und Pferde; aber kein Ackerer und kein Hirt war zu sehen.

Die Chausseen in Nordfrankreich gehen in einer Weise, wie man das bei uns nicht kennt, möglichst rücksichtslos schnurgerade aus, unbekümmert um die Bodenverhältnisse, so daß man ihre breiten, weißen Bänder von höheren Punkten aus oft zehn Kilometer und mehr ganz geradlinig über die ungeheuren Wogen ähnlichen Bodenwellen des Geländes dahinziehen sieht. Soweit das Auge reichte, waren sie, wenn nicht hier und dort deutsche Truppen darauf zogen, ebenfalls leer.

Allmählich wird das der seltsamste, lastendste Eindruck, den man sich vorstellen kann. Das ganze nördliche Frankreich, soweit unsere Truppen darüber hingegangen, schien von seinen Bewohnern geräumt zu sein. Und wir hörten es später auch in Reims, wohin sie in großen Mengen zusammengelaufen waren, daß es überall die Maires der Ortschaften gewesen seien, die die Bevölkerung beschworen hätten: „Flieht, flieht, die Deutschen bringen euch sonst alle um.“ Die französische Regierung selbst scheint die Anweisung dazu gegeben zu haben. So war denn geflüchtet, was irgend laufen oder fahren konnte, und nur ein paar uralte Frauen oder gebrechliche Greise, die sich von ihrem Haus nicht trennen wollten oder konnten, waren zurückgeblieben, und ihr gelegentlicher Anblick machte den Eindruck der spukhaften Verlassenheit nur noch stärker. Man stelle sich das doch nur einmal vor: ein ganzes blühendes Land, nicht etwa eine Wüste, mit allen Zeichen einer hochentwickelten Kultur, mit den

Digitized by Google

überall sichtbaren Zeugen reichen, arbeitsamen, wohlgeordneten Lebens, und keine Menschenseele darin! Die Sitzbänke vor den Türen der Wohnungen und der „Cafés" sind unbesetzt, der Dorfbrunnen rauscht unbenutzt, die Uhr auf dem Kirchturm ist nicht aufgezogen. Zuerst merkt man es gar nicht, weil alles in Ordnung ist; erst allmählich kommt einem das Seltsame zum Bewußtsein.

Schrecklich ist es, in den Orten, wo die Hölle einer Schlacht darüber hingegangen ist, die verstörten Tiere zu sehen. Die Kühe in ihrer Stumpfheit haben den Eindruck wohl schon wieder vergessen und trotten dumm und neugierig durch die Straßen. Die Pferde sind meist noch scheu und galoppieren davon; nur ein junges Fohlen kommt hier und dort heran und sucht, freundlichkeitsbedürftig, eine Annäherung. Am ergreifendsten sind die verwaisten Hunde, deren Erinnerung wohl den Schrecken am lebendigsten bewahrt. Verstört und verängstigt ducken sie sich in den Gärten und Wäldern, oder sie sitzen ratlos und wie mit verwunderten Augen am Wege, als suchten sie vergeblich eine Erklärung für das erlebte Grausen. Sie, die ganz auf den Menschen angewiesen, sind am schlimmsten daran.

Wenn die französische Regierung tatsächlich diese allgemeine Flucht veranlaßt hat, so hat sie wohl unrichtig gehandelt. Welch ein Wirrwarr und Elend mußte in der Zone herrschen, wohin die Leute nun geflüchtet waren; also in dem Gürtel vor unsern vordringenden Armeen. Wie mußten sie dort auch dazu beitragen, daß die geschlagenen Armeen ihres Landes es noch schwerer hatten, wieder in Ordnung zu kommen. Unrichtig auch im Interesse des besetzten Gebiets. Der Soldat muß in ihm nehmen, was er unbedingt braucht. Ist der Eigentümer zugegen, geschieht es ordnungsgemäß gegen Bezahlung; bei unserer straffen Disziplin und bei der ordnunggewöhnten Natur unserer Leute fast ausnahmslos. Den friedlichen zurückgebliebenen Einwohnern geschieht nichts. Zerstört wird nur im unmittelbaren Kampf, wo ein solcher um eine Ortschaft stattfindet, und als Sühne für Franktireurtaten. In Wirtschaften und Läden, die in Betrieb sind, kauft der Soldat genau so, wie im Frieden. Ist aber ein Haus, in dem er Quartier nehmen soll, oder ein Geschäft von Dingen, die er notwendig hat, verrammelt und unbewohnt, so bleibt nichts übrig, als es gewaltsam zu öffnen, und wenn niemand

Digitized by Google

ermittelt werden kann, dem man bezahlt, so muß es ohne das gehn. Auch dann hält sich die Entnahme in den Grenzen des Notwendigen. Eine gewisse Sorglosigkeit und Verschwendungsfreude dabei, wie sie nun einmal mit dem Krieger- und Siegergefühl verbunden ist, natürlich zugegeben; unsere Leute sind auch Menschen und keine Kinderstubenengel. Im großen und ganzen sind sie aber herzlich gutmütig, und Plünderung und Diebstahl in größerem Umfang sind ja schon dadurch von selbst ausgeschlossen, daß der Heeresangehörige kein Paket nach Hause schicken kann, das nicht untersucht wird, und das Höchstgewicht des verschlossenen Feldpostbriefs in die Heimat ist 150 Gramm. Tatsache ist übrigens, daß unsere Truppen späterhin bei ihrem Weitervordringen fast überall die Dörfer nicht nur verlassen, sondern auch schon vollkommen ausgeräumt vorgefunden haben, großenteils unter wüster Zerstörung des Hausrats, so daß nicht nur die Insassen selbst ihr Eigentum mitgenommen haben, sondern daß systematische Zerstörungen angeordnet sein oder Plünderungen wohl auch durch französische Truppen selbst stattgefunden haben müssen.

Nach einsamer Fahrt durch waldiges Gehügel, die nördlichen Ausläufer des Argonner Waldes, ein Gelände, das für Franktireurangriffe geradezu klassisch sein würde, kamen wir nach dem an der Aisne gelegenen Vouziers, fragten uns durch zum Armeeoberkommando oder A. O. K., wie man einfach sagt, und forschten nach unserm Major.

Hier aber wiederholt sich ganz dieselbe Sache wie in Stenay. Auch das Hauptquartier des Herzogs Albrecht von Württemberg war gerade soeben nach Süden verlegt worden, heute schon bis Suippes und demnächst wohl noch weiter. Das sind bereits Gegenden Frankreichs, die auf den uns in Berlin für den Feldzug vom Generalstab mitgegebenen Karten gar nicht mehr darauf stehen!

Major N...... ist auch hier bisher nicht gewesen. Erwarten können wir ihn aber hier ebensowenig wie in Stenay, denn eben fährt der Rest des Stabes aus Vouziers ab. Wir geben ihm den für die ....te Armee bestimmten Schlachtenmaler, Professor Ungewitter, ab und fahren weiter nach der Karte, über Leffincourt und Machault nach B..........; wieder durch ganz die gleiche, mit Wald, Wiesen, Äckern und Dörfern übersäte und von Menschen verlassene Gegend.

Digitized by Google

In B........... — es ist wirklich wie auf dem Theater — wiederholt sich zum dritten Male derselbe Vorgang. Wir kommen wiederum gerade dazu, wie der Oberkommandierende der ....ten Armee, der sächsische Generaloberst von H....., das Quartier verläßt, um nach Châlons überzusiedeln. In Begleitung des sächsischen Kronprinzen fährt er eben zum Gartentor hinaus. Auch hier der Tigersprung vorwärts; hier sogar fast 40 Kilometer weit. Châlons liegt schon ungefähr in der Breite von Paris!

Das bisherige Quartier des A.O.K. in B........... lag in zwei reichen, schlößchenartigen Villen, umgeben von prächtigen Gärten mit üppigen Blumenbeeten und schattenden Bäumen. In den hellen, mit großen Fenstern auf den Park hinausgehenden Salons der einen, die mit Marmorkaminen, den üblichen Bronzeuhren, Porzellanvitrinen usw. reich — aber offen gesagt recht geschmacklos, mit wertlosem China, üblen Perlmutterschnitzereien und schlechten Ölbildern — ausgestattet waren, hatten die Offiziere gerade an weiß gedeckter und mit Blumen geschmückter Tafel gespeist und den trefflichen, im Keller vorgefundenen Wein dazu getrunken. Rasch wurde auch für uns noch einmal gedeckt, und in der Mitte der noch zurückgebliebenen Herren verlebten wir eine sehr freundliche halbe Stunde. Wir beglückten unsere Wirte mit den auch hier begierig aufgenommenen Nachrichten über die allgemeine Kriegslage, über die auch sie infolge ihres unausgesetzten Vordringens der letzten Tage nur erst teilweise unterrichtet waren. Jubel löste es jedesmal aus, wenn wir bestätigen konnten, daß es auch bei den andern Armeen so vorwärtsginge wie bei ihnen. Wir unsererseits vernahmen mit dem größten Interesse, daß die ....te Armee soeben sieben Tage hintereinander dauernde und sehr heiße Kämpfe siegreich ausgefochten, den Feind an die Aisne bei Rethel zurückgedrängt und dann am 3. dort den Übergang erzwungen hatte. Auf unsere Frage, wie es mit Reims stände, wurde uns erwidert, die Stadt habe in der Tat gestern nach schwachem Widerstand kapituliert, und es bestände wohl kaum ein Bedenken für uns, schnell einmal bei Tageslicht hinüberzufahren. „Wir raten aber unbedingt ab, die Nacht dort zu verweilen. Berücksichtigen Sie, daß Reims eine Stadt von über hunderttausend Einwohnern ist, und deutsche Soldaten sind noch so gut wie gar keine drin, soviel wir

Digitized by Google

wissen. Man kann nicht vorhersehen, was geschieht. Kommen Sie lieber heute abend nach Châlons und bringen Sie uns eine Batterie Veuve Cliquot mit."

Wieder bestiegen wir unsere Wagen, und weiter ging es, nach freundlichem Abschiedswinken, auf der Straße nach Reims, durch einsame Waldgelände. Jenseits der Höhe von Berru öffnete sich endlich vor uns das weite Becken, das der Kanal von der Marne zur Aisne durchzieht; in der Tiefe lag die Häusermasse einer mächtigen Stadt, und wie ein ragendes Felsgebilde über ihr emporstrebend ein gewaltiger Dom — die Kathedrale von Reims!

An Geschichte schwer ist in diesen Grenzländern des Germanen- und Romanentums fast jeder Fußbreit Boden. Reims aber ist eine Stätte, deren Erinnerungen zu den ältesten und glänzendsten Frankreichs gehören. Schon im römischen Gallien war es einer der blühendsten Orte. Früh wurde es dann ein Sitz des jungen Christentums; hier wurde der Merowinger Chlodwig getauft, der den letzten Rest des Weströmischen Kaiserreichs, die gallische Insel des Syagrius, zertrümmerte und der Gründer des ersten selbständigen Frankenstaats, der Urheber Frankreichs wurde. Und dann ist Reims viele Jahrhunderte hindurch die geheiligte Stätte gewesen, wo die Frankenherrscher die Weihe des Himmels für ihre irdischen Aufgaben empfingen. Ludwig der Fromme, der Erbe des Weltreichs Karls des Großen, bereits zu Lebzeiten seines Vaters zu Aachen zu seinem Nachfolger gekrönt, hielt es für nötig, sich 816 noch einmal in Reims durch Papst Stephan krönen zu lassen. Und seitdem sind bis zur Revolution beinahe alle französischen Könige — nur Hugo Capet und Heinrich IV. nicht — hier gekrönt worden; seit dem 13. Jahrhundert in der Kathedrale, die, eine der herrlichsten der Welt, für diese Feierlichkeiten den denkbar würdigsten Rahmen darbot.

Unter diesen Krönungen ist eine, die auch uns Deutschen wohl vertraut ist. Jeder Jüngling, jedes junge Mädchen bei uns kennt sie und hat sie im Geiste miterlebt, großer Bewegung voll. Es ist die Königskrönung Karls VII. von Valois am 17. Juli 1429, den das lothringische Wundermädchen Johanna d'Arc aus Domremy hierher geführt, nachdem ihr Zauber ihm Orléans befreit und das fast schon verlorene Reich

Digitized by Google

zurückerobert hatte. Zurückerobert von — den Engländern! Friedrich Schiller hat die Krönungsfeier in der Kathedrale von Reims im vierten Aufzug seiner „Jungfrau von Orléans“ mit den schönsten Farben seiner historisch-dichterischen Gestaltungskraft uns allen so machtvoll vor Augen geführt, daß wir sie mit einem inneren Anteil durchlebt haben, als handelte es sich um ein Ereignis unserer eigenen Geschichte.

Lange hatte ich mir gewünscht, diese Stadt und die wunderbare Kirche einmal zu sehen, die auch in der Entwicklung der gotischen Baukunst eine der bedeutsamsten ist. Daß es aber einmal so geschehen sollte, wer hätte es ahnen können!

Wir fuhren von der Höhe von Berru, wo schon das Fortbereich der Festung Reims beginnt, abwärts auf die Stadt zu. Die Höhe selbst war noch einsam. Dann aber, einige Kilometer vor der Stadt, begegneten uns doch endlich wieder Menschen, der spukhafte Eindruck der Verlassenheit eines ganzen Landes wich. Zu Fuß, zu Rad, zu Wagen drängten sie sich uns auf der Straße entgegen. Zum großen Teil Landleute, in größern und kleinern Trupps, bepackt mit allerhand Hausrat und Betten; Bauern, die vor unserm Heranrücken in die Festung geflüchtet waren und jetzt, nachdem sie sich überzeugt, daß die gefürchteten Mordszenen nicht eintraten, wieder in ihre Dörfer zurück wollten. Auf der Straße bei den ersten Häusern stand inmitten dieser Menschenmenge, ganz einsam, aber seelenruhig, ein deutscher Soldat auf Posten; in seiner Vereinzelung ohne Frage tatsächlich machtlos, wenn die Masse auf ihn einen Angriff gemacht hätte; aber doch ein Glied der unwiderstehlichen Gewalt, die jetzt das nördliche Frankreich sich unterworfen, und als solches respektvoll geachtet und umgangen. Sonst war zunächst nichts von Deutschen zu sehen. Wir durchfuhren die geräumigen Straßen, zwischen den Menschenmengen, die uns mit großen Augen nachschauten, aber bereitwillig Platz machten. Auf unsere Frage nach der Mairie wies man uns höflich dorthin. Binnen kurzem hatten wir das schöne, im Stil der Spätrenaissance erbaute Hôtel de Ville erreicht, an dessen Vorderfront eine große, weiße Fahne herabhing. Langsam wehte sie hin und her vor dem prunkenden Reiterrelief Ludwigs XIII. über dem Portal. Mein Gott, was muß es doch für ein stolzes, ehrliebendes Volk, wie die Franzosen es sind, bedeuten, solch ein Symbol zu ihren Häupten flattern sehen zu müssen!

Digitized by Google

Auf dem Platz vor der Mairie und auf der Rampe des Hôtel de Ville eine kleine Anzahl deutscher Soldaten, und im Toreingang einige offizielle französische Persönlichkeiten mit weißen Armbinden. Die deutsche Kommandantur war jedoch nicht hier eingerichtet, sondern im „Lion d'Or", dem altberühmten ersten Hotel der Stadt. Wir durchfuhren noch ein paar weitere Gassen — und plötzlich tat sich ein Bild vor uns auf, das ein Deutscher niemals wieder vergessen kann.

Im Hintergrunde eines breiten Platzes, dessen Sichtraum die schöne Rue Libergier noch erweitert, erhob sich vom Pflaster in überwältigender, strahlender Schönheit die Stirnseite der Kathedrale von Reims, mit ihren drei herrlichen, von Bildwerk überdeckten Portalen, mit der berühmten Fensterrose über dem Mitteltor, mit dem verschwenderischen Figurenschmuck, der die Taufe Chlodwigs, die Krönung der französischen Könige und anderes vor Augen stellt. Darüber dann die in fast überreichen, aber doch überall vollendet edlen Formen schönster Gotik emporsteigenden beiden, über 80 Meter hohen Türme. In der weißlichen Farbe des Steins, aus dem sie geformt sind, standen sie leuchtend, wie aus weißem Marmor geschnitten, gegen den lichtblauen Himmel. Der nördliche Turm trug ein Ausbesserungsgerüst. Auf seiner Spitze sah ich einen kleinen weißen Fortsatz, der sich leise bewegte: die weiße Fahne, die uns die Übergabe der Festung angekündigt hatte!

Mitten auf dem Platz, in der Achse der Kirche, erhob sich, umgeben von einem Eisengitter, ein bronzenes Reiterdenkmal der Jeanne d'Arc. Die Jungfrau, ganz als schlankes, zartes Mägdlein gedacht, auf rasch schreitendem Pferd, hebt in der Rechten ein Schwert; ihr blutjunges, rührend schönes Gesicht schaut mit verzücktem Lächeln gen Himmel. Das Ganze in etwas überzarter, schwärmerischer Auffassung vielleicht, aber doch sehr reizend.

Das also war der Boden, über den so viele, viele französische Könige in feierlichem Ornat dahingezogen, darunter auch der siebente Karl. Das war das Portal, aus dem er herausgetreten, mit der Krone Frankreichs geschmückt. Wie wohlbekannt dies Gemälde war, denn unsere Theater pflegen ja diese Domfront gewissenhaft wiederzugeben, als Hintergrund des glänzenden Zugs französischer Ritter, Bischöfe und Edlen, der in der „Jungfrau von Orléans" so festlich über die Bühne

Digitized by Google

wandelt. Und nun vor diesem Portal, rings um das Denkmal des Wundermädchens von Orléans, die neuerdings mehr und mehr die Nationalheilige Frankreichs wird — eine Kompagnie deutscher Soldaten! Sächsische Infanterie in einfachen, feldgrauen Uniformen, die von den Mühen und Kämpfen der vergangenen Tage redeten. Ihre Gewehre waren in Pyramiden zusammengestellt, ihre Tornister ruhten am Boden, sie selbst standen oder lagerten in kleinen Gruppen behaglich plaudernd, lachend, rauchend beieinander, in scheuem Abstand umgeben von männlichen und weiblichen Bewohnern von Reims, die sich die nordischen Barbaren, staunend über deren so wenig hunnisches Betragen, neugierig anschauten.

Vor dem Toreingang des „Goldenen Löwen", schräg gegenüber der Kathedrale, standen eine kleine Anzahl deutscher Kraftwagen und zwei Wachtposten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Hier hatte Exzellenz General von S...., Kommandeur einer sächsischen Reservebrigade und gegenwärtig Stadtkommandant von Reims, mit seinem Stabe Wohnung genommen.

Nachdem wir unsere Ankunft den Offizieren im Bureau des Kommandos mitgeteilt hatten, ließen wir unsere Autos ebenfalls vorläufig einfach auf der Straße vor dem „Lion d'Or" unter dem Schutz des deutschen Wachtpostens stehen und durchstreiften nun nach allen Richtungen die schöne Stadt, besuchten das Innere der Kathedrale und andere Kirchen, Cafés, Läden, machten Einkäufe, sprachen mit den Einwohnern und mit unsern Offizieren und Soldaten und erfuhren so im Lauf des Tages eine Menge interessanter Einzelheiten über den Hergang bei der Einnahme von Reims. Zum Beispiel das folgende kecke Husarenstückchen, mit dem Reims am Abend vor dem 4. September schon einmal genommen worden war.

Am 3. September hatte die ....Division, die in harten Kämpfen an der Aisne und Retourne, nordöstlich von Reims, die französischen Truppen in die Flucht geschlagen, die Gegend von Pont-Faverger, etwa 13 Kilometer vom Fortgürtel der Festung, erreicht und erhielt gegen 5 Uhr nachmittags den Befehl, die östlichen Forts von Reims durch Handstreich zu nehmen. Sie rückte von Osten und Nordosten gegen die Fortlinie heran und entwickelte sich in dem Waldgelände östlich

Digitized by Google

von Reims, das wir heute durchfahren hatten, zum Angriff. Husaren klärten vor der Front auf. Hierbei hörte Rittmeister von H......., der Führer einer Husareneskadron, von französischen Landleuten, daß die Festung von der Besatzung geräumt sei. Um festzustellen, ob dies wirklich der Fall sei, entschloß sich Rittmeister von H....... zu einer verwegenen Tat. Er ritt mit einer kleinen Schar, die er aus einer viel größeren Zahl von freiwillig sich Erbietenden ausgewählt hatte, gegen das Fort Witry-lès-Reims vor. Seine Begleiter waren Oberleutnant Freiherr von St......., Leutnant M......, Leutnant von W....., Fähnrich J...., Unteroffizier Dr. A......, Trompeter Z...... und die Husaren K....., K....., B..., R......, R.... und St.... Auf einem Waldweg trabten sie bis in die Nähe der Fortlinie, dann im Galopp heran bis an das Fort selbst. Wäre es besetzt gewesen, so wären sie, sofort beschossen, wahrscheinlich in wenigen Sekunden erledigt gewesen. So aber trafen sie es vollkommen leer. Der Führer sandte nun den Oberleutnant von St....... mit der schleunigsten Meldung an den Kommandierenden zurück und beschloß selbst noch Keckeres. Mit den übrigen ritt er geradeswegs auf Reims zu, wo er gegen 9 Uhr abends eintraf. Friedlichen Schrittes durchritt der kleine Trupp die große Stadt. Unterwegs sahen sie vor einer Kirche zwei französische Infanteristen, nahmen einen davon fest und ließen sich von ihm zur Mairie führen. Vor dem Hôtel de Ville trat ihnen der Maire entgegen, rechts und links drängten sich dichte Mengen der Bevölkerung. Rittmeister von H....... hielt aus dem Sattel eine kleine Ansprache, in der er dem Bürgermeister erklärte, daß er der Vortrab einer unmittelbar folgenden großen Truppenmacht sei und daß er Vorbereitungen für umfassende Requisitionen zu treffen habe. Er werde die Nacht auf dem Rathaus verbringen und den Bürgermeister als Geisel bei sich behalten. Und während Leutnant M...... mit einer Meldung von dieser „Einnahme von Reims" an das Kommando abgesandt wurde — er kam übrigens nach zwei Stunden wieder —, machten die Leute unter Fähnrich J.... in der Nachbarschaft Quartier. Rittmeister von H......., Leutnant von W..... und Unteroffizier Dr. A...... blieben während der Nacht, abwechselnd Wache haltend, mit dem Bürgermeister im Sitzungssaal des Rathauses bis gegen 5 Uhr morgens. Da aber bis dahin keine Verstärkung gekommen war und die winzige

Digitized by Google



Der Kriegsberichterstatter hat eine Panne.
(Vgl. Seite 54.)



Feldpoststation in Stenay während des Vormarsches Ende August 1914.
(Vgl. Seite 55.)

Digitized by Google



Im zerstörten Rethel.
(Vgl. Seite 71.)



Geflüchtete Bauern kehren nach der Einnahme von Reims in ihre Dörfer zurück. Links deutsche Truppen, die nach Reims marschieren.
(Vgl. Seite 71.)

Digitized by Google

Schar sich ernstlich nicht hätte halten können, entschloß sich Rittmeister von H....... doch zu einstweiligem Rückzuge aus der merkwürdigen Situation, und es gelang ihm auch, mit Tagesanbruch alle seine Leute wohlbehalten wieder aus der Stadt herauszuführen.

Inzwischen hatte sich die Brigade von S.... in breiter Front den nordöstlich und östlich von Reims gelegenen Forts genähert. Die Ebene war vom Vollmond ganz weiß beleuchtet. Gegen 10 Uhr abends langte sie bei dem Fort Witry-lès-Reims, das die Patrouille schon ausgekundschaftet hatte, und auf Fort Nogent-l'Abbesse an. Alles war leer, die Kanonen zerstört, die Munition mitgenommen. Sie wurden sofort besetzt und ebenso noch während der Nacht vom 3. zum 4. auch alle übrigen Forts. Alle fand man in gleicher Weise verlassen und die Geschütze unbrauchbar gemacht. Und dabei waren es großartige Befestigungen gewesen, ganz modern und für schwere Artillerie vorbereitet. Die Hauptmasse der Division, zu der die Brigade gehörte, erhielt die Weisung, ohne Aufenthalt an Reims vorüber weiter nach Süden zu ziehen; nur eine Abteilung, bestehend aus Artillerie und einem Infanterieregiment, wurde ausgeschieden, um unter Befehl des Generals von S.... Reims selbst zu besetzen. Als der Morgen des 4. Septembers erschien, nach der Rückkehr der Patrouille von H......., wurde die Stadt zur Übergabe aufgefordert. Sie machte jetzt Schwierigkeiten, so daß um 8½ Uhr früh eine Beschießung begonnen werden mußte. Nach bereits einer Stunde erschien hoch auf dem nördlichen Münsterturm die weiße Fahne. Und nun zogen unsere Truppen unter dem Gesang deutscher Lieder: „Deutschland, Deutschland über alles" und „Grüß dich Gott, du teure Heimat" in die Stadt ein. Im Laufe des Tages wurden dann die Kasernen und einige freie Plätze in der Stadt besetzt.

Die Beschießung hatte verhältnismäßig wenig Schaden angerichtet, aber doch genug, um der großen nichtmilitärischen Menge der Bevölkerung einen blassen Schrecken einzujagen. Verschiedene Häuser waren von Granaten durchschlagen; anderswo war nur ein Streifen von Granatsplittereindrücken schräg vom Pflaster bis zum Dach wie die Tropfen eines ausgeschwenkten Pinsels über eine Hausfront hingezogen. An einer Stelle hatte eine Granate ein tiefes Loch in das Pflaster gerissen, eine andere war in eine Kapelle der Kirche St.-André eingefallen und hatte

Digitized by Google

den Fußboden vor dem Altar aufgewühlt. Zahlreich waren die vom Luftdruck gesprungenen Fensterscheiben. Ein Schuß hatte auch dicht bei der Kathedrale in den Boden eingeschlagen, und einige Spritzer waren an der Außenwand zu sehen. Doch war keinerlei nennenswerte Beschädigung an ihr geschehen.

Die Bevölkerung von Reims wanderte hin und her zu den einzelnen von den Granaten zerstörten Häusern, umstand unsere Soldaten, schaute den deutschen Autos und Reitern nach, die die Stadt hierhin und dorthin durcheilten, harrte in dichten Gruppen auf der Place Royale vor dem Denkmal Ludwigs XV., der durch eine Inschrift hier als „le meilleur des rois" bezeichnet wird, und beobachtete von dort die Vorgänge vor dem Hôtel de Ville. Bürger mit weißen Armbinden sorgten für Ordnung und sagten: „Circulez, messieurs!" An den Straßenecken klebten große Plakate. Auf einigen frühern hatte der Kommandant der Festung mehrmals und unter Androhung schwerster Strafen die Bürger aufgefordert, alle Waffen, die sie im Hause hätten, abzuliefern. Schon ein paar Tage vorher, scheint es, hat man die friedliche Übergabe von Reims ins Auge gefaßt, um möglichst Zerstörungen zu verhüten. Zuletzt, am 2., hatte dann der Bürgermeister eine Proklamation erlassen, die die Bürgerschaft darauf vorbereitete, daß der Feind wahrscheinlich in die Stadt eindringen würde, daß man um jeden Preis Ruhe bewahren müsse, um noch größeres Unglück zu verhüten, und daß das Publikum eine ernste und ruhige Haltung bewahren möge. Der Aufruf war ein Meisterstück. Da ja anzunehmen war, daß wir den Anschlag später sehen würden, war jeder verletzende Ausdruck gegen uns vermieden, und er war doch vornehm und würdig.

Und ein ähnlich gutes Zeugnis muß ich den Bewohnern aussprechen.

Gewiß hatten sie vor allem Furcht! Das Schicksal der belgischen Ortschaften, in denen sich Zivilpersonen gegen unsere Truppen vergangen, war ihnen ohne Zweifel bekannt, und Furcht war sicherlich der Beweggrund ihres verständigen Verhaltens gegen uns. Aber sie fanden sehr schön die richtige Form dafür. Sie waren, in guter Weise, überall liebenswürdig und zuvorkommend, ohne einen Augenblick würdelos zu werden, wie seinerzeit die Belgier in Namur. Ihre Blicke waren voll

Digitized by Google

Trauer, aber sie zeigten sich nicht finster und verbissen, sondern sie wahrten auch hier jenen hübschen Charme, der den Franzosen eigen ist, und der ihnen überall Freunde macht. Sie hatten es aber auch nicht schwer, ihn zu bewahren, denn unsere Leute betrugen sich tadellos. In völliger Friedfertigkeit, heiter, aber ohne irgendein lautes Wort, durchwanderten sie die Straßen, machten kleine Einkäufe, gingen in die Cafés und sprachen, soweit Verständigung möglich war, hier und dort mit den Einwohnern, besuchten mit abgezogenen Kappen die Kathedrale, auf deren Bedeutung sie ihre Vorgesetzten hingewiesen hatten; zum Teil auch unter der Führung von solchen. Nicht eine einzige Handlung des Übermuts oder der Gewalttätigkeit ist vorgekommen. Die Bewohner von Reims mußten nach den blutrünstigen Bildern ihrer Journale ganz anderes erwartet haben. Die letzte Nummer der großen Pariser Zeitung „L'Illustration", die ich in einem Kaffeehaus sah, enthielt ein ganzseitiges Bild, auf dem im Hintergrund ein belgisches Dorf in Flammen steht, davor Haufen Getöteter, Männer, Weiber, Kinder übereinander. Im Vordergrund ein preußischer Infanterist mit brutalem Gesicht, wie er den Fuß auf eine unter ihm liegende erschlagene Frauengestalt setzt. Wie anders sah es hier aus! Wir hörten selbst aus dem Munde von Reimser Bürgern, wie viel sie von ihren eigenen, seit mehreren Tagen auf der Flucht hier durchpassierenden Truppen gelitten hätten, und wie die so ganz andere Haltung unserer Leute sie mit Erstaunen erfülle. Ich sah mit an, wie einer unserer Leute einem alten Mann, der bedürftig schien, den Arm hinstreckte mit einer Handvoll Gebäck aus seinem eigenen Brotbeutel und den Worten, die wahrscheinlich sein ganzes französisches Vokabularium in sich schlossen: „Voulez-vous?" Ebenso wie unsere Soldaten bei ihrem Besuch der Kathedrale still ihre Beutelchen zogen und den Bettlern am Portal ihren Nickel in die Büchse warfen.

Für unsere wackeren Leute war der Siegerstolz von Reims und zugleich die Ruhe dort, der friedliche Verkehr mit den Einwohnern und der Genuß der gebotenen Bequemlichkeiten, eine wohl zu gönnende Festfreude. Denn nach allen ihren Erzählungen mußten sehr, sehr harte Tage hinter ihnen liegen. Nicht nur in den jüngsten Gefechten an der Aisne; immer wieder kehrte ihre Entrüstung nach Belgien zurück, dessen bürgerliche Bevölkerung von solch einer bösartigen Tücke gewesen sei.

Digitized by Google

Besonders zornflammend erzählten sie von einem Überfall vom 28. August in dem Orte Spontin in Belgien, im Nordosten von Dinant. Nach ihren Berichten waren sie in dieser Ortschaft überaus freundlich aufgenommen, bewirtet und in Quartiere gebracht worden. Mitten in der Nacht aber, als alles schlief, ein Teil mit zusammengesetzten Gewehren auf dem Marktplatz — vollkommene Klarheit war aus den sich in Ingrimm überstürzenden Angaben der einzelnen nicht zu gewinnen —, ein Teil in den Häusern, sei plötzlich im ganzen Ort das elektrische Licht angegangen, und von allen Seiten seien sie von den Einwohnern beschossen worden. Die in den Häusern aus dem Schlafe Auffahrenden mußten entdecken, daß ihnen ihre Quartiergeber die Gewehre oder die Patronen gestohlen hatten. Viele fanden den Tod durch Mörderhand, die übrigen retteten sich aus dem Ort, der nun durch eine Batterie zusammengeschossen wurde. Gefangene sagten aus, man hätte ihnen mitgeteilt: „Die Deutschen sind gar nicht im siegreichen Vordringen hier, sondern sie sind auf der Flucht vor den — Russen, die schon ganz Deutschland erobert haben. Ihr müßt nun so viel von ihnen töten, wie ihr nur könnt."

Eine andere, lustigere Geschichte erzählte mir ein junger, flotter deutscher Reiteroffizier am Abend im „Goldenen Löwen". Als er mit seiner Schar in der Gegend von Regniowez, westlich von Rocroi die französische Grenze überschritt, wurden sie von der Bevölkerung für Engländer gehalten, mit Jubel begrüßt und bewirtet. „Ich merkte es und ließ es mir natürlich gefallen," erzählte mein Gewährsmann, „ich bin zwei Tage lang wie im Triumph durch die Dörfer gezogen und konnte allerlei wertvolle Nachrichten über die Stellung der Franzosen sammeln, bis sie endlich Wind bekamen und dann feindlich wurden."

Überall kehrte in den Berichten die Überzeugung wieder, daß es vor allem unsere schwere Artillerie gewesen ist, der die Feinde nicht standhalten konnten, die immer ein helles Entsetzen in ihre Reihen warf und oft eine zehn- und mehrfache Übermacht veranlaßte, die Waffen fortzuwerfen und die Hände hochzustrecken. Zwei Dinge, hieß es, gewinnen diesen Krieg: die deutsche Artillerie und — die deutschen Feldbäckereien! Letzteres bezieht sich auf die großartig geordnete Nahrungsversorgung der kämpfenden Armee.

Digitized by Google

Mit Einbruch der Dunkelheit kehrten wir zum Hotel zurück. Ich stand gerade im Gespräch mit einigen Herren, als staubbedeckt ein Offizier dort anlangte und in der heißen Freude großartigen Gelingens von einem andern Husarenstückchen keckster Art erzählte, das ihm selbst soeben geglückt war. Es war der Chef des Etappenflugzeugparks der ....ten Armee, Hauptmann der Reserve M........., sonst Justizrat in Weimar. In Rocroi an der belgischen Grenze erreichte ihn heute früh die Kunde vom Fall von Reims. Mit dem Flugzeugwesen seit langem besonders vertraut, wußte er, daß Reims ein Hauptstapelplatz französischen Armeeflugzeugs und einer der bedeutendsten Flugzeughäfen Frankreichs sei und zugleich eine der ersten Stätten der französischen Flugzeugfabrikation. Vielleicht war da Wertvolles zu finden. Sofort ließ er sein bestes Auto ankurbeln, brauste mit 100-Kilometer-Geschwindigkeit durch das Land heran, nur von einem Offizier und ein paar Leuten begleitet, und fuhr sogleich nach dem Militärflugdepot Béthény im Norden von Reims. — Alles war ausgeräumt! Ein anderer hätte sich dadurch entmutigen lassen. Er nicht. Es war ihm bekannt, wo es noch verschiedene private Flugplätze und Flugzeugschuppen in Reims gab. Er suchte sie auf und fand wirklich in der außerhalb von Reims, verborgen hinter einer Bodenwelle, gelegenen Flugzeugfabrik von Duperdussin in einem Schuppen eng ineinandergestopft nicht weniger als 9 Militärdoppeldecker und 20 Eindecker mit gefüllten Benzinbehältern, alle anscheinend flugbereit, und in einem Nachbarraum 30 bis 40 Gnome-Motoren und sonstiges wertvolle Material, augenscheinlich den größten Teil des Militärflugzeugparks von Reims. Er stellte den ihn begleitenden Offizier einstweilen als Wache davor und holte selbst eiligst von der einrückenden Truppe einen Zug Leute, die nun die Nacht hindurch den kostbaren Schatz vor nachträglicher Zerstörung schützten. Dann erst kam er zum „Lion d'Or", Mitteilung von seinem glänzenden Fund zu machen, dessen Wert sich vielleicht auf eine Million belief. Morgen früh gedachte er unter Mitnahme von Geiseln den vielleicht ganz mit Minen gespickten Ort genauer abzusuchen und den Schuppen auszuräumen. Jubelnde Beglückwünschungen belohnten noch am Abend den glücklichen Entdecker, und ich selbst hatte schon am nächsten Tage im Großen Hauptquartier Gelegenheit, die Einzelheiten dieser Tat

Digitized by Google

einer Persönlichkeit zu berichten, durch die sie schnellstens an Se. Majestät den Kaiser gelangt sind.

Der Abend dieses glorreichen Tages schloß, wie er schließen mußte. Natürlich vergaßen wir auch der Tatsache nicht, daß Reims der Mittelpunkt der französischen Schaumweinfabrikation und des Schaumweinhandels ist, und gedachten des alten Verses, den das kecke deutsche Liedchen vor gerade hundert Jahren unserm Blücher in den Mund legte:

„Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein.“

Im großen Speisesaal des „Goldenen Löwen“, im Kreise des Generals von S.... und seiner Offiziere, erklangen unsere Gläser, gefüllt mit dem goldenen Saft der Champagne, zur Ehre unserer prachtvollen Truppen und auf den glücklichen Ausgang dieses so glänzend begonnenen Krieges.

Von einem Wiederfortfahren für die Nacht war natürlich keine Rede. Nur nahmen wir, da in dem „Löwen“ keine Unterkunft mehr möglich war, in dem unfern gelegenen „Grand Hôtel“ unser Nachtquartier.

So ruhig die Bevölkerung auch gewesen war — einige Vorsicht war doch immerhin geboten. Klein war noch immer die Zahl der in die Stadt eingezogenen Truppen. Zwar hatte man die Behörden davon verständigt, daß, wenn das Geringste vorkäme, die Stadt auf ein Raketenzeichen sofort von den Forts aus beschossen würde. Allein irgendeine Torheit der Bevölkerung war doch denkbar, und auch der Gedanke nicht ganz von der Hand zu weisen, daß bei der kaum erklärlichen Verlassenheit der Forts, bei der merkwürdigen Tatsache, daß die Flugapparate nicht fortgeschafft waren, die Garnison vielleicht gar nicht ganz geflüchtet, sondern, wie das in Belgien so vielfach geschehen, sich wenigstens teilweise in bürgerliche Kleider gesteckt hatte. Unsere Truppen erhielten daher die Weisung, eines nächtlichen Alarms gewärtig zu bleiben. Uns selbst wurde vom Kommando gesagt: „Wir werden Sie, wenn etwas geschieht, sofort zu uns herüberholen. Sollte das nicht mehr möglich sein und Sie nicht mehr durchkommen, so halten Sie sich in Ihrem Hotel beim Bombardement in den Kellern.“ Mit dieser anregenden Aussicht, die aber schließlich nur ein Reiz des wunderbaren Tages mehr war, gingen wir endlich in unser Quartier, vorüber an den auf Stroh-

Digitized by Google

schütten um die Jungfrau von Orléans schlummernden Sachsen, und — schliefen friedlich bis zum strahlenden Morgen.

Als ich in der Frühe auf meinen Balkon hinaustrat, lag wieder strahlende Sonne auf den weißen Türmen der Kathedrale und unsern braven Soldaten, die auf dem Pflaster des Domplatzes auf Strohschütten, etwas kühl, geschlafen hatten und sich nun reckten, die Beine vertraten und vom Sonnenschein erwärmen ließen.

Um Mittag verabschiedeten Kollege Pietsch und ich uns in der Kommandantur. Die beiden letzten Schlachtenmaler, die wir mitgebracht hatten, blieben mit dem einen der Autos zurück. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Wir beide fuhren heimwärts, nahmen aber jetzt bis nach Stenay einen neuen, nördlicheren Weg über Rethel und Le Chesne. An diesem Tag zogen nun auch größere Mengen von Truppen in Reims ein; die breite, schnurgerade Landstraße von Rethel her war mit einem zusammenhängenden Strom von feldgrauen Truppen besetzt. Rechts und links sah man auf Feldwegen wandernde Kolonnen ziehen, an Reims vorüber, nach Süden!

Auf der Chaussee hielten auch hier unsere Truppen streng die rechte Seite. Die andere Seite war von Reims her mit einem umgekehrt flutenden Strom heimkehrender Landleute erfüllt, beladen mit Packen, zu Fuß, mit Kinderwagen und Pferdekarren verschiedenster Art, Männer, Frauen und Kinder. Trotz ihrer Betrübnis waren sie doch auch jetzt noch mit so viel natürlicher Koketterie erfüllt, daß sie sich, wenn wir sie photographierten, lächelnd in schöne Positur stellten und eifrig ihre Kinder hochhielten, damit sie gut auf das Bild kämen. Viele von ihnen sollten ihre Dörfer zu ihrer Freude ganz unversehrt wiederfinden. Anderer aber, das wußten wir nur zu gut, harrte der Jammer entsetzlicher Verwüstung ihres heimatlichen Herdes.

Wie entsetzlich, davon gab uns gleich wieder die Stadt Rethel einen grausigen Eindruck. Ihr Trümmerchaos, noch ganz frisch, noch brennend hier und da, noch untermischt mit den Leichnamen der Menschen und Pferde zwischen den schwelenden Trümmern, alles übergossen von dem scharfen Glanz einer mitleidlosen Sonne, gehörte zum Schauerlichsten, was ich überhaupt an Folgen des Krieges gesehen.

Bald eilte unser rasches Gefährt dem Schwarm der heimkehrenden

Digitized by Google

Flüchtlinge voraus, und wieder durchfuhren wir, nachdem die Gefechtsfelder an der Aisne hinter uns zurückgeblieben waren, Stunden und Stunden ein Land voller unversehrter Dörfer, Gärten, Wiesen und Weiden, voller Obst, Vieh und Geflügel — aber ganz ohne Menschen!

Auch von Stenay aus nahmen wir einen nördlicheren Weg als bei der gestrigen Hinfahrt. Nordostwärts durch Südbelgien, über das wie eine weiße Schaumwelle über der Ebene emporsteigende Arlon, gelangten wir wohlbehalten am Abend wieder nach Diekirch.

* * *

Die nächsten Tage nach der Einnahme von Reims bedeuteten den Gipfelpunkt unseres grandiosen Vorwärtsstürmens auf der ganzen Frontlinie unseres Heeres. Die Armeen drangen bis in, ja bis über die geographische Breite von Paris hinaus vor; die des Generaloberſten von Kluck tastete mit ihren Kavalleriefühlern bereits bis an den Bereich der Fortlinie dieser Stadt. Die Bevölkerung von Paris erzitterte, die französische Regierung flüchtete sich nach Bordeaux; die Möglichkeit war in unmittelbare Nähe gerückt, daß die Barbaren die „Lichtstadt" einschließen und vom übrigen Frankreich isolieren würden. In einem deutschen Blatt erschien die Zeichnung einer Ulanenpatrouille, die in der Ferne die Türme von Paris liegen sieht, mit der witzigen Unterschrift: „Sagen Sie, Kamerad, wie oft sollen wir das Lausenest eigentlich noch einnehmen?" — In der Tat, wenn das in diesem Jahre 1914 noch geschähe, so würde es seit 1814 in hundert Jahren das vierte Mal sein!

Da erfolgte der plötzliche Widerstand der Gegner vor Paris und an der Marne, der den Beginn der Verwandlung des Bewegungskrieges in den Stellungskrieg bildete.

Was eigentlich in der sogenannten „Schlacht an der Marne" vorgegangen, wieso sie den Rückzug unserer Armeen bis zur Aisnelinie erzwang, der ja auf dem äußersten rechten Flügel unserer Front bekanntlich unter lauter *siegreichen* Gefechten vor sich ging, ist eine der bedeutsamsten und größten Fragen der gesamten Geschichte dieses Krieges, deren abschließende Beantwortung erst dem späteren Geschichtschreiber möglich sein wird, wenn ihm die Gesamtheit der Dokumente darüber, von *beiden* Seiten, frei zur Verfügung steht.

Digitized by Google

Die rückflutende Welle unserer Truppen verließ die Stadt am 11. September; die Franzosen zogen wieder ein, und seitdem liegt Reims im unmittelbaren Kampfgebiet. Ihre nördlichen und nordöstlichen Forts besitzen wir, die übrigen und die eigentliche Stadt sind, bis zur Stunde, wo dies gedruckt wird, noch in Händen des Gegners. Bewegten Herzens denke ich an die alte, schöne Stadt und ihr wundervolles Bauwerk. Ich hatte damals die Besonnenheit der Franzosen bewundert, die die nach Räumung der Forts offene Stadt nicht weiter verteidigten und dadurch nutzlose Zerstörungen unermeßlicher Werte verhinderten. Nun ist es doch anders gekommen, nun haben sie diese Stadt doch zu einem militärischen Stützpunkt gemacht, und nun muß sie in der ehernen Notwendigkeit des Krieges das Schicksal all der schwerumkämpften Orte Belgiens und Frankreichs teilen. Von neuem, und diesmal unvergleichlich ernsthafter, sausen seitdem die Granaten in die Stadt, und die Bewohner, die schon die paar leichten Beschädigungen von damals mit einem sensationellen Schauder betrachtet hatten, müssen nun erst die Schrecken einer wirklichen, langen und schweren Beschießung kennen lernen. Vor allem aber sorge ich mich um die Kathedrale. Deutschland hatte erklärt, das ehrwürdige Gebäude schonen zu wollen, wenn der Feind keinen militärischen Gebrauch von ihm machen werde, mußte aber wiederholt entdecken, daß der Gegner trotzdem die Türme zur militärischen Beobachtung unserer Stellungen benutzte, um ein Feuer von verheerender Wirkung auf sie zu richten, und Batterien vor ihr aufstellte. Es blieb deshalb nichts anderes übrig, als jene Beobachtungsposten und Batterien durch Schüsse zu entfernen. Ich höre, daß eine Feuersbrunst den Dachstuhl der Kirche in Flammen gesetzt habe. Das braucht nun an sich nicht so Schlimmes zu bedeuten; die Steingewölbe der gotischen Dome pflegen stark und fest zu sein. Und wenn auch von dem üppig reichen Skulpturenwerk zweifellos vieles zerstört werden mußte, auch das bedeutete nichts Unersetzliches, denn diese Dinge sind alle bildlich außerordentlich genau festgelegt, und der stark verwitterte bildnerische Schmuck der Kirche war ja ohnehin bereits in Erneuerung begriffen gewesen. Aber wie dem auch sei: bei der Frage, ob man das Bauwerk schonen sollte, auch wenn es dazu diente, Hunderten und Tausenden unserer Krieger den Tod senden zu helfen, kann es kein Bedenken der Entscheidung geben. Es muß

Digitized by Google

sein, und der Gegner würde unbedingt ganz ebenso handeln. Er hat Schlimmeres, weil ohne Not Getanes, auf seiner Schuldrechnung: Heidelberg! Die Verantwortung fällt auf das Haupt derjenigen, die eine ritterliche Verabredung nicht innegehalten haben. Und auch ganz allgemein muß man sagen: da Zerstörungen im Toben des Kampfes zweier Völker um Leben und Tod nicht vermeidlich sind, so trägt, wenn schon einmal Krieg ist, die Verantwortung für ein architektonisches Kunstwerk doch in erster Linie der Landeseigentümer selbst. Er hat unfraglich viel mehr Verpflichtung als der Feind, für dessen Erhaltung zu sorgen. Wenn er trotzdem die Stadt, in der es sich befindet, zum Sitz eines militärischen Widerstandes macht, so weiß er, was er tut, und er beweist, daß er selbst die Notwendigkeiten des Krieges höher einschätzt als das Kunstwerk.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Zwischen den Ereignissen.

22. September 1914.

Hinter mir liegt der Hochwald der Ardennen zwischen St.-Hubert und Bastogne, wo die nebeldurchwallten, moosbehangenen Tannendickichte von kalter Feuchte troffen und die eisigen Tropfen der Regenschauer mein Antlitz während der jagenden Fahrt wie kleine spitze Geschosse peitschten. Wie eine dunkle Riesenwoge eines schwarzblauen Meeres steht im Rücken, gegen den Abend, die überschrittene Höhe, und über ihr bäumt sich, düstergewaltig, bis zur Hälfte des Himmelsgewölbes, die schwere Wetterwand empor, unter der wir soeben hindurchgefahren sind. Aber an ihrem Rande löst sie sich in goldene Spalten und Säume. Die Abendsonne bricht strahlend hindurch, und ihr Leuchten übergießt ringsum die begrünten Höhen neben mir und die blühenden Täler zu meinen Füßen und liegt mit jauchzendem, sieghaftem, triumphierendem Glänzen auf den großen, weißen Wolkengebilden, die sich in götterhafter Reinheit und seligem Schimmer vor uns im Osten ins tiefe Blau emportürmen wie ein Lichtreich Walhalls und der Asen. Schönheit, wunderbare, unsagbare Schönheit, soweit das Auge reicht! Die von vergangenen Schauern des Tages noch feuchten Wipfel der hohen Pappeln am Wege mit ihren blanken Blättern stehen gegen das Firmament wie auf Böcklins „Frühlingstag". — Und jetzt eine Feerie! Die Landstraße, die in Schlangenlinien an den Rändern des Hochplateaus dahinzieht, wird eingefaßt von großen Ebereschenbäumen mit glühroten Früchten. Wie ein Feuerbrand flammt es in allen ihren Wipfeln in der Abendsonne, wie Girandolen steigt es mit mir die Höhen hinauf, wie

Digitized by Google

Funkenregen mit mir wieder hinunter, wie endlose Girlanden, durchwoben mit den Rubinen Aladdins, begleitet es mich in leuchtendem Festglanz. Einer von uns spricht Gottfried Kellers Vers:

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!"

— — — — Und mit einem Male werden wir alle still. Ohne daß einer es dem andern sagt, kommt uns allen, erschütternd in dem Gegensatz zu dieser Schönheit, zu diesem Abendfrieden ringsum, die Erinnerung: es ist ja Krieg! Und nicht nur Krieg, wie er schon oft in diesen geschichtsschweren Gegenden war, sondern ein Krieg, so gewaltig, so grimm, so unabsehbar wie noch keiner zuvor. Eben, vor wenigen Stunden erst, haben wir ja wieder in Fülle die schrecklichen Bilder der Verwüstung an uns vorüberwandern sehen, die er über die Lande gebracht hat: die zerschossenen und verbrannten Ortschaften, die erregten Gruppen der übriggebliebenen Einwohner, die verstörten Geistes von den vergangenen Stunden erzählten, die Gestalten der Verwundeten, die aus der Schlachtlinie kamen.

Leben wir denn aber heute nicht alle so, daß es uns, ich möchte sagen, umgekehrt so geht wie bei jenen Alpdruckträumen, aus denen wir tiefaufatmend erwachen, mit dem Empfinden: Gott sei Dank, alles war ja nur ein schwerer Traum? Ist es nicht so, daß wir im Gegenteil aus jeder Freude, aus jedem Friedensglück, die in unserm Herzen emporblühen wollen, jäh emporschrecken in den Alpdruck hinein, der heut nicht der Traum, sondern die Wahrheit ist?

Doch, ob es auch für uns heute keine Zeit ist, sich in Friedensseligkeiten zu wiegen, Freuden gibt es auch für uns, männliche, echte, tiefe Freuden, die dem Ernst der Stunde angepaßt sind: die Freude an der großen, heiligen Glut unseres ganzen Volkes; an der wundervollen Gesundheit, die zu unserer eigenen Überraschung in diesen Tagen einer Feindschaft der ganzen Welt gegen uns zum Vorschein kam; an der grandiosen Kraft, mit der wir die Feinde in West und Ost zu Boden schmetterten; an der wunderbaren Ordnung, mit der bei uns auch in diesen Tagen tiefster Erregung doch jedes Rädchen unseres sozialen Gefüges ruhig und sicher in das andere greift; an den unzähligen Beispielen einzelnen Heldentums, die uns immerfort entgegen-

Digitized by Google

treten; an der Selbstverständlichkeit, mit der alle Opfer gebracht, alle Lasten getragen werden; ja, auch an dem Humor und dem befreienden Lachen, die überall auf diesem Grund erblühen. —

Ich bin auf der Rückreise von einer dreitägigen Fahrt, die wir vom 19. bis 22. September von Diekirch aus über Givet, Dinant und Namur nach Brüssel und zurück ausgeführt haben. Die außerordentliche Spannung und Inanspruchnahme aller Truppenteile und ihrer Führer infolge der Neuorientierung der Operationen nach der Marneschlacht ließ einstweilen Besuche an der Front nicht zu. Wir nahmen daher Gelegenheit, eine Reise nach Belgien zu machen, das inzwischen in einem solchen Umfange und so fest von uns besetzt worden war, daß wir es in ein Generalgouvernement mit dem Freiherrn von der Goltz an der Spitze hatten verwandeln können.

Das Maastal in Belgien, eingeschnitten in dieselbe Gebirgsscholle wie der Rhein, ähnelt dem schönheitberühmten Durchbruchstal des Rheins mit seinen Felsen und Burgruinen, seinen zwischen Berg und Strom gedrängten malerischen Städten und seinem sommerlichen Reiseleben; nur daß die Verhältnisse etwa so viel kleiner und idyllischer sind, wie die Maas dem Rhein an Größe und Bedeutung nachsteht. Unter den lieblichen Ortschaften des Maastals war vor dem Kriege besonders Dinant ein Mittelpunkt belgisch wohlhabenden und eleganten Touristen- und Vergnügungslebens. Hotel reihte sich hier an glanzvolles Hotel längs des Stroms und um den Platz, auf dem das Denkmal des wunderlichen hier geborenen Malers Anton Wiertz steht, dessen bizarre Riesenleinwände jeder Besucher Brüssels kennt. Wir fanden noch das mächtige Plakat des Komitees für die öffentlichen Veranstaltungen, die in dieser „Saison" zur Anziehung des Reisepublikums in Dinant vorbereitet waren. Darin war für den ganzen Sommer eine ununterbrochene Kette glänzender Feste geplant: Venezianische Nächte, Sportkämpfe der verschiedensten Art, Lustfahrten auf der Maas, Theater- und Musikaufführungen, Reunions und dergleichen. Das Programm ging noch bis an das Ende des Septembers. Und gerade an dem 23. August, für den ein großes Monsterfeuerwerk in Aussicht genommen war — ist Dinant in Flammen aufgegangen!

Mitte August hatten zwei französische Korps, die den Belgiern zu Hilfe kamen, der deutschen Armee des Freiherrn von Hausen die Linie

Digitized by Google

der Maas zwischen Namur und Givet streitig machen wollen; zur selben Zeit, als die Engländer bei Mons standen und die französischen Armeen gleichzeitig versuchten, zwischen Metz und Straßburg und bei Neufchâteau in Südbelgien durchzubrechen, um an den Ober- und den Niederrhein zu gelangen. Die Kämpfe waren hart und heiß und endigten hier, wie an jenen beiden andern Stellen, mit einem völligen Zurückwerfen der Franzosen. Einige Kilometer oberhalb von Dinant sah ich die in 36 Stunden von unsern Pionieren unter dem Feuer des Feindes hergestellte Pfahlbrücke. Wie ein Zigeunerlager aus Erd- und Reisighütten sah die deutsche Feldwache aus, die hier, am rechten Maasufer, den Brückenbau seither hütete, gegen Zerstörung durch Menschen, Hochfluten und treibende Gegenstände. Der junge Pionieroffizier, der die Brücke gebaut hatte, erklärte mir voller Stolz die Konstruktion. „Die vorschriftsmäßige Dicke von 20 Zentimeter hat der Belag nicht", sagte er. „Aber dafür haben wir ihn doppelt genommen, mit Haustüren und Seitenwänden von Lastwagen und was wir gerade hatten. Und es ist während der Schlacht das ganze Armeekorps darauf über die Maas gegangen."

Von hier abwärts gegen Dinant hin hatten die Franzosen auf den Höhen des linken Maasufers sehr starke Stellungen innegehabt; die Lage ihrer Schützengräben war jetzt sehr gut zu erkennen, weil die frischen Zweige, mit denen sie sie damals im Buschwerk der Höhen versteckt hatten, heute welk geworden waren und sich von dem übrigen Laub abzeichneten. In der Tiefe des Tales war von hier bis Dinant und noch darüber hinaus in diesen Kämpfen fast jedes Haus zerschossen und ausgebrannt. Zum großen Teil durch die Franzosen selbst, die bei dem Feuer, das ihren Rückzug decken sollte, zu kurz schossen und die Häuser der Belgier im Tal, statt die Stellungen der Deutschen auf den jenseitigen Höhen, trafen. Außerdem ist aber Dinant selbst auch von unsern Truppen noch weiter verbrannt worden, weil es zu den Orten gehört hat, aus dessen Häusern von Zivilisten meuchlings geschossen wurde.

Der Ort bestand zurzeit fast nur noch aus zwei Reihen von Trümmerhaufen zu beiden Seiten der Maas. Die schöngeschwungene Eisenbrücke über die Maas ist, wie nahezu alle Maasbrücken in Belgien,

Digitized by Google

gesprengt worden, und zwar von den Franzosen, und liegt zum Teil im Flusse, der quirlend daran vorüberrauscht. Dicht daneben vermittelt eine deutsche Kriegspfahlbrücke wie gewöhnlich den Verkehr. In dem strahlenden Sonnenglanz, der gerade über Dinant lag, als ich dort war, sah ich ein Regiment unserer Infanterie von einem Ufer zum andern herüberziehen. Alles ging in tadelloser feldmarschmäßiger Ordnung, unter klingendem Spiel der Regimentsmusik; die Leute alle frisch und wohlgemut, verschiedene von ihnen mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, ein prächtiger Anblick, und mit dem Hintergrund der aufstarrenden Giebel der zertrümmerten Stadt und der im Strom liegenden Brücke ein prachtvolles Kriegsgemälde.

Am Ufer stand währenddessen ein Ehepaar aus Dinant, besseren Standes, und schaute zu. Wir kamen mit ihm ins Gespräch. Er ein schlanker, vornehm aussehender Mann mit grauem Spitzbart, zurückhaltend und verschlossen; sie, jünger, im Gegensatz dazu ganz Leidenschaft und das Bedürfnis, ihre Erregung auszusprechen. Beide waren durchaus nicht niedergeschlagen, sondern im Gegenteil voll Gefühl des Triumphes, denn sie waren fest davon überzeugt und ließen sich nicht davon abbringen, daß ganz Berlin heute so aussähe wie Dinant. Die Russen hätten es verbrannt. In Deutschland sei Revolution; der Kaiser sei abgesetzt, eine Republik sei erklärt, und er und der Kronprinz deshalb aus dem eigenen Lande zur Armee entwichen, die sich nicht etwa als Sieger, sondern auf der Flucht vor den Russen über die Westgrenze Deutschlands herüber nach Belgien und Luxemburg hineindränge. Auch jenem über die Kriegsbrücke marschierenden Regiment lag nach ihrer unbeirrbaren Anschauung nur daran, die Maas zwischen sich und die Russen zu bringen. Um dies zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß es in Belgien seit Wochen keine Zeitungen, großenteils auch keinen Briefwechsel mehr gab; die Leute waren abgeschnitten von jeder vernünftigen Kunde, und wie der Verdurstende das trübste Wasser gierig schlürft, so nahmen auch sie wahl- und kritiklos die wildesten Phantasien gläubig hin, die die Volkserregung sich schafft; um so williger dann, wenn sie ihnen eine Hoffnung gaben.

Über Dinant, am rechten Ufer der Maas, springt in kühnsten Formen, mit ungefähr 100 Meter hohen senkrechten Wänden, der Felsen

Digitized by Google

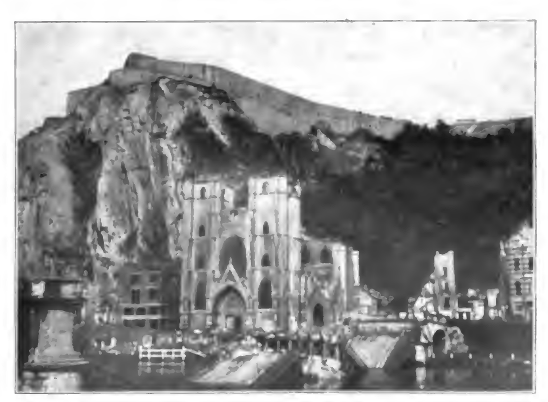
empor, auf dem die alte Zitadelle von Dinant gelegen ist; sie selbst längst mit ihren grauen, buschbestandenen Wällen nur noch ein Park von malerischem Reiz. Unmittelbar am Fuß dieses jähen Felsens erhebt sich die große Kathedrale von Notre-Dame; aus demselben fein silbergrauen Stein erbaut wie der Fels, zeichnet sie sich von weitem kaum von ihm ab und sieht aus, als wäre sie, einem jener indischen Felsentempel ähnlich, aus dem Berge selber herausgeschnitten. Ihr Dach war verbrannt, ihr hoher, einer unterwegs gekauften Ansichtspostkarte nach, seltsam, einer langgezogenen Zwiebel ähnlich geformter Turm eingestürzt; sie schien von weitem ebenso nur noch eine leere Schale eines Bauwerkes zu sein, wie die Häuser rings um sie her. Als wir sie aber über die Kriegsbrücke hin aufsuchten, entdeckten wir zu unserm Erstaunen, daß sie im Innern fast unversehrt geblieben war. Und zu unserer Freude. Denn dies Innere bot einen Anblick von hoher Schönheit dar. Eine gewaltige Halle mit gotischem Gewölbe erhob sich über uns, das von eigentümlichen Riesenpfeilern getragen wurde, nicht in der gegliederten Form der sonstigen gotischen Pfeiler, sondern der romanischen glatten Rundsäulen. Auch an andern Stellen, so in der schönen Taufkapelle, in einer Nische hinter dem Altar, wies die im allgemeinen gotische Kirche sehr fesselnde Anklänge an den romanischen Stil auf, so daß sie ein wertvolles Zeugnis aus dem Übergang dieser beiden Stile darstellt.

In der Kirche trafen wir ihren Pfarrer an, einen sehr hochgewachsenen Mann mit klugem Gesicht, dem eine große und gutgebildete Nase einen charaktervollen Ausdruck gab. Mit weltmännischer Sicherheit und Verbindlichkeit trat er uns entgegen und führte uns herum, und ich bewunderte die philosophische Ruhe, mit der er die Schicksale Dinants, seiner Gemeinde und seiner Kirche, an deren baulicher Neugestaltung er gerade vor dem Kriege gearbeitet hatte, uns schilderte. Er sprach Deutsch wie ein Deutscher (er war Luxemburger von Geburt) und schien besonders voller Groll gegen die Franzosen, die vor allem an der Vernichtung Dinants schuld seien. Anfangs seien sie in der Übermacht gegenüber den Deutschen gewesen, als sie die erste Fühlung mit deren von Lüttich her vorstoßenden Vortruppen gewonnen hätten. Statt da aber zu handeln, hätten sie eine ganze Woche hindurch untätig in Dinant verweilt, die Offiziere hätten in Kaffeehäusern gesessen und Zigaretten geraucht

Digitized by Google



Das „Neueste vom Kriegsschauplatz“ für die Mannschaften
der Schützengräben bei Reims.



Dinant.
Zitadelle, Kirche Notre-Dame und gesprengte Maasbrücke.
(Vgl. Seite 78.)

Digitized by Google



Deutsches Militär überschreitet die Kriegsbrücke in Dinant.
(Vgl. Seite 79.)



Die alten Wälle von Givet nach der Beschießung.
(Vgl. Seite 82.)

Digitized by Google

und sonst nichts getan, bis es so weit war, daß die Deutschen die Übermacht hatten. Dann hätten sie töricht den doch von vornherein aussichtslosen Kampf aufgenommen, dessen Opfer, ganz unnützerweise also, Dinant geworden sei, und zwar großenteils durch die schlechten Schüsse der Franzosen selbst. Sie seien es auch allein gewesen, die sich in den Privathäusern in Zivilisten umgekleidet und dann aus den Fenstern geschossen hätten, und Dinant hätte für ihre Tat büßen müssen. „Man hat nachher", sagte er, „in den Häusern ganze Haufen von französischen Tornistern und Uniformstücken gefunden, die sie dort mit Zivilkleidern vertauscht haben." Auch über den Wahnsinn der Zerstörung der Brücke sprach er. Erst als die letzten (etwa noch 300) Franzosen abzogen, hätten sie die Brücke gesprengt und so einen Millionenwert ohne einen Zweck vernichtet; denn die Deutschen wären so gut wie gar nicht dadurch aufgehalten worden; binnen weniger Stunden hätten sie neben der schon vorhandenen Kriegsbrücke, oberhalb von hier, die zweite in Dinant selber hergestellt.

Wieweit der Mann mit all diesem uns vielleicht nach dem Munde geredet hat, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls war alles nicht unwahrscheinlich. Und mit der Auffassung von der Unvernunft der Brückenvernichtung hatte er vom belgischen Standpunkt aus vollkommen recht.

Der Pfarrer machte uns besonders auf ein wunderbares gemaltes Kirchenfenster aufmerksam, von wohl den größten Abmessungen, die ich von einem gotischen Glasfenster kenne. Es war etwa 120 Quadratmeter groß und erst vor nicht langer Zeit gestiftet, und während fast alle andern nicht gemalten Fenster von den Geschossen oder dem Brand des Dachstuhls mannigfach zertrümmert waren, hatte dies Fenster nur ein einziges kleines Loch, kaum größer als ein Fünfmarkstück! In eine Seitenkapelle war eine Granate gefallen, und beim Brand des Turmes waren die großen Glocken eines berühmten Glockenspiels aus ihrem Gebälk herabgestürzt, hatten das Gewölbe durchschlagen und lagen nun in Trümmern auf dem Fußboden. Dagegen hatte die Wölbung des Schiffes standgehalten, während der Dachstuhl darüber niederbrannte. Nur eine Menge kleiner Löcher zeigte sie, wie Sterne am dunkeln Firmament. Das waren aber nicht Kugellöcher, sondern das Gewölbe war als Himmel gemalt und wirklich mit vergoldeten Sternen aus Holz

versehen gewesen, die mit durch diese Löcher gehenden Metallklammern befestigt waren. Beim Brand war das Metall geschmolzen, die Sterne waren vom Himmel gefallen und lagen nun zu einem Haufen zusammengeschichtet hinter dem Altar. Ein merkwürdiger Eindruck, im Gegensatz zu der wirren Verwüstung draußen, dieser unversehrte stille, hohe, feierliche Kirchenraum in dem wunderbar künstlerischen, altem Silber ähnelnden Grau seiner Säulen und Gewölbe.

Etwa 20 Kilometer oberhalb von Dinant liegt die Festung Givet, an einer Stelle, wo sich das Maastal durch Zurücktreten der Bergwände beckenförmig erweitert. Givet ist französisch; das französische Staatsgebiet greift hier in einer langen Zunge, längs des Maastals, weit nordwärts in das Belgische hinein, und um diesen, den Eroberungskriegen Ludwigs XIV. entstammenden Besitz zu decken, diente die damals von Vauban kunstvoll befestigte Stadt. Ihre Zitadelle baut sich steil und kühn auf einem keilförmigen Ausläufer des Ardennenplateaus, mehr als 100 Meter hoch über dem Maasufer, empor. Die alten Wälle, Gräben, vorspringenden Basteien, Brücken und Torwege, reich mit Bäumen und Gebüsch umgeben und überwachsen, waren längst ein poetisches Idyll geworden; so recht ein Ort, wie ihn ein Dichter etwa für eine stimmungsvolle Novelle brauchen kann; wo süße Erinnerungen, weiche Träumerei und der Hauch alter, versunkener Geschichte das Herz bewegen mochten, wenn man hoch oben auf blumenumblühtem Gemäuer in die weite, sonnige Landschaft hinausschaute und über den schimmernden, sehnsuchtweckenden Spiegel des schöngeschwungenen Stroms in der Tiefe.

Der Gedanke an den modernen Krieg stimmte kaum noch zu diesem Bilde. Die Befestigungen, so eindrucksvoll die grauen, wie aus dem grauen Fels selber hervorwachsenden Mauern für das Laienauge auch aussehen mochten: der Artillerist der Gegenwart sah sie nur noch mit Geringschätzung an.

Und nun war doch der moderne Krieg in seiner schwersten Wirkung darüber hingebraust. Die französische Garnison hatte die Übergabe verweigert, und so mußte die Beschießung beginnen. Sie dauerte drei Tage, vom 29. bis 31. August; am 1. September ging die weiße Flagge hoch. Was aber die moderne Artillerie in solch einer Zeit leisten konnte, das

Digitized by Google

zeigte das gegenwärtige Givet. Oben auf der Zitadelle hatte eine ganze kleine Stadt gestanden, um einen hübschen, viereckigen, mit Bäumen geschmückten Platz geschart, dessen eine Seite die ansehnliche Kirche zierte. All das war jetzt ein wüster Haufe von Schutt. Von der Kirche stand nur noch ein Teil des runden Apsisbaues und ein Fetzen der vorderen Turmwand, alles andere lag in Trümmer aufgelöst am Boden. Ganz ebenso rings um den Platz und auch weiterhin in den Straßen die ehemaligen Wohnhäuser, Cafés, Läden, Kasernen usw. Man vermochte vielfach kaum mehr zu sagen, was das einzelne vorher gewesen war. Eigentümlicherweise schienen hier Feuersbrünste eine geringere Rolle als sonst gespielt zu haben. Das zerstörte Givet bot deshalb einen wesentlich andern Anblick dar, als die meisten andern kriegverwüsteten Ortschaften, die ich bisher gesehen. Sonst pflegten die Häuser ganz leer zu sein, die Flammen haben alles verzehrt, Decken, Türen, Fensterrahmen, Möbel; nur das nackte, geschwärzte Mauerwerk starrt zum Himmel. Hier dagegen war fast aller Inhalt der Häuser noch erhalten, und gerade das machte einen besonders schrecklichen Eindruck; es führte einem die entsetzliche Verwüstung von Werten, die der Krieg verursacht, viel deutlicher vor Augen, weil es der Phantasie leichter ist, sich den ursprünglichen Zustand vorzustellen. Das Gebälk der von den Granaten zerrissenen Dächer starrte noch in die Lüfte; die zersprengten Hauswände gaben den Blick ins Innere der Wohnungen frei, wo zerrissene Betten, zertrümmerte Schränke, halb durch die zerborstene Decke hindurchgefallene und in die Räume des Unterstockwerks hinabstürzende Sofas mit heraustretenden Federn sichtbar wurden; wo auf den Küchentischen zerbrochenes Geschirr und Mahlzeitreste lagen, neben dem zersprungenen Kamin noch der geblümte Sorgenstuhl des Großvaters stand. Ganze Schuttströme, untermischt mit zerbrochenem Hausgerät, mit Schreibheften, Bildern, Gebetbüchern, waren durch die zerrissenen Umfassungsmauern weit auf die Straße hinausgequollen wie das Eingeweide verwundeter Tiere. Mächtige, trichterförmige Löcher von mehreren Metern Durchmesser im freien Straßenpflaster zeigten den Ort, wo Granaten auf die Gasse gefallen waren.

Auch hier war es schauerlich, sich jene Stunden vorzustellen, wo diese Verwüstung vor sich ging: das Tönen der unablässig heranzischenden

Digitized by Google

Geschosse, das Krachen ihrer Explosionen, das Poltern der zusammenstürzenden Wände. Es muß die Hölle gewesen sein.

Die zivile Bevölkerung hatte man vorher abgeschoben, die Besatzung hatte sich in die tief in den Fels gehauenen Kasematten zurückgezogen, düstere Gewölbe, zu denen man auf 91 Stufen hinuntersteigt; dort hielt sie sich während des ganzen Bombardements auf.

Zwei Ärzte des belgischen Roten Kreuzes, die mit in der Festung gewesen und nach der Übergabe zur Pflege der Verwundeten dort geblieben waren und uns umherführten, erzählten mir davon. Sie sagten, daß es während der Beschießung selbst tatsächlich unmöglich gewesen sei, das Haupt aus dem bombensicheren Felsgewölbe hinauszustrecken, gewisser Tod war die Folge. So kam es, daß von der 2400 Mann starken Besatzung schließlich doch nur etwa 100 verwundet oder getötet worden sind. Manche freilich unter schrecklichen Umständen. Die Ärzte wiesen mir eine Stelle in einer zerschossenen Eskarpe, wo sie nach der Übergabe einen Schwerverwundeten unter einer Lawine von Quadern gefunden hatten, das Antlitz an einer offenen Luke. Vierundzwanzig Stunden hatten sie gearbeitet, um ihn zu befreien; doch vergebens, es war nicht möglich, zu ihm zu dringen, und er starb vor ihrem Angesicht. All dies und anderes erzählten die beiden Männer mit großen, ernsten Augen, denen man ansah, wie sie in ein Grauen hinabgeblickt hatten, das man bis an das Ende nicht wieder vergißt; mit Augen, die ausschauten, als ob sie nie wieder lächeln könnten.

Mitten in diesem Höllenreich der Zerstörung lag — so wunderlich es klingt — ganz unversehrt ein kleiner alter Friedhof, nahe den höchsten Bastionen der Zitadelle. Moosübersponnenes Mauerwerk umgab ihn, Gras und bunte, wildwachsende Blumen wucherten auf den Gräbern, die altertümliche Kreuze schmückten, zierlich aus Schmiedeeisen geformt, ähnlich wie in unsern thüringischen Dörfern. Lautlose Stille herrschte über der rings umschlossenen Stätte, in die von außen nur des Himmels Wolken hineinschauten. Keine Granate war hier hineingeschlagen; es war, als hätte eine höhere Macht ihre Hand über diese Stätte des Friedens gehalten. — Ich habe auf meinen langen Weltwanderungen viele ergreifende Grabstätten gesehen, kaum aber eine, die tiefer das Herz berührte, als dieser kleine, alte Friedhof zwischen den Wällen des zerschossenen Givet.

Digitized by Google

Glücklicher als Dinant und Givet war das von Dinant maasabwärts gelegene große Namur weggekommen, bei dem die Beschießung wie bei Lüttich sich hauptsächlich auf die modernen Außenforts gerichtet hatte. Wir hatten, wie sich der Leser erinnert, als wir vor etwa vier Wochen dem Einzug in Namur beiwohnten, die eigentliche Stadt nicht betreten können, da die von der Vorstadt Jambes hinüberführende Brücke gerade gesprengt gewesen war. Jetzt lernte ich auch jene kennen. Auch dort hatten einige Stadtteile, insbesondere um das Rathaus herum, schwer gelitten; weitaus der größte Teil Namurs war aber unversehrt, und Handel und Wandel hatte schon wieder seinen Gang genommen. Die Hauptkirche von Namur, die St.-Aubain gewidmet ist, ein schöner, großzügiger Barockbau mit einem Chorgitter am Hochaltar in einem Rokoko von übermütigster Linienführung, war ganz unberührt geblieben. Es war, als ich sie besuchte, Sonntag und Gottesdienst darin. Katholischer natürlich; Namur ist ein Bischofssitz und gilt als ein streng rechtgläubiger Ort. Mitten zwischen den Andächtigen der Gemeinde knieten zahlreiche Soldaten unserer Besatzung in ihren feldgrauen Uniformen, mit ihren kleinen Taschengebetbüchern, tief versunken, ganz still und fromm, und offenbar sich vollkommen eins fühlend mit ihren Mitbetern vor Gott, von denen sicherlich viele nur wenige Wochen vorher an derselben Stelle denselben Gott inbrünstig um die Vernichtung dieser Männer gebeten hatten, ja es vielleicht im Augenblick noch taten.

Draußen vor der Kathedrale dehnt sich die Place St.-Aubain, und sie bot auch am Sonntag, im Gegensatz zu der feierlichen Friedensstille im Innern der Kirche, ein lebendiges Bild aus dem Kriegslager, das die Stadt Namur seit ihrer Eroberung für uns darstellt. Dutzende von Kraftwagen stehen rings um die Kirche; unablässig kommen und gehen sie oder queren in sausender Fahrt den Platz, gedeckte und offene, solche mit den flatternden Fähnchen des Roten Kreuzes, solche mit der vornehmen Bezeichnung: „Gr. Haupt-Quartier“ oder mit der Aufschrift „Etappeninspektion“. Die letzteren haben einen Überbau von zwei starken, von vorn nach hinten über das ganze Gefährt hinweglaufenden Bändern aus gehärtetem Stahl mit scharfer Schneide. Diese dient dazu, die nächtlicherweile heimtückisch über die Chaussee gespannten Drähte zu zerschneiden. Schwere Lastkraftwagen rattern vorüber; und alle möglichen

Digitized by Google

Signalpfeifen ertönen durcheinander; selbst das daheim geheiligte hohenzollernsche „Tatü-tata!" ist hier frei. Die Herren vom Kaiserlichen Freiwilligen Automobilkorps in ihren neugeschaffenen Leutnantsuniformen stehen in Gruppen umher, manche von ihnen die modernen hageren, kräftig geschnittenen und scharfblickenden Sportgesichter in charaktervoller Ausprägung zeigend, die für unsere Zeit so bezeichnend sind. Und sie lachen im Augenblick höchst nichtsnutzig. Denn um die Ecke kommt langsam, ganz, ganz langsam, noch ein weiteres Auto heran; ein dickes belgisches Bauernpferd zieht es an einem Strick hinter sich her, und ein belgischer paysan — Pisang sagt der deutsche Soldat — wandelt als Fuhrmann nebenher. Dies Auto, ich kann es nicht leugnen, ist unser eigenes, in dem ich selbst mit ein paar Kameraden auf dem Wege nach Brüssel niedergebrochen bin. Während unsere andern Wagen nach Brüssel weitergefahren, waren wir Schiffbrüchigen in einer unterwegs getroffenen Einspännerdroschke nicht lange vorher in Namur wieder angelangt.

Welch eine ganz außerordentliche Rolle in diesem Kriege das Automobil spielt, als Beförderer von Lasten, Nachrichten, wichtigen Persönlichkeiten, Befehlen usw., in seiner Gesamtheit neben dem elektrischen Funken, man kann sagen hauptsächlich das bewegliche Fluidum, das alle die Einzelglieder des ungeheuern Heereskörpers fortwährend zu einem einheitlichen Organismus zusammenschließt, das sollte unbedingt später einmal von berufener, fachmännischer Seite dargestellt werden.

In vielleicht noch höherem Grade als die Automobilisten zeigen den modernen, nervensicheren, gefahrgewohnten Sporttypus die Fliegeroffiziere. Eben geht eine Gruppe von ihnen über den Platz, und mit Freude schaut man den jungen schlanken Gestalten nach, mit der lässigen Eleganz ihrer des Körpers sichern Bewegungen. Und es dauert nicht lange, da tönt auch das charakteristische ferne Dröhnen über unserm Haupt, und durch den Äther ziehen, bestrahlt von der Sonne, zwei Doppeldecker dahin, erkennbar als deutsche Maschinen an dem auf die Flügel gemalten Zeichen des Eisernen Kreuzes, das einer Beschießung durch unsere eigenen Truppen vorbeugt. —

Der Kirche gegenüber liegt das vornehme Gebäude der ehemaligen belgischen Provinzialregierung: jetzt der Sitz des deutschen Gouverneurs der Provinz Namur und des militärischen Oberkommandos mit seinem wimmelnden Getriebe. Vor ihm hält soeben ein geschlossenes kasten-

Digitized by Google

förmiges Auto, das mich etwas an den „Grünen Wagen" des Berliner Polizeipräsidiums erinnert. Ihm entsteigt eine großgewachsene, schwarzgekleidete, sehr elegante Dame, die ein Ulanenoffizier in den Hof hineingeleitet. Oben auf dem Verdeck des Autos steht eine Anzahl schwarzer Holzkästen mit Handgriffen. Die Mannschaft, die das Auto begleitet hat, erzählt mir, daß man diese Dame, die Bewohnerin eines Schlosses in der Nachbarschaft, soeben verhaftet habe, weil im Park des Schlosses ein großes Lager von Gewehrmunition entdeckt worden sei — jene Holzkästen auf dem Verdeck, die ganz mit Patronen gefüllt sind —, und zwar in der Erde versteckt und maskiert durch ein scheinbares Grab. Da durch öffentlichen Anschlag schon vor längerer Zeit die Ablieferung aller Waffen von seiten der Zivilbevölkerung unter Androhung der schwersten Strafen befohlen worden ist, so ist das hier augenscheinlich ein bedenklicher Fall. Leider habe ich das Ergebnis der Untersuchung nicht abwarten können. Daß aber immer noch Verschwörungen zu vermuten sind, geht aus dem weiter unten erwähnten, ziemlich frischen Maueranschlag hervor, wonach immer noch verdächtige nächtliche Lichtzeichen in Häusern der Umgebung von Namur beobachtet wurden, und aufs dringendste die Bevölkerung nochmals gewarnt wird.

Übereifer und Spionagenervosität haben freilich auch hier gelegentlich Komisches zutage gefördert. So erzählte man mir, wie vor kurzem in einem Häuschen am Berghang vor der Stadt seit einigen Abenden höchst auffällige Lichterscheinungen bemerkt worden waren. Die Fenster des Oberstocks wurden in einer so merkwürdigen Weise sekundenweise hell und wieder verdunkelt, daß man an morseähnliche Zeichengebung denken mußte. Die Geheimpolizei war aber geschickt. Sie verhaftete die Bewohner nicht gleich, sondern beobachtete zunächst die Sache einige Abende, um wenn möglich diese Zeichensprache selbst zu erfassen und die Nachrichten der Verräter abzufangen. Leider erwies sich das System so schwierig und dunkel, daß man absolut nicht dahinterkam. Daher wurde denn eines Abends das Haus vorsichtig umstellt, während eben die Erhellung und Verdunkelung wieder in vollem Gange war. Man drang ein — und fand folgendes: In dem verlassenen Haus stand oben ein Billard, und einige unserer Feldgrauen, die in der Nachbarschaft in Quartier lagen, gingen allabendlich dorthin und spielten darauf. Da sie keine Lampe fanden,

Digitized by Google

klebten sie vier Stearinkerzen auf das Billard selbst, auf jede Ecke eine, und indem sie nun mit ihren Queues im Spiel um das Billard herumgingen, verdunkelten und erhellten sie natürlich abwechselnd die Fenster. —

Beinahe noch mehr Mittelpunkt alles militärischen Lebens von Namur als das Gouvernement ist das an einer andern Ecke des Platzes gelegene Hotel und Restaurant St.-Aubain, das zu einer Art Kasino eingerichtet ist. Die Gewohnheit unserer Mannschaften nachahmend, die alle französischen Namen nach der Karte oder den offiziellen Aufschrifttafeln an den Ortseingängen einfach deutsch aussprechen, den Namen der am 7. September gefallenen französischen Festung „Maubeuge" z. B. so, daß er sich, auch mit der Betonung, auf „Trauzeuge" reimen würde, nennen unsere Offiziere in Namur das St.-Aubain einfach „Staubein", und dieses Staubein ist der Sammel-, Treff- und Erfrischungspunkt erster Ordnung für alle heimischen und durchkommenden Persönlichkeiten dieser Gegend und war es ein paar Tage lang auch für uns, und hübsche, anregungsvolle Stunden werden es uns unvergeßlich machen.

Sehr interessant ist es jedesmal in den eroberten Städten, die Plakate an den Wänden zu lesen. Die ganze Geschichte der letzten Wochen spiegelt sich in ihnen wie in Urkunden wider. Die ältesten, die noch aus vordeutscher Zeit hängen, sind gewöhnlich Anzeigen großer, für den Sommer und Herbst geplanter Vergnügungen, die beweisen, mit welcher Plötzlichkeit dieser Krieg die — außerhalb gewisser Kabinette — ahnungslose Welt überfallen hat. Dann kommen die verschiedenen Mobilmachungsorders. Dann beim Herannahen der deutschen Truppen Mahnungen zur Ruhe, und bald darauf — seit den schlimmen Erfahrungen mit dem Franktireurkrieg — die Aufforderung der Obrigkeit an die Zivilbevölkerung, die Waffen abzuliefern, um Unheil zu verhindern. Nun folgt der Einzug der Deutschen, und jetzt, rasch hintereinander, eine Reihe von sehr energischen Anschlägen, in denen die deutsche militärische Verwaltung des Platzes angezeigt wird, die öffentlichen Beamten aufgefordert werden, unter der Oberhoheit dieser Verwaltung ihre Tätigkeit weiter auszuüben, und vor allem in schärfster Weise für die Sicherheit unserer Soldaten gesorgt wird.

Ein Muster für die letztere Art, das zugleich die Verhältnisse gut kennzeichnet, unter denen unsere Leute in diesen eroberten Plätzen anfänglich und manchmal auch dauernd standen, ist die am zweiten Tage

Digitized by Google

nach der Einnahme der Stadt Namur — die Forts hielten sich noch — infolge nachträglicher Unruhen angeschlagene Ankündigung des deutschen Platzkommandanten, in französischer Sprache natürlich. Sie lautet übersetzt in ihren wesentlichen Punkten:

„Proklamation.

Vergangene Nacht hat man aus den Häusern auf die deutschen Truppen geschossen. Der deutsche Platzkommandant ist genötigt, der Bevölkerung folgende Anordnungen zur Kenntnis zu bringen:

1. Alle in den Häusern oder an sonstigen Orten versteckten belgischen oder französischen Soldaten in Zivil oder in Uniform müssen durch die Bewohner als Kriegsgefangene eingeliefert werden, und zwar vor 4 Uhr nachmittags vor dem Gefängnis. Die Bürger, die diesem Befehl nicht folgen, werden zu immerwährender Zwangsarbeit in Deutschland verurteilt werden. Eine strenge Untersuchung der Gebäude beginnt um 4 Uhr. Jeder Soldat, der versteckt oder bewaffnet gefunden wird, nachdem diese Untersuchung begonnen hat, wird sofort erschossen.

2. Waffen, Munition, Dynamit und dergleichen müssen vor 4 Uhr abgeliefert werden; jeder Einwohner, der nach 4 Uhr im Besitz solcher Dinge betroffen wird, wird erschossen werden.

3. Alle Straßen werden von einer Wache deutscher Soldaten besetzt, die sofort in jeder Straße zehn Geiseln festnehmen werden, die sie unter ihrer Bedeckung behalten. Diese Maßregel wird getroffen, um die deutschen Soldaten gegen jeden Angriff sicherzustellen. Wenn ein Anschlag in der Straße vorkommt, werden die zehn Geiseln erschossen.

4. Die Türen der Häuser dürfen nicht abgeschlossen werden, selbst nicht während der Nacht; von 8 Uhr abends an müssen drei Fenster in jedem Hause erleuchtet sein.

5. Es ist verboten, nach 8 Uhr abends auf die Straße zu gehen.

Die Einwohner von Namur müssen begreifen, daß es kein größeres und schrecklicheres Verbrechen für sie gibt, als durch Anschläge auf die deutsche Armee die Existenz der Stadt und das Leben ihrer Mitbürger aufs Spiel zu setzen.

Namur, den 25. August mittags.

Der deutsche Platzkommandant

gez.: von Below."

Digitized by Google

Daß trotz dieser ebenso kräftigen wie klaren Sprache doch immer noch neue Unruhen vorgekommen sind, beweisen dann die immer neu wieder auftretenden ähnlichen Mahnungen. Da fleht in Namur der Bürgermeister Fernand geradezu seine Mitbürger an, vernünftig zu sein. Er habe sich dem Gouverneur, Sr. Exzellenz Generalleutnant Baron von H........, gegenüber persönlich für die Ruhe der Stadt verbürgt. „Es bleibt mir nichts übrig, als meine Mitbürger zu beschwören, den Beweis ihrer Weisheit und Besonnenheit zu geben und nicht das Wort zu brechen, das ich in ihrem Namen gegeben habe." — Aber noch in den letzten Tagen war, wie schon erwähnt, wieder ein neues Plakat ähnlicher Art nötig gewesen, das insbesondere auf verdächtige Lichtzeichen hinwies, die beobachtet worden waren.

Noch aus der Zeit vor der Einnahme stammte ein Anschlag, der mit recht klaren und einfachen Abbildungen und Beschreibungen die Unterscheidung zwischen französischen und deutschen Fliegern lehrte. Die deutschen Doppeldecker unterschieden sich dadurch von den französischen, daß bei ihnen das obere Flügelpaar nicht ganz dem untern parallel laufe, sondern ein wenig mehr nach hinten gerichtet sei; die französischen Eindecker dadurch, daß sie rechteckige Flügel hätten, während die deutschen den Umriß des Taubenflügels zeigten. (Von einem sonstigen Abzeichen war nicht die Rede.) Auf einem andern Plakat hatte die deutsche Verwaltung aufgefordert, in die verlassenen Häuser zurückzukehren, da das viel besser vor unliebsamen Vorkommnissen mit letzteren schütze, als das Unbeaufsichtigtlassen. Auf einem weiteren setzte der Kommandant, um wieder Ordnung in das Geschäftsleben zu bringen, vernünftige Preise für die wichtigsten Lebensmittel fest. Daneben klebte die große, von den Zeitungen damals mitgeteilte dreisprachige Proklamation des Generalgouverneurs von Belgien, Exzellenz von der Goltz, an die Vernünftigkeit der gesamten belgischen Bevölkerung. Anderswo forderte der deutsche Gouvernementsarzt zur unverzüglichen Meldung aller Fälle von Typhus, Diphtherie, Ruhr, Tuberkulose, Pest und allen möglichen andern Infektionskrankheiten auf. Oder die deutsche Heeresverwaltung schrieb öffentliche Arbeiten aus unter Angebot sehr annehmbarer Löhne für die verdienstlosen Belgier, mit der väterlichen Ermahnung, es doch nicht darauf ankommen zu lassen, daß dieser Verdienst aus Deutschland herbeigezogenen Arbeitern zufiele.

Digitized by Google

Zum Glück bot sich mir die Möglichkeit, trotz der vorhin erwähnten Autokatastrophe doch noch nach Brüssel zu kommen, indem ein Auto des Roten Kreuzes, das dort Besorgungen für das Hospital zu machen hatte, mich dorthin mitnahm.

Unterwegs auf der Landstraße nach Brüssel kam ich ins Gespräch mit Soldaten, die in einem Wägelchen aus einer einsamen Etappenstation mit Sonntagsurlaub nach Namur fuhren. Wie alle hier draußen waren auch sie von einer brennenden Begierde nach Nachrichten erfüllt: nach Nachrichten von den großen Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz. Sie hörten sehr dankbar allem zu, was ich ihnen über die Lage erzählen konnte. Aber eigentlich war ihrer Phantasie das alles noch nicht romantisch genug. Sie fragten mich vor allem eifrig, ob ich denn nichts vom Grafen Haeseler wüßte. Ich berichtete ihnen von dem Patrouillenritt, den er letzthin gemacht, und dem französischen Gefangenen, den er dabei heimgebracht hatte, merkte aber, daß sie das schwer enttäuschte — mehr, als wenn ich ihnen gesagt hätte, daß man nichts von ihm wisse. Und nun kamen sie ihrerseits mit den Erzählungen, mit denen die Einbildungskraft unserer Soldaten diese ihre volkstümliche Lieblingsgestalt umgibt. Meine Geschichte wollten sie nicht glauben. „Haben Sie nicht gehört, daß Graf Haeseler seit einiger Zeit mit 40000 Mann verschwunden ist? Passen Sie auf, der führt irgend etwas ganz Großes aus.“ Den andern schienen die 40000 doch wohl ein bißchen abenteuerlich. „Nein, das ist ganz anders. Sie sagen, er hat sich im Westfälischen 6000 Bergleute ausgewählt; mit denen ist er dabei, einen großen Tunnel zu machen. Er wird mit ihnen unter der Erde her Belfort erobern.“

So machen sie sich den alten haarumwallten Recken — den ein tragisches Geschick diesen Krieg gerade in einem Alter erleben läßt, wo selbst seine märchenhafte Rüstigkeit zur Führung einer Armee nicht mehr ausreicht — schon bei seinen Lebzeiten zu einer übernatürlichen Sagenfigur.

Wir nahmen den Weg von Namur nach Brüssel über das Schlachtfeld von Waterloo, das ich noch nicht kannte. Groß ist der Eindruck, wenn in der Ferne über dem weiten Blachfeld die gewaltige Erdpyramide emporsteigt, die oben den Löwen von Waterloo trägt. Wahrlich,

Digitized by Google

eine Gegend, die man heute mit seltsamer Bewegung betritt! Ein Jahrhundert ist seit jener Schlacht hingerauscht, und wie hat sich das Verhältnis der Völker gewandelt! Mit welchen Empfindungen liest man heute auf dem Denkstein für die gefallenen hannoverschen Deutschen die Worte: „Gewidmet von den Offizieren der Königlich Großbritannisch-Deutschen Legion!" Mit welch einem bittern Lächeln sieht man das kleine Bauernhaus an der Chaussee, wo Blücher und Wellington sich nach dem gemeinsam erfochtenen Siege trafen, und an dessen getünchte Außenwand eine unbeholfene Hand mit schrägstehenden Buchstaben das Wort „Belle-Alliance" angepinselt hat! In gewöhnlichen Zeiten ist die Gegend überschwemmt von englischen Touristen; der belgische Chauffeur sagte mir, es sei im Sommer geradezu eine dauernde Völkerwanderung von Brüssel her. Heute war dieser ganze Schwarm aus Albion zerstoben; dafür schlenderten deutsche Soldaten von einem Waterloo passierenden Kommando auf dem Schlachtfelde umher, mit der großen Pyramide als Hintergrund.

In dem kleinen Café nahe dem Schlachtfeld bat mich die Wirtin, eine junge, hübsche und sympathische Person, von dem goldblonden, milchhäutigen Typus der Flamländerinnen, wie Rubens sie malt, ihr doch ein paar Worte zu übersetzen, die in deutscher Schrift auf ihrer Wandtafel von deutschen Soldaten vor einiger Zeit angeschrieben worden seien, und die niemand entziffern könne. Es stand nichts anderes an der Tafel als die Worte: „Maubeuge, vierzigtausend Franzosen, vierhundert Kanonen." Die Inschrift gab der Wirtin und einigen anwesenden Einwohnern Waterloos die erste Kunde von der Einnahme Maubeuges und der Gefangennahme so vieler Franzosen. Zum größten Staunen und, wie ich wohl merkte, auch hier vollkommenen Unglauben der Belgier. „Ach bitte, sagen Sie mir," meinte die junge Frau: „wo denn eigentlich die belgische Armee ist." Daß sie in Antwerpen eingeschlossen, wußte sie auch noch nicht. Seit Wochen hatte es hier weder Zeitungen noch Briefe mehr gegeben. Und wenn diese Unkenntnis schon so nahe bei Brüssel, wie ja Waterloo liegt, vorhanden ist, darf man sich nicht wundern, wenn es in abgelegeneren Teilen des Landes noch dunkler ist.

In Brüssel selbst, dieser seit dem 20. August von den Deutschen besetzten Riesenstadt, waren des Sonntagnachmittags halber die Straßen, insbesondere der Boulevard Anspach und der Börsenplatz, trotz der immer

Digitized by Google

sich wiederholenden heftigen Regenschauer von ungezählten Menschenmassen belebt. Unsere Soldatenpatrouillen verschwanden schier darin. Es war ein seltsam schwüles Gefühl, daran zu denken, welche Schicksalsmöglichkeiten hier in der Luft lagen, einer blitzeschwangern Gewitterwolke ähnlich, die düster über einer Gegend hängt. War es doch von hier nach Antwerpen kaum weiter als von Köln nach Düsseldorf. Und Antwerpen war zurzeit der letzte Zufluchtsort der belgischen Armee, die in verzweifeltem Ringen in immer neuen Ausfällen den eisernen Reifen zu sprengen suchte, den wir darum legten; die Kanonenschüsse der in noch viel größerer Nähe stattfindenden Kämpfe waren in den Straßen Brüssels hörbar, und es ließ sich gar nicht ausdenken, was in dieser Bevölkerung von acht Hunderttausenden geschehen, und was aus dieser wunderschönen Stadt werden konnte, wenn vielleicht einmal ein auch nur vorübergehend glücklicherer Vorstoß des Feindes bis an die Stadtgrenze gelang. Löwens schreckliches Beispiel lehrte es nur zu deutlich.

Es war eine Stunde tiefster Bewegung, in der ich nach Sonnenuntergang dieses Tages auf der Grande Place still für mich umherging, in schweren Gedanken. Ich liebe diesen wunderbaren Platz, dieses schönste, reinste Bild alter Städteherrlichkeit, das die Erde kennt; wo auch nicht der leiseste künstlerische Mißton den Zauber stört. Ich liebe ihn aber nicht nur um seiner vollendeten Schönheit willen, sondern er ist auch mit meinem kleinen persönlichen Leben innig verknüpft durch ein Erlebnis, dessen Erzählung hier nicht hingehört. Diesmal sah ich den Platz wieder in neuer Weise. Wohl für die vergangene Brüsseler Weltausstellung hatte man über ihm, ganz hoch oben in der Höhe der höchsten Hausgiebel, gewaltige elektrische Beleuchtungskörper angebracht, die ihn mit einem überall hindringenden und doch zarten Licht übergossen. Er bekam dadurch eine Traulichkeit wie ein geschlossener Raum, wie ein herrlicher Festsaal; die Vergoldungen der Gildenhäuser wirkten wie die Verzierungen reicher alter Möbel, die Bildwerke an den Fassaden wie die Figuren schwerer mattfarbiger Gobelins. Mein Herz erzitterte in dem Gedanken, daß auch dieser Menschheitsschatz zertrümmert werden könnte.

Doch nun genug mit diesen kleinen Einzelerinnerungen „zwischen den Ereignissen". Größeres habe ich wieder zu berichten.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Der Durchbruch durch die Sperrfortkette Toul—Verdun.

27. September 1914.

In den Tagen von Reims las ich in des Freiherrn von der Goltz glänzendem Buch „Das Volk in Waffen", das in letzter Ausgabe 1899 erschienen ist. In den Ausführungen darin über „Bewegung und Kampf" in den nächsten Kriegen der Gegenwart spricht Goltz davon, daß in unserer Vorstellung von einem kommenden Feldzug immer noch von 1866 und 1870 her das Bild hinreißend fortschreitender Kriegshandlungen lebe, von ununterbrochen einander folgenden Schlachtentscheidungen, von raschem Eindringen bis tief ins Herz des feindlichen Landes und einem damit erzwungenen schnellen und glücklichen Frieden. Das aber erklärt er für einen Krieg mit Frankreich jedenfalls als einen Irrtum. Frankreich habe in den letzten Jahrzehnten derart systematisch an seiner Landesbefestigung gearbeitet, daß ein Krieg zwischen Deutschland und ihm einen ganz andern Charakter bekommen werde. Das Ergebnis einer solchen systematischen Verteidigungsvorbereitung sei, daß sie der Kriegführung überhaupt ihre Beweglichkeit nehme. „Ein deutsch-französischer Krieg der Gegenwart würde mit einer Reihe von Kämpfen um Befestigungen beginnen. Ist der Fortgürtel an der Grenze durchbrochen, so gewährt eine Kette von Lagerfestungen der Verteidigung einen Anhalt und hindert die freie Bewegung des Angreifers abermals." Die Franzosen hätten, weil sie die Überlegenheit der Deutschen im Bewegungskriege doch zunächst nicht einholen zu können erkannten, beschlossen, den Deutschen dieses ihr besonderes Element zu entziehen und ihnen durch Festungen einen an engen

Digitized by Google

Raum gebundenen Kampf aufzudrängen. So werde man auf alle Fälle auf Pausen in den Operationen, Stockungen in dem Vorgehen rechnen müssen. Sie gewährten dem Verteidiger Zeit, Verstärkungen heranzuziehen, die ein neues Element des Aufenthalts hineinbringen. So werde die Kriegführung, die mit solchen Befestigungsanlagen rechnen muß, „zeitweise einen schleppenden Charakter gewinnen". Wenn daher auch in einem künftigen Kriege die Führung unserer Heere ebenso umsichtig, die Tapferkeit unserer Soldaten ebenso groß wäre wie in den letzten Kriegen, so müßten wir uns doch klar sein, daß an einen ähnlich reißenden Verlauf, an ähnliche glückliche und schnelle Ergebnisse wie 1866 und 1870 nicht mehr zu denken sei. Gesperrt gedruckt schreibt von der Goltz folgende Sätze: „Gewiß ist es von Nutzen, sich das klarzumachen, um an einen künftigen Krieg nicht mit falschen Vorstellungen zu gehen. Den Illusionen würde die Enttäuschung unausbleiblich folgen. Diese aber könnte das Vertrauen zur Führung erschüttern, während doch der langsame Schritt der Ereignisse ganz in der Natur der Sache liegt. Die Arbeit wird künftig unter allen Umständen schwerer, der Lohn anfangs weit karger sein."

Er kommt dann weiterhin auf die Schwierigkeiten, die das Anwachsen der modernen Riesenarmeen mit sich bringe, die versammelt ganze Provinzen ausfüllten. „Ungeheuer wären die Fronten, welche entstehen müßten, wenn man die heutigen Riesenheere zu einer Linie entwickeln wollte. Die französische Armee möchte von Épinal bis Verdun reichen." Wahrscheinlich würde daher das gesamte Ergebnis der Kriegführung sich als ein schweres Ringen herausstellen, bei welchem die kämpfenden Heere, auf der Karte verfolgt, nur wenig von der Stelle rückten. „Erst wenn mit dem höchsten Aufgebot der Kräfte beider Teile eine Krisis eintritt, und derselben auf einer Seite die unausbleibliche Erschöpfung folgt, kann wieder ein schnellerer Gang beginnen. Sicher ist, daß ein Krieg der nächsten Zukunft von dem Element der Beweglichkeit, welches unsern letzten Feldzügen so sehr zu eigen war, viel verlieren muß."

Wenn der Leser sich die Entwicklung des Krieges bis zur ersten Hälfte des Septembers 1914 vergegenwärtigt, wird er verstehen, daß ich damals diese Worte mit dem höchsten Erstaunen las. Was ist alle Voraussage, sagte ich mir, wenn selbst ein solcher Kenner als Zukunfts-

Digitized by Google

prophet sich derart vollkommen täuschen kann. Denn genau das Gegenteil von fast allem, was er hier gesagt hatte, war ja eingetreten. In einem selbst 1870 beispiellosen Siegessturm waren unsere Armeen in Belgien und Frankreich eingedrungen, hatten mit nie dagewesener Beweglichkeit in atemlos sich folgenden Entscheidungsschlägen den Feind geworfen und in ungehemmter Verfolgung ihn über immer neue weite Räume zurückgejagt, so daß die Spitzen unserer Armeen bereits Anfang September vor Paris angelangt waren. Fast noch mehr und in kürzern Pausen als 1870 hatten daheim die Glocken von Turm zu Turm ihr Siegfrohlocken ertönen lassen; die Festungen hatten gar nichts genützt; wie eine ungeheure Brandungswoge war unsere Armee über das Land dahingerollt, trotz ihrer alles Frühere übertreffenden Schnelle in einer Frontlänge, gegen die die von dem Autor als etwas kaum Vorstellbares hingestellte Möglichkeit einer Front „von Épinal bis Verdun" vollkommen verschwand. In jeder Wendung schien die Wirklichkeit die Voraussagungen des Werkes zu widerlegen!

Seitdem sieht das nun aber doch ganz anders aus. Seitdem ist in der Tat eine große, langdauernde Stockung in unserm Vordringen eingetreten; an die Stelle des stürmischen Vorwärtsflutens unserer Armeen hat sich wirklich jenes zähe, langsame Ringen mit Aufbietung aller Kräfte auf beiden Seiten gesetzt, das die angeführten Worte des Buches voraussagen.

Unser Volk, verwöhnt durch die täglichen Siegesnachrichten der ersten Wochen, verstand das nicht; es schien hier und da sogar erschrocken und verwirrt, weil dieser stürmische Vormarsch nicht in der gleichen Weise täglich weiterging.

An der Hand der herbeigezogenen Ausführungen wird einem aber klar, daß diese Stockung in Wahrheit nichts Überraschendes ist, sondern gerade das Natürliche, zu Erwartende. Es ist erstens eingetreten, was bei den ungeheuern Verhältnissen der über einen so gewaltigen Raum, über Belgien, Luxemburg und einen erheblichen Teil Frankreichs vorausgeworfenen Heeresmassen eintreten mußte: die rückwärtigen Verbindungen für Munition und Verpflegung und den innern Zusammenhang der Armeen, so ausgezeichnet sie auch organisiert sind und so bewundernswürdig sie arbeiten, hätten sich bei einem immer weiteren Vorstürmen dieser Art zu sehr lockern müssen. Es war vermutlich darum — ganz

Digitized by Google



Givet nach der Beschießung.

(Vgl. Seite 83.)

Digitized by Google



Plakate im eroberten Namur.
(Vgl. Seite 88.)



Die Gefangenen vom Camp des Romains.
(Vgl. Seite 107.)

Digitized by Google

abgesehen von nur der obersten Leitung bekannten Erwägungen — wohl notwendig, zunächst einmal innezuhalten und das innere Gefüge der vorgedrungenen Massen zu festigen.

Zweitens kam jetzt zur Erscheinung, was von der Goltz besonders vorgeschwebt hat. Der Franzose ficht auf seinem eigenen Gelände, das er aufs genaueste kennt und auf dem er sich seit Jahrzehnten mit der größten Sorgfalt für eine solche Verteidigung eingerichtet hat. Seine Linien feuern stellenweise wie auf einem Schießstand, wo die Positionen und die Ziele für sie geradezu markiert sind. Das und die kürzeren und unversehrten rückwärtigen Verbindungen sind eben die Vorteile der sogenannten „innern Linie", die jetzt zur Geltung kommen. Der Angreifer kann erst dann hoffen, diese Vorteile auszugleichen, wenn auch er alle seine Kräfte herbeigeschafft hat.

So ist es nun zu jener ungeheuern wochenlangen Schlacht gekommen — an die ähnlichen Kämpfe um Mukden im Japanisch-Russischen Krieg erinnernd —, wo beide Gegner, tief in den Boden eingegraben, in stark befestigten Stellungen einander gegenüberstehend, sich jeden Schrittbreit des Bodens abringen müssen, in einer Front, die heute — ich schreibe das Ende September 1915 — schon von nordwärts von Paris bis zum Oberelsaß hinunterreicht.

Die Franzosen, verstärkt durch die Engländer, scheinen alles, was sie an Kräften aufbringen können, in dies riesenhafte Ringen hineingeworfen zu haben und mit Hilfe ihrer Bahnverbindungen und des Vorteils der „innern Linie" immer von neuem bald hier, bald dort zu heftigen Vorstößen gegen uns einzusetzen.

Wie es aber doch bei alledem vorwärts gegangen ist in dieser großen, die ganze Front umfassenden Schlacht, das mag an den Kämpfen der letzten Tage an einer der wichtigsten und vielleicht der für uns schwierigsten Stelle der riesigen Verteidigungslinie der Franzosen, an den Kämpfen um die Befestigungen zwischen Toul und Verdun, deren Augenzeuge ich sein konnte, etwas näher gezeigt werden.

Im Westen der deutsch-lothringischen Grenze dehnt sich eine weite Verebnung aus, zu der die welligen Höhen, die das linke Moselufer von Diedenhofen bis über Metz hinauf so malerisch einfassen, sich all-

mählich verflachen, bis ein ausgesprochenes, stellenweise fast tischförmig ebenes Flachland entsteht, von kleinen Wasserläufen durchzogen und von größeren und kleineren Seen überstreut. Es trägt zwischen Metz und Verdun den Namen Ebene von Woëvre. Im Westen reicht diese Niederung nicht bis an den Parallelfluß der Mosel, die Maas, sondern ist von ihr durch einen Höhenstreifen getrennt, der den Strom von Dun ab südwärts auf dem rechten, östlichen Ufer begleitet, ein waldbedecktes Plateau, das mit einem gegen Osten abfallenden Steilrand die Ebene um 150 bis 200 Meter überhöht. Dieser Steilrand, auf der Karte ein sofort in die Augen springendes Gebilde, Côtes Lorraines genannt, hat bei dem Ort Hattonville, etwa 60 Kilometer südöstlich von Verdun, seinen weitesten Vorsprung gegen die Ebene von Woëvre und umzieht dann, südwärts gewandt, ihre südliche Fortsetzung in einem großen, gegen Nordosten offenen Halbmond, der bei Toul die obere Mosel erreicht.

Die Franzosen haben, wie bekannt, gerade die Linie Verdun—Toul, die Durchzugsgegend von Deutsch-Lothringen in das Innere ihres Reiches, sehr stark befestigt, einmal durch die beiden großen Festungen, sodann durch die dazwischen gelegenen „Sperrforts": Génicourt, Troyon, Les Paroches, Camp des Romains, Liouville, Gironville und Jouy-sous-les-Côtes. Die drei letztgenannten liegen am Ostrand des Höhenzuges, die andern vier an der Maas, und zwar Les Paroches auf den westlichen, die übrigen auf den östlichen Uferhöhen, so, daß sie das tief eingesenkte Tal mit ihren Geschützen bestreichen. Seit dem Frühjahr 1914 hatten die Franzosen aber auch noch den natürlichen Wall, den die Côtes gegen die Ebene von Woëvre hin bilden, von Liouville ab nordwärts durch starke Verteidigungsstellungen befestigt, die in mehreren Staffeln übereinander lagen. Ja auch im Innern des bewaldeten Plateaus hatten sie Werke angelegt.

Nachdem in den Augustkämpfen die Offensive der Franzosen gegen Deutsch-Lothringen zusammengebrochen, waren sie im September auf die geschilderte Defensivlinie zurückgeworfen, und es war nunmehr das nächste Ziel des deutschen Angriffs hier, diesen Gürtel zu durchbrechen. Diese Aufgabe, die als ein Teil der großen Gesamtoperationen in Nordfrankreich aufgefaßt werden muß, vor allem aber in Zusammenhang mit dem Vorgehen der Armee gegen Verdun steht — die am 23. September von

Digitized by Google

neuem Varennes auf der Westseite dieser Festung genommen hatte —, wurde einem besonderen Armeeteil übertragen.

Einem Einblick in diese von unsern Truppen mit außerordentlicher Zähigkeit und Bravour durchgeführten Kämpfe galt ein zweitägiger Besuch der Front am 25. und 26. September.

Von Norden längs der deutschen Grenze über Crusnes, Audun-le-Roman, Briey kommend, durchquerten wir die Gegenden, wo in den Augustkämpfen durch die Armee des Kronprinzen und die aus Diedenhofen und Metz herangezogenen Kräfte der Feind in so glänzender Verfolgung west- und südwestwärts über die Ebene zurückgeworfen worden war. Das völlig zerstörte Audun-le-Roman erzählte besonders beredt von diesen Kämpfen.

Bei Mars-la-Tour, jenem Ort, den die ernste Erinnerung aus den Augusttagen von 1870 umgibt, erreichte ich die erste große, von Metz aus westwärts führende „Heerstraße". Sie rechtfertigte jetzt diesen oft gedankenlos gebrauchten Ausdruck, denn sie bildete zurzeit eine der wichtigsten Linien der rückwärtigen Verbindung der weiter westwärts kämpfenden Armee mit dem großen heimischen Stützpunkt Metz, dem unerschöpflichen Lager von Munition und Kriegsmaterial aller Art, dem Platz, wohin man die Gefangenen, die Verwundeten schaffte, wohin man die Mannschaften, denen man eine Erholung im Kampf gönnen wollte, zurückbeorderte, um sie durch ausgeruhte von ebendaher zu ersetzen. Daher stieß ich hier mit einem Schlage auf das ganze mächtige hier hindurchflutende Getriebe des gegenwärtigen Krieges. Einige Minuten, eigenartig ans Herz greifende, das endlose Kampfschicksal dieser beiden zwischen Maas und Rhein aneinandergrenzenden großen Völker überdenkende, weilte ich an dem edeln Denkmal, das den gefallenen Franzosen gewidmet ist, einer schönen ernsten Trauergestalt, die einen sterbenden Krieger in die Arme nimmt. Ich stieg auch hinab in die Katakomben darunter, wo im Dämmer die vom Tage geblendeten Augen erst allmählich die rings an den Wänden aufgeschichteten, heut schon altersbraun gewordenen Schädel aus den damaligen Massengräbern unterschieden. Und ich dachte daran, wie man heut schon wieder neue solche Schädelberge in diesen Gefilden sammeln kann und noch mehr wird sammeln können, ehe wieder einmal der Friede hier den Krieg ablöst.

Digitized by Google

— Doch dann ergriff mich von neuem die Gewalt des gegenwärtigen Lebens da draußen und trug mich fort auf ihrem Strom. Das gigantische Wollen und Handeln, das hier in Erscheinung tritt, und das, auch vom Vaterländischen abgesehen, schon ästhetisch hinreißt durch die Riesenhaftigkeit der Kraft, die sich hier bewegt und die doch in vollkommener geistiger Beherrschung in ihren größten und kleinsten Äußerungen einem einzigen Ziele dient, schlug mich in seinen Bann.

Wir fuhren von Mars-la-Tour weiter bis nach Ch......, wo zurzeit das Kommando des Generals von St.... seinen Sitz aufgeschlagen hatte.

Der Chef des Stabes, Oberst von F....., hatte hier die Liebenswürdigkeit, uns an der Hand der Karte in einem sehr klaren Vortrag die augenblickliche Lage des Angriffs vorzuführen. Die Kämpfe waren in den letzten Tagen besonders schwer gewesen, weil es den Franzosen neuerdings gelungen war, eine Menge schwerer Artillerie herbeizuziehen, zum Teil wohl Schiffsgeschütze. Mit dieser verteidigten sie sich nicht nur äußerst hartnäckig, sondern sie griffen auch von Verdun und Toul her immer wieder von neuem mit beträchtlichen Kräften an, so daß auf beiden Flügeln unserer Stellung ein ungemein heftiges Ringen stattfand. Es war aber den Deutschen gelungen, überall diese Flankenstöße abzuweisen, den Gegner zu werfen und dadurch für den Druck in der Mitte freie Hand zu behalten. Noch jetzt waren die Flankenangriffe der Franzosen von Verdun her nicht zu Ende, während von Toul aus zurzeit keine Vorstöße mehr stattfanden. Dagegen hatte unsererseits ein starkes Vordringen auf der Mittelfront eingesetzt. In der Mitte unserer Stellung, nördlich und südlich der Gegend, wo die Höhen der Côtes am weitesten nach Osten vorspringen, hatten unsere Truppen die festen Stellungen der Franzosen auf diesen genommen. Sie hatten nicht nur die Höhen erreicht, sondern waren auch darüber hinweg vorgedrungen, obwohl die Franzosen sich in den Bergwäldern noch heftig und geschickt verteidigten, und hatten sogar gestern bei St.-Mihiel, in der Mitte der Linie Toul—Verdun, bereits die Maas überschritten und die Höhen jenseits dieser genommen. Das Fort Camp des Romains, im Sturm angegriffen, hatte heute früh die weiße Fahne gezogen. Mit ihm war also, gerade am heutigen Tage, die erste Bresche in den für uneinnehmbar gehaltenen Gürtel der Sperrforts gelegt!

Digitized by Google

Da dieser Kampf in hervorragender Weise ein Artillerieduell war, so hatte es ein besonderes Interesse, die wichtigsten der auf unserer Seite kämpfenden Batterien kennen zu lernen.

Zunächst fuhren wir von Ch...... gegen Westen, über die große flache Niederung von Woëvre. Vor mir erhob sich jetzt in der Ferne als ihre Grenze die blaue Wand der Côtes Lorraines, als ein Gebilde, das in der Natur ganz so augenfällig hervortrat, wie es die Karte hatte vermuten lassen. Wie eine riesige Mauer, oben fast horizontal, zog sich die unabsehbare Bergwand dahin. Goldener Septembersonnenschein lag über den Gefilden; eine freundliche Wärme durchrieselte die Glieder, ohne die schwere, drückende Hitze der Augusttage, und auf den Gesichtern unserer Soldaten war die Freude an dieser endlich wieder scheinenden Sonne wohl zu erkennen, und die elastische Frische, die das herrliche Herbstwetter gab und die Leiden der vergangenen Regenwochen in Vergessenheit brachte. Nur der Staub war auf den französischen Chausseen schon wieder arg geworden und hüllte die überall geschäftige Bewegung auf ihnen für die Ferne in gelbgraue Wolken. Von der Front kamen überall endlose Züge von leeren Munitionswagen gezogen, die nach Metz gingen, um neue Massen von Geschossen für die feuernden Batterien zu holen, bepackt mit leeren, langen Körben von der Form der Behälter für Golfschläger: der geleerten und wieder zu füllenden Transporthülsen der Granaten. Andere Wagen führten Verwundete zurück, deren Gesichter oder Arme und Hände weiß umwickelt waren. Auf der Brust trugen sie das weiß und rote Zettelchen, auf dem die Art der Verwundung und der Behandlung angegeben ist. Proviantkolonnen zogen vorüber; Kraftwagen, wie sie in der Heimat von der Militärbehörde überall von Privaten übernommen worden sind, im buntesten Durcheinander, und wieder mit den verschiedensten Firmenaufschriften: Bierversand, Wäschegeschäft, Konservenfabrik usw. Ganze Züge mächtiger Lastlokomobilen überholten wir, die, mit ungeheuern, walzenartigen Rädern versehen, auch auf grundlosen Wegen fahren konnten. Hier war am Wege, den der an Bäumen oder Reiterlanzen befestigte Feldtelegraph begleitete, eine Abteilung des Roten Kreuzes aufgestellt, ihre Wagen mit den flatternden Fähnchen gekennzeichnet; dort stand das Lager einer Feldbäckerei. Hier wiederum hielt ein Divisions-

Digitized by Google

brückentrain mit seinen sauberen, gebrauchsfertigen Eisenblechpontons. Dazwischen folgten sich unablässig Artilleriezüge, sechspferdig bespannt, Stafettenreiter trabten vorüber, den Karabiner quer über der Schulter, Infanterieabteilungen zogen im Marsch, die sonnegebräunten Gesichter staubbedeckt. Alles ging wie am Schnürchen, hielt rechts die Straße; nirgends entstand eine Stockung beim Kommen und Gehen, nirgends eine Verwirrung. Alles winkte und rief einander zu, eine große Freudigkeit lag über allem.

So ging's von Dorf zu Dorf. Immer höher wuchs die Wand der Côtes vor mir empor. Wir waren von ihrem nächsten Fuß etwa noch 6 Kilometer entfernt, als wir bei einem Punkte anlangten, wo eine unserer stärksten Artilleriestellungen sich zurzeit befand, eine Batterie, deren sehr weittragende 15,5-cm-Geschütze bestimmt waren, den Ausgang der in südöstlicher Richtung von Verdun über die Côtes herunterführenden Straße zu bestreichen. Dort versuchten die Franzosen auch heute wieder mit großer Energie einen Vorstoß in die Ebene gegen den rechten Flügel der ......schen Armee auszuführen. Die Batterie stand auf einer leichten Bodenerhöhung zur Seite der Straße zwischen Obstbäumen. Dahinter aus Brettern ein erhöhter Aufbau wie ein Jagdschießstand, die Stellung des Batteriechefs, wohin auch der Fernsprecher von der Armeeleitung her mündete; ebenso der Draht von dem Beobachtungsposten her. Ein solcher befand sich einige Kilometer weiter vorwärts bei einem großen Birnbaum auf einer Geländewelle, von der aus das Ziel, das die Batterie augenblicklich beschoß, gut sichtbar war. Wenn ich ein wenig weiter die Straße aufwärts ging, konnte auch ich es sehen. Man gewahrte deutlich, wie dort über einem Einschnitt eine Chaussee aus dem Walde herunterkam. An ihrem Ausgang in die Ebene lag ein Dorf, der Karte nach der Ort Haudiomont, in dem offenbar eine Stellung von hier aus dem Walde vordringenden Franzosen sich befand. Dieses Dorf galt es unter Feuer zu halten. Südlich von da, dort wo die Mauer der Côtes uns am nächsten lag, war die Höhe bereits von den Deutschen besetzt, und dort oben, mehr als 6 Kilometer entfernt, stand der äußerste Beobachtungsposten unserer Batterie und gab Lichtsignale. Ganz fein, aber deutlich auch ohne Glas sichtbar, blitzte in der Sonne sein Telegraphieren herüber.

Digitized by Google

Der Batteriechef erläuterte uns diese Verhältnisse ganz so ruhig, als ob wir uns auf einem Exerzierplatz befänden. Dann wurden die nächsten Schüsse abgegeben. Wir traten etwas zurück, öffneten auf Rat des Batteriechefs den Mund, um die Wirkung des Knalls auf das Trommelfell zweiseitig zu machen; lautlose Stille herrschte, und in dieser Stille erklang von dem erhöhten Stand herunter das Kommando, so ruhig, knapp und kurz, die Bedienungsmannschaft richtete die schweren Rohre durch Ruder und Hebel, brachte die Geschosse in das Rohr, stellte das Geschütz in den angegebenen Winkel mit solchem Gleichmut und solch einer Präzision, wie bei einer Probevorführung in der Kruppschen Anstalt. Das Einschlagen der Geschosse war von hier aus nicht zu sehen. Doch kam eine Nachricht darüber sofort von seiten des Beobachters am Birnbaum, und ganz geschäftsmäßig nannte daraufhin die Stimme des Kommandierenden von obenher die Winkelzahl, nach der dann die Geschütze etwas anders eingestellt wurden für den nächsten Schuß. Ein paar weitere Schüsse schlossen sich an, gefolgt wieder von einer neuen, ähnlich ruhig angegebenen Verbesserung. Alles machte einen Eindruck so nervenloser Wurstigkeit, möchte ich sagen, daß ich am folgenden Tage bei einem neuen Besuch im Oberkommando aufs höchste erstaunt war zu erfahren, wie es gerade um diese Zeit und an dieser Stelle für uns gar nicht unbedenklich gestanden hat; der Vorstoß der Franzosen aus Verdun her war ein besonders ernster gewesen.

Das Vorhergehende war eine Einzelheit aus dem Kampf an unserm rechten Flügel. Ich erzähle die Dinge nicht dramatischer, als ich sie erlebt habe. Das Bild einer großen modernen Schlacht sieht wirklich ganz anders aus, als wir sie uns nach ältern Kriegsbildern vorstellen.

Es galt nun diejenigen Batterien unserer schweren Artillerie zu besuchen, die in der Mitte den Kampf gegen die mittleren Sperrforts durchfochten. Wir fuhren jetzt südwestwärts, auf denjenigen Teil der Côtes zu, der bereits von unsern Truppen besetzt war. In der Nähe erkannte man, daß der Gebirgsrand doch nicht so jäh abstürzt, wie es von weitem aussah. Von der mit Wald bedeckten Höhe zogen sich grasige Abhänge hernieder zur Ebene, in ihrem unteren Teil mit Weingärten und Obstpflanzungen bestanden. Überaus malerisch gelegen, grüßte von einer vorspringenden Plateaunase der Ort Hattonchâtel her-

Digitized by Google

unter, überragt von seiner Kirche. Auf einer von Nußbäumen eingefaßten Straße rollten unsere Kraftwagen, in die uns stetig begleitende große Staubwolke gehüllt, bei St.-Maurice auf Serpentinen die Gehänge hinan. Über uns schwebte, goldglänzend im blauen Äther, die wunderlich aussehende, einer am Ende sich krümmenden Raupe ähnliche Form eines deutschen Fesselballons, nach dessen Beobachtungen die Gefechte in diesem Frontabschnitt geleitet wurden. Binnen kurzem hatten wir auch oben auf einer grasigen Flur im Walde das Lager der Fesselballonabteilung erreicht. Ihre kleinen, niedrigen braunen Zelte waren mit abgeschnittenen Zweigen bedeckt, um sie für feindliche Flieger unsichtbar zu machen. Das Seil, dünn wie ein Klavierdraht, ging von hier in starkem Winde schräg in die Höhe. Eben war von oben die Meldung gekommen, daß im Fort Les Paroches, das eine unserer Batterien weiter im Süden beschoß, ein Pulvermagazin in die Luft gegangen sei. Die uns nächstgelegene Batterie hier auf der Höhe feuerte auf Troyon. Um sie aufzusuchen, fuhren wir weiter auf der Höhe gegen Nordwesten. Den rechten Weg durch den Wald zeigte uns das in den Baumwipfeln dahingeleitete Feldtelephon. Ein lebendiges Getriebe herrschte auch hier oben. Auf einer Lichtung war ein Verbandplatz eingerichtet. Verwundete kamen in Wagen, leichter Getroffene auch zu Fuß dorthin. Eine Abteilung des Feldtelegraphen knüpfte eine neue Drahtleitung in die Zweige. Im Grase lagen, sich ausruhend, zum Teil vespernd, einzelne Gruppen von Soldaten im Schatten, auch hier so ruhig, als lägen sie Sonntagnachmittags im Grunewald. Anderswo hielten unter den Bäumen Burschen Mengen von reiterlosen Pferden; Munitionskolonnen zogen dahin. Allerdings fiel es auf, daß auf der freien Straße selbst sich möglichst wenig offen zeigte; meist suchte alles den Schutz der Baumwipfel auf. Alle Wagen waren mit abgebrochenen grünen Zweigen bedeckt und, wenn sie hielten, zur Seite unter die Wipfel geschoben.

Wir sind im Feuerbereich der feindlichen Artillerie!

Unsere Autos halten jetzt, mitten in herrlichem Hochwald. Ich steige aus dem meinigen und sehe unmittelbar neben mir am Straßenrand zwei tote Soldaten liegen, Deutsche, still und stumm. Die kreuzweise gelegten Stangen, auf denen man sie soeben gebracht hat, liegen

Digitized by Google

noch daneben. Die Träger haben die Gesichter der beiden mit Tüchern bedeckt; sie selbst sind wieder vorgegangen zu neuem Werk. Einer der Gefallenen hat in seiner Jackentasche eine Postkarte vom heutigen Tage, an seine Mutter geschrieben. Sie enthält die Meldung, daß es ihm gut geht, und schließt mit „Auf Wiedersehen".

Ein paar Schritte weiter stehen die Geschütze der Batterie, die wir suchen, und die noch mächtiger sind im Kaliber als die vorher gesehenen. Schwarz, dick, wie träge, bulldoggenartige Untiere hocken sie im dichten Unterholz auf ihren großen Lafetten.

Der Feind hat, scheint es, den Ort dieser Batterie herausbekommen und reicht mit seinen Geschossen bis hierher. Ich sehe die Bedienungsmannschaft in sorglicher Deckung stehen, in kleinen Gruppen hinter dicken Bäumen und unter Eindeckungen. Und nun pfeift es über uns, ein dünnes Heulen; dann ein scharfer Knall zu unsern Häupten. Und wieder, und noch einmal. Das sind Schrapnells, jene Geschosse, die in der Luft an einer bestimmten, berechneten Stelle ihrer Flugbahn platzen und einen breiten Streukegel von Kugeln heruntersenden. Was ohne Deckung Lebendes in diesen Geschoßhagel gerät, ist erledigt.

Wir unterhalten uns, selbst hinter Baumstämmen stehend, eine Weile mit der Bedienungsmannschaft der augenblicklich wegen Munitionsbeschaffung pausierenden Batterie und erfahren, daß das Fort Troyon, das sie beschossen, mit seinem Widerstand fertig sei. Die fremden Schrapnellschüsse stammten nicht von dort, sondern von französischen Feldbatterien jenseits der Maas.

Währenddem geht es weiter über unsern Köpfen mit „ssssss" und „paff!" Das Heulen kenne ich schon. Welche Erinnerungen es mir weckt! Ich hörte es ebenso über mir schon in China im Jahre 1900. Aber nicht das Knallen, denn die chinesischen Schrapnells platzten damals nicht; die Chinesen hatten vergessen, die Zünder hineinzutun. Hier aber war alles in schönster Ordnung; sie platzten pünktlich. Und sie wurden immer lebhafter. Rechts und links prasselt es in den Waldwipfeln, die Äste knacken, zersplitterte Zweige fallen herab. Wir sind hier gerade in der schlimmsten Zone. Weiter vorn, wo die Schrapnells darüber hinwegfliegen, wäre es viel minder gefährlich. Doch war uns ein Vordringen über diese Artilleriestellung hinaus von der Armeeleitung

Digitized by Google

nicht gestattet worden. Nach einer Weile kehrten wir daher wieder zu unsern Autos und fuhren auf dem gleichen Waldwege zurück. Dieser ganze Weg war inzwischen unter Feuer geraten, und zwar Kreuzfeuer, auch noch von Norden her, diesseits der Maas; die Franzosen hatten jetzt auch den Fesselballon aufs Ziel genommen. Wir sahen wie er herunterging. Längs des ganzen Waldwegs waren die Leute, soweit es ging, hinter Wagen oder Bäumen in Deckung getreten. Trotzdem aber auch jetzt noch ohne eine besondere Erregung. „Das geht nun schon seit drei Tagen so", sagte mir achselzuckend ein junger, schlankgewachsener Hauptmann, der philosophisch hinter einem beladenen Lastauto das Aufhören des Hagels abwartete. Und doch erfuhr ich nachher, daß eine Viertelstunde nach unserm Weggang von der eben besuchten Batterie fünf Mann der Bedienung von Schrapnells getötet wurden, trotz ihrer Deckung.

Nur einmal, am Ausgang des Dorfes St.-Maurice am Rand der Côtes, sah ich unsere Leute in lebhafter Bewegung und mit lautem Rufen nach einer Stelle hinrennen, wo man einen freien Ausblick hat: „Ein Flieger, ein Flieger!" Hoch am Himmel schwebt ein Doppeldecker und ist ein Ziel von Schrapnellschüssen; ein ganzes Dutzend platzt in seiner Nähe, man sieht die kleinen weißen Wolken am Himmel neben ihm aufspritzen und eine Weile in der Luft nicht weit von ihm hängen. Ist er getroffen? Ist es ein Franzose oder ein Deutscher? Etwas ist nicht in Ordnung, denn in langem Gleitflug geht er nieder. Aufgeregt rufen die Leute durcheinander; sie hoffen, daß es ein Franzose sei. Er landet aber glatt und sicher auf dem deutschen Flugplatz. Es ist einer der Unsrigen, und er hat nur eine kleine Havarie auszubessern.

Wie wertvoll die Aufklärungstätigkeit unserer ausgezeichneten Fliegertruppe sein konnte, hatten wir erst heute früh im Armeeoberkommando kennen gelernt. Man hatte uns dort eine Reihe geradezu glänzender photographischer Aufnahmen gezeigt, die ein Flieger von den beschossenen Sperrforts gemacht hatte. Überraschend deutlich übersah man in ihnen nicht nur die Anlage der Werke, sondern auch selbst die Löcher, die die platzenden Granaten daneben im Gelände gerissen hatten. Danach war es also möglich, ganz genau festzustellen, um wieviel unsere feuernden Geschütze zu korrigieren waren.

Digitized by Google

Am Abend des 25. waren wir in Metz, das ein einziges von Soldaten aller Waffengattungen überquellendes Kriegslager war. Offiziere von den verschiedensten Stellungen unserer Armee hier sind an den Tischen der Hotels durcheinandergewürfelt, denn der Kraftwagen hebt heute alle Entfernungen auf, und wer zu Mittag fechtend in der Front gestanden hat, kann heut abend, wenn ihn ein militärischer Auftrag hierherführt, mit den Kameraden beim Glase Bier hier seine Erlebnisse austauschen und morgen schon wieder in der Front stehen.

Am nächsten Morgen, den 26., fuhren wir wieder aus, jetzt zu dem linken Flügel des deutschen Angriffs auf die Toul—Verdun-Linie.

Bei dem schönen, alten, herrschaftlichen Schlosse von St.-Benoit-en-Woëvre, mitten in der Ebene, trafen wir die französischen Gefangenen aus dem gestern eroberten Sperrfort Camp des Romains. Die Leute sahen gut aus, waren zum Teil großgewachsene, stattliche Männer, teilweise mit Vollbärten, hier und da auch angegrautem Haar. Sie waren während der Nacht hier im Schloß bei dem zuständigen Kommando eingeliefert worden und marschierten nun weiter gegen Osten.

Die Einnahme von Camp des Romains ist eine außerordentliche Leistung unserer Truppen gewesen. Das Fort war sehr stark befestigt, und die Garnison verteidigte sich mit äußerster Hartnäckigkeit. Es kam, nachdem die Geschütze des Forts durch unsere Batterien zum Schweigen gebracht waren, zum Sturm auf die Umfassungswerke, zu denen ein etwa 50 Meter breiter Stacheldrahtgürtel gehörte. Dahinter ein tiefer Graben, dessen Mitte ein hohes Eisengitter mit Widerhaken durchlief. Aus den vorspringenden Ecken der Kasematten stand der ganze Graben unter Feuer. Unsere Leute überwanden die Drahthindernisse und drangen in dem Graben bis an den Fuß der Kasemattenwände vor, so daß sie sich zuletzt mit dem Gegner geradezu Mann an Mann gegenüberstanden. Es kam zur Verwendung von Handgranaten und auch der sogenannten Brandröhren. Erstere sind eine Art einfach gearbeiteter hölzerner Kellen mit langem Stiel. An der Kelle ist Sprengmunition befestigt mit einer Zündschnur, die eine gewisse Anzahl von Sekunden brennt. Der Stürmende zündet die Schnur an und wirft das ganze Gerät in die Gruppe der Verteidiger, wo es dann platzt, alles zerschmetternd. Die Brandröhren sind angebracht an langen winkelförmigen Stangen, mit denen man,

Digitized by Google

selbst dicht an die Wand der Eskarpe gedrückt, das Ding durch die Schießscharten in die Kasematten hineinhält. Auch bei diesem Werkzeug setzt eine Zündschnur die Masse in Brand, die dann eine erstickende Rauch- und Gasentwicklung erzeugt und den Aufenthalt in den Kasematten unmöglich macht. Die französische Besatzung hielt sich bis aufs letzte. Man war sich so nahe, daß mehr als einmal hineingefragt wurde: „Habt ihr noch nicht genug?“ — „Nein,“ hieß es, „wir können es noch aushalten“; und dann ging der Kampf weiter, bis endlich die Möglichkeit des Widerstandes gebrochen war. Die tapfere Garnison, die sich schließlich ehrenvoll ergab, zählte 452 Mann und 6 Offiziere. Die Verwundeten darunter sah ich nicht mehr, sie waren nach ihrer Ankunft in St.-Benoît verbunden und ins Lazarett gebracht worden, und ich hörte, daß manche von ihnen schrecklich ausgesehen hätten, die Gesichter ganz geschwärzt, die Haare abgesengt von den Explosionen.

In dem nahe dem Mittelpunkt des ganzen Kampfhalbrunds gelegenen Orte hörte ich ringsum das Donnern der Schlacht. Das eigentümlich taube Knallen der Kanonenschüsse, das sich von weitem anhört wie Schläge auf ein schlechtgespanntes, resonanzloses Paukenfell. Dazu dann das Echo von den Bergen, das ganz wie Gewitterdröhnen klingt. Von nah und fern scholl es herüber, unregelmäßig, bald gehäuft, hintereinander rollend, bald wieder vereinzelt. Die schwersten Schläge, die man hier hörte, waren die Schüsse der großen österreichischen 30,5-cm-Batterie, die, mehr als 10 Kilometer von hier entfernt, Liouville beschoß. Wir sollten sie noch kennen lernen.

Als wir uns wieder dem Hang der Côtes näherten, diesmal an einem südlicheren Punkte, sahen wir weit hinter der Feuerlinie, an ihrem Fuß, abseits auf einem Weg zwischen Kartoffeläckern, eine Reihe mächtiger schwarzer Geschützkolosse stehen. Das waren die deutschen Riesengeschütze, mit denen vorgestern Camp des Romains zusammengeschossen worden war. Jetzt lagen sie stumm, wie dunkle dämonische Ungeheuer, die sich sattgefressen und nun in träger Ruhe hockten, andern den weitern Raub überlassend.

Von hier aus gewannen wir wieder den Wald auf der Höhe, ließen aber diesmal die Kraftwagen mit ihrer gefährlichen, die Aufmerksamkeit des Feindes erregenden Staubwolke zurück und wanderten zu Fuß vorwärts.

Digitized by Google

Wiederum mitten im Walde, unter prachtvollen alten Eichen und Buchen, war die Batterie versteckt, die gegenwärtig Les Paroches bombardierte. Ganz unter den Wipfeln vergraben, von oben den Fliegern durchaus unsichtbar, standen die vier mächtigen, schwer massigen Kruppschen 21-cm-Geschütze da und streckten gierig ihre stumpfen Nasen zwischen den Zweigen empor. Jedes von ihnen 170 Zentner wiegend. Ihre Räder waren umgeben von einem Ring breiter, mit Ketten verbundener Platten, die aussahen wie die plumpen Sohlen vorsintflutlicher Riesentiere. Das Ganze war ein überaus sonderbares Bild. Der herrliche Forst, von vereinzelten Sonnenlichtern durchrieselt, war wie ein Urwald aus der Nibelungenwelt, und unter dem Blätterdach hockten wie tückische kurzhalsige Drachen, geduckt und doch riesig, diese schwarzen Ungeheuer, die ein Verderben speien, gegen das ja aller vorweltliche Lindwurmschrecken ein Nichts ist.

Ringsum in Unterholz und Farren lag der Fraß der Ungeheuer, die Munition; jede Granate in einem geflochtenen Korb. Unter einem Baum war die Fernsprechstelle der Batterie angebracht, eine ganz niedrige Bretterhütte, so niedrig, daß der Sprecher oder Horcher ganz flach auf Stroh darin liegen muß. Oben war sie überdies mit Zweigen zugedeckt, so daß sie einem Fleck Unterholz glich.

Ein junger, frischer Oberleutnant erklärte mir die Konstruktion der Geschütze. Die Batterie hatte schon eine ruhmvolle Geschichte in diesem Feldzug. Diese Kanonen sind es gewesen, die am 27. August Manonviller im Verein mit der „dicken Berta“ erobert haben, das anerkannt stärkste der französischen Sperrforts, östlich von Lunéville. So prompt, daß gar kein Sturm mehr gemacht zu werden brauchte und der — sehr tapfere — Kommandant die Feste, die noch auf sechs Monate Proviant besaß, übergeben mußte, nachdem seine Besatzung in den Kasematten fast erstickt war. Man hat damals der abziehenden Besatzung alle Ehren erwiesen, die Fahnen vor ihr gesenkt, die Offiziere haben mit ihren Degen gegrüßt. Aber gegen diese Geschütze half keine Tapferkeit.

Wir sahen ein paar Schüsse mit an. Sie wurden nur auf halb so große Entfernung abgegeben wie bei der ersten Batterie von gestern, aber in einem steilen Höhenwinkel. Es war merkwürdig zu sehen, wie der furchtbare Blitzstrahl anscheinend ins Blaue hinein oben zwischen

Digitized by Google

den Wipfeln hindurchging. Niemand konnte von hier aus das Ziel gewahren, und doch wurde es mit mathematischer Sicherheit getroffen. Sehr interessant war auch die Rohrrücklaufwirkung zu beobachten; wunderlich kletterte das im Schuß nach rückwärts gedrückte Rohr von selbst behende wieder in seine alte Stellung zurück.

Von dieser Waldbatterie aus durchquerten wir den Forst bis zu seinem Westrande auf den Höhen, die hier baumlos zum Maasufer hinabsteigen, in der Gegend von St.-Mihiel, wo die Unsern schon über den Fluß gedrungen waren. Die Stadt St.-Mihiel, die seit vorgestern in unsern Händen war, konnten wir von unserm Standort nicht sehen. Nur ihren nördlichen Vorort Chauvoncourt und noch weiter nordwärts das Dorf Les Paroches. Auf der Höhe oberhalb dieses Dorfes lag ein Haufwerk dunkler Wälle in Form eines unregelmäßigen Vielecks. Das war das von der eben gesehenen Batterie zerschossene Fort Les Paroches. Deutlich konnte man durch das Glas erkennen, wie wild zerwühlt, ein düsterer Schutthaufen nur noch, diese Befestigungen waren, anscheinend ohne jedes Leben.

Weithin schweifte der Blick über das liebliche grüne Tal der Maas mit seinem ebenen Wiesenboden, der Eisenbahnlinie, die in ihm dahinzog, und zu den jenseitigen Höhen. Allenthalben ertönte rings das Krachen und Rollen des Geschützfeuers, hier und da und dort an den Gehängen jenseits der Maas erschienen die weißen Wölkchen, die die Stellung der feuernden Batterien anzeigten. Teils waren es deutsche, teils französische. Welche aber jedesmal, das war von hier nicht zu erkennen, so beherrschend auch unser Standpunkt war. Durch das Glas sah ich deutlich, wie die auf den Feldern einschlagenden Granaten jedesmal eine große Dampf- und Staubwolke aufwarfen, und in den Gassen von Chauvoncourt brannte es.

Oben auf der freien Berghöhe, auf der wir entlang wanderten, vom blauen Septemberhimmel überspannt, standen die Disteln und reiften an kleinen Büschen die Brombeeren, von heiterster Sonne übergossen, und in der seidenglänzenden Luft jubilierten ganz unbekümmert die Lerchen, während rings das Echo der Kanonade grollte wie an schwülen Sommerabenden das dumpfe, stoßweise Rollen und Murren ferner Gewitter, die rings am Horizont herum stehen.

Digitized by Google

Da, mit einem Male — „ssss — paff!“ Unmittelbar zu unsern Häupten im blauen Äther hängt plötzlich ein kleines weißes Wölkchen, den Zirruswölkchen am Himmel nicht unähnlich, nur fester geballt und sehr viel näher — ein Schrapnellschuß! Und noch einer und noch einer. Immer mehr. Es sieht so hübsch aus in der blinkenden Sonne, daß ich versuche, mit meiner Kamera den Augenblick zu erwischen, wie so ein Ding da oben platzt.

Allerdings ist sehr rasch außer Zweifel, daß diese freundlichen Grüße ausgerechnet uns selber gelten. Man hat uns drüben bemerkt und hält uns wahrscheinlich für einen höhern Stab. Nichts knallt man aber lieber herunter als sowas. Und die französische Artillerie schießt bekanntermaßen gut; sie dürfte sich in kürzester Frist eingeschossen haben, wenn wir uns länger da oben zeigen. So gehen wir denn in Deckung hinter die Hügelwälle und ziehen uns dort langsam zum Wald zurück. Dabei muß ich an die Geschichte vom Kamel im Syrerland denken, denn wir hören währenddem keineswegs auf, unterwegs von den lockenden Brombeeren zu pflücken.

Wir gewinnen wieder die Chaussee zurück. Dort liegt ein Kraftwagen, nicht einer der unsrigen, sondern ein später gekommener, ein Schrapnellschuß hat ihn eben in ein Wrack verwandelt, der darin sitzende Offizier ist an der Schulter verwundet. Wir selbst erreichen jedoch wohlbehalten unsere Wagen und kehren nun zurück zur Woëvre-Ebene, um zuletzt noch eine weitere Batterie, die interessanteste von allen, aufzusuchen. Nämlich die berühmten österreichischen Motormörser von Skoda, die sich in diesem Kriege bereits vielfach als ein so ausgezeichneter Bundesgenosse auch auf dem westlichen Kriegsschauplatz bewährt haben. Ich war ungemein gespannt, die 30,5-cm-Riesen endlich einmal zu sehen.

Wir trafen die Batterie südlich von dem Dorfe Buxerulles, rechts von der Straße zwischen Obstbäumen und Weinbergen mit reifenden dunkeln Trauben. Von hier aus beschoß sie das Sperrfort Liouville. Ihre Rohre waren so steil gestellt, daß ihr Geschoß einen Bogen von 4800 Meter Scheitelhöhe, also ungefähr die Erhebung des Montblanc, beschrieb. Betäubend war der Knall des Schusses; merkwürdiger aber noch das lange dauernde, wilde, übernatürliche Heulen und Pfeifen, mit dem das Riesengeschoß sich in den Äther emporbohrte, hoch hinauf ge-

Digitized by Google

folgt von einem regelmäßigen weißen Dampfring. Einen Augenblick sehe ich auch das Geschoß selbst in großer Höhe aufleuchten, als einen schmalen, kurzen Blitz im Blau.

Etwa 4 Kilometer weiter südlich von uns brannte das Nachbardorf Woinville; nicht von unserer Artillerie, sondern von der des Feindes, dessen Schüsse dort einschlagen, in Flammen gesetzt. Sie reichen nicht bis hierher, doch meldet der Beobachter, ruhig und sachlich, daß die Schrapnells von Zeit zu Zeit näher kommen. Jetzt um 70 Meter, jetzt um 100 usw. Sollten sie bis hierher gelangen, dann ist das auch noch weiter kein Unglück für die Bedienungsmannschaft, denn dann zieht sie sich hinter Schutzschilde und in aufgeworfene Erdhöhlungen zurück und schießt weiter. Es ist aber wahrscheinlich, daß das Feuer der Feinde vorher zum Schweigen gebracht wird.

Der Abend mahnte zur neuen Rückkehr nach Metz. Je weiter wir mit unsern Kraftwagen, durch das wie gestern weiterflutende militärische Getriebe, in die Woëvre-Ebene hineinkamen, um so umfassender entrollte sich gegen Süden die Fortsetzung des Abfalls der Côtes in mächtigem Bogen bis gegen Toul. Überall blühten an den Bergen kleine weiße Dampfflocken auf, stiegen höhere Wolken empor, groß wie Türme, und klang das Rollen und Grollen der Geschütze.

Bis dort hinunter brandete also die ungeheure Schlacht.

Digitized by Google



Deutsche Schiffbrücke über die Maas in Givet.



Zerschmetterter belgischer Zug, den die Besatzung von Antwerpen gegen die 42er Mörser losgelassen hatte.

Digitized by Google



Geschmolzene Petroleumtanks in Antwerpen.



Der von den Engländern gesprengte Maschinenraum des deutschen Dampfers „Santa Fé“ im Hafen von Antwerpen.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Vom Kampf um Antwerpen.

Brüssel, den 8. Oktober 1914.

Der äußerste rechte Flügel unserer riesigen einheitlichen Kampflinie auf dem westlichen Kriegsschauplatz liegt gegenwärtig vor der Festung Antwerpen. Hierhin drängt zurzeit der äußerste linke Flügel der mit den Engländern verbündeten Franzosen. Antwerpen zu entsetzen und die dort hineingeflüchtete belgische Armee zu befreien, das ist das wichtigste Ziel ihrer gegenwärtigen Maßnahmen. Der Entsatz Antwerpens durch seine Verbündeten, das ist die letzte Hoffnung, an die sich das belgische Volk mit so oft getäuschtem und immer von neuem willigen Glauben klammert.

Am 20. August wurde Brüssel von uns besetzt, und ungefähr seit dieser Zeit befinden sich auch deutsche Abschließungstruppen vor Antwerpen, und es spielen sich dort erbitterte Kämpfe ab, deren Schlußakt sich augenscheinlich gegenwärtig vollzieht. Die wichtigsten Abschnitte dieser Kämpfe sind etwa die folgenden gewesen.

Gleich in den Anfängen der deutschen Abschließung erfolgte gegen sie ein heftiger Ausfall der Belgier aus der Festung über die Richtung Mecheln südwärts, dessen Brennpunkte etwa die Orte Eppeghem, Elewyt und Ooerdevaert waren. Hiergegen wurden deutsche Verstärkungen aus der Richtung von Löwen, die dort ausgeladen waren, herangezogen. Im Zusammenhang mit diesen Ereignissen steht die Katastrophe von Löwen. Es ist heute kein Zweifel, daß die belgische Regierung die Einwohner von Löwen veranlaßt hat, sich im Rücken unserer gegen die Antwerpener marschierenden Truppen zu erheben. Gegen diesen allen völkerrechtlichen

Digitized by Google

Anschauungen vom modernen Kriege Hohn sprechenden Eingriff der Zivilbevölkerung, die noch kurz zuvor gleisnerisch freundlich sich gebärdet hatte, erfolgte das ebenso gerechte, gegen Wiederholungen notwendige Strafgericht. Gleichzeitig die Zurückwerfung der Ausfalltruppen bis unter die Fortlinien von Antwerpen.

Ein zweiter großer Ausfall fand in den Tagen vom 9. bis 13. September statt, also zur Zeit der Marneschlacht und vielleicht nicht ohne inneren Zusammenhang mit dieser. Er wurde von den Belgiern in der allgemeinen Richtung auf Löwen mit großer Tapferkeit unternommen, aber trotzdem, mit ungeheuren Verlusten für sie, zurückgeworfen. Ein dritter heftiger Vorstoß war in der jüngsten Zeit in der allgemeinen Richtung auf Termonde, also nach Brüssel zu, geplant; er kam aber nicht mehr zu voller Entwicklung; er wurde im Keime erstickt durch unser eigenes, mit nunmehr hinreichend verstärkten Truppen erfolgendes Vorgehen gegen die Fortlinien von Antwerpen.

Die Festung umschließt ein dreifacher Fortgürtel. Zuerst, unmittelbar um das Weichbild der Stadt herum, die rautenförmige alte Stadtumwallung, im Nordwesten ersetzt durch die befestigte Schelde. Sodann der innere Gürtel der Forts, deren wichtigste mit Ziffern bezeichnet wurden. Sie stellen die vielgerühmte, von dem Vauban seiner Zeit, Brialmont, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegte Neubefestigung Antwerpens dar, die schon damals der Festung den Ruhm außerordentlicher Stärke gab. Endlich der Riesenkranz des ganz modernen, mit allen Errungenschaften der gegenwärtigen Festungsbaukunst ausgerüsteten äußeren Gürtels von Forts und Redouten, d. h. den mit den modernsten fortifikatorischen Errungenschaften, insbesondere den stärksten Panzertürmen, ausgestatteten Anlagen und den etwas leichteren Zwischenwerken, seit dessen Fertigstellung Antwerpen als die nächst Paris umfangreichste und vielleicht stärkste Festung der Erde galt.

Die Deutschen verzichteten von vornherein auf die alte Art der Belagerung einer Festung durch völlige Umschließung. Im Besitz ganz neuer Kampfmittel in unsern Riesenkanonen unternahmen wir es, gegen einzelne Abschnitte des gepanzerten Gürtels vorzugehen. Unsern Hauptangriff richteten wir gegen den südöstlichen Abschnitt der Befestigungen, die Linie Waelhem—Ste.-Catherine—Lierre—Kessel. Ende September

Digitized by Google

begann die Beschießung, sobald unsere schwere Artillerie herangebracht war. Und zwar beschossen das Fort Waelhem unsere großen 21-cm-Mörser und die österreichisch-ungarischen 30,5-cm-Motormörser; die Forts Koningshoyckt, Kessel und Broechem ebenfalls die letzteren; gegen die stärksten Forts endlich, Wavre-Ste.-Catherine und Lierre, wurden die berühmten Kruppschen 42-cm-Mörser ins Feld geführt, denen der Soldatenmund inzwischen den Kosenamen der „dicken Berta" gegeben hat. Der Erfolg war durchschlagend; am 5. Oktober waren diese Forts alle genommen, obwohl einige den Belgiern geradezu als uneinnehmbar gegolten hatten, und nun entwickelte sich ein überaus heftiger Kampf um die verschanzten Stellungen der durch Engländer verstärkten belgischen Truppen an der dahinter gelegenen Linie des Netheflusses, den man durch Aufstau noch verbreitert hatte.

Noch steht gegenwärtig an einzelnen Stellen der Nethelinie dieser Kampf. Anderswo ist es den Unsrigen trotz der hartnäckigen Gegenwehr seit vorgestern gelungen, sie zu überschreiten. Dadurch ist es uns möglich geworden, unsere weittragenden Geschütze so weit vorzuschieben, daß diese ihre Geschosse über den inneren Fortgürtel und die Stadtumwallung hinweg unmittelbar bis nach Antwerpen selbst hineinwerfen können. Sobald diese Vorbereitungen vollendet waren, d. h. gestern, ist der Stadt ein Ultimatum gestellt worden; Exzellenz von Moltke selbst führte in Brüssel die Verhandlungen; und als die Frist abgelaufen war, ohne daß unsere Bedingungen erfüllt waren, fiel, pünktlich um Mitternacht vom 7. zum 8. Oktober, der erste Schuß des Bombardements. Der Schlußakt des großen Dramas von Antwerpen, auf das die Welt den Atem anhaltend schaut, hat begonnen und schreitet, während ich diese Zeilen nächtlicherweile im Palasthotel zu Brüssel niederschreibe, unaufhaltsam fort, vielleicht sogar bereits dem Ende zu.

Es sei gestattet, ein paar persönliche Eindrücke daraus festzuhalten.

Als ich am 5. Oktober nachmittags in Brüssel ankam, fiel mir sofort die besondere Erregung auf, die in der Stadt herrschte. In dichten Massen wälzte sich der Menschenstrom über die Bürgersteige der Hauptstraßen; überall staute sich die Menge zu volkreichen Gruppen, zahlreiche Verkäufer liefen umher und riefen Kärtchen von Antwerpen und seinen Fortgürteln aus: „Plan de la défense d'Anvers!! Vingt

Digitized by Google

centimes!", die sie massenhaft absetzten, und an denen die Bürger eifrig untereinander diskutierten.

Man hörte in den Straßen Brüssels selbst stärker als je das unablässige dumpfe Donnern der Kanonen des schweren Kalibers! Überall sahen wir die Blicke der Belgier mit einer glühenden Erregung, mit einem sichtlich nur durch noch größere Furcht gebändigten Haß auf uns gerichtet. Man hatte das Gefühl, als bedürfe es nur eines einzigen Funkens, um diese Massen plötzlich zu einer Handlung sinnloser Raserei gegen uns aufflammen zu lassen. Es hieß denn auch — wie schon so oft seit der Besetzung Brüssels —, die Garnison sei davon unterrichtet und darauf vorbereitet, daß in dieser Nacht eine „sizilianische Vesper" versucht werden solle. Wie schon so oft, schliefen wir wieder einmal mit dem Revolver auf dem Nachttisch. Aber es ereignete sich nichts. Das Beispiel Löwens — vestigia leonis! — wirkt offenbar doch gewaltig nach und bewahrt die Brüsseler vor verhängnisvollen Torheiten.

Allerdings schienen sie trotz des Kanonendonners den Ernst der Lage von Antwerpen doch noch nicht ganz zu erfassen. Sie sind wie die Kinder; während dieses ganzen Feldzugs sind sie immer von neuem bereit gewesen, alles, auch das Wildeste und Unwahrscheinlichste, für wahr zu nehmen, sobald es nur ihren Wünschen entsprach. Daß wir Antwerpen jemals nehmen könnten, erschien ihnen als eine absurde Idee; sie bewiesen das jedem, der es hören wollte, an der Hand der Kärtchen.

„Fort Waelhem werden Sie nie erobern", sagte mir einer, und als ich antwortete: „Wir haben es schon; gestern hat es kapituliert", zuckte er schweigend die Achseln über diese neue deutsche Lüge.

Se. Exzellenz General von Beseler — der Bruder des preußischen Justizministers —, der, wie jetzt erst bekanntgegeben worden ist, die Belagerung Antwerpens von Anfang bis heute geleitet hat, erteilte auf die Vermittlung des Nachrichtenoffiziers des Gouvernements, Hauptmann K...., den nach Brüssel gekommenen Berichterstattern beim Großen Hauptquartier die Erlaubnis, in der Gegend des Nethe-Abschnittes zur Front vorzustoßen. Und so fuhren wir allesamt am 6. vormittags aus. Zunächst nach Mecheln, der schönen alten, ungefähr mittwegs zwischen Brüssel und Antwerpen gelegenen Stadt, die nur noch etwa 20 Kilometer von Antwerpen, nur noch etwa 3 von seinem äußern Fortgürtel entfernt ist.

Digitized by Google

Ich habe schon oft in dieser außerordentlichen Zeit, die ich miterlebe, von „seltsamen Eindrücken“ sprechen müssen — denn ungewöhnlich, über das dem Menschen Vertraute hinausgehend, sind ja die Bilder und Erlebnisse, die mir zuteil werden, überall —, aber bei Mecheln muß ich das Wort noch einmal brauchen und möchte sagen, daß dies doch bisher das Seltsamste war, was ich an Stadtbildern in diesem Krieg gesehen habe. Mecheln ist eine Stadt von 60000 Einwohnern, also eine schon recht erhebliche Mittelstadt und überdies der Zentralsitz des kirchlichen Lebens des Landes, der Sitz des Erzbischofs von Belgien. Und diese Stadt ist verhältnismäßig nur unerheblich zerstört, obwohl so mannigfache Kämpfe um sie getobt haben. Sie ist aber — vollkommen leer! Alle Einwohner, aber auch alle, sind geflüchtet; Mecheln liegt da wie eine leere Muschelschale. Man sagt das mit ein paar Worten; es ist aber etwas Ungeheures in der Wirklichkeit. Die Stadt schien zu schlummern, wie etwa in den Nachtstunden von 2 bis 4; aber eine hellichte Sonne lag darüber. Im höchsten Norden habe ich schlafende Städte dieser Art im Schein der Mitternachtsonne gesehen. Hier jedoch war es Tag! Männer, Frauen, kleine und kleinste Kinder, Greise, Krüppel, Lahme, Kranke, Schwangere, Sterbende, alles, alles war geflüchtet in jener sinnlosen, ins Wahnwitzige gesteigerten Angst vor den Deutschen. Stumm und leer lagen nun die Gassen. Die Häuser waren teils verschlossen, die Fenster verhängt, teils aber auch nicht; die Haustüren standen offen, man konnte in das Innere hineinsehen. Die Läden zeigten ihre Auslagen wie sonst, die Wirtshäuser luden ein wie sonst, aber keine lebendige Seele ist da, um diese Formen eines Lebens mit wirklichem Leben zu erfüllen. Man faßt sich an die Stirn, wenn man durch diese langen, langen Gassen wandelt, auf diesen Brücken über den malerischen niederländischen Wassern steht, wenn man die Blumen an den Fenstern sieht und dann erkennt, daß nirgends mehr ein menschlicher Atemzug hier getan wird. Es ist spukhaft, es ist wie verhext. Gerade weil nichts zerstört ist, ist es die schauerlichste Verkörperung einer bizarren Dichterphantasie, diese gestorbene Stadt. Und mit einem Grauen malt man sich den Massenauszug der Geängsteten aus, der ja erst vor kurzem erfolgt sein kann, denn noch sind die Blumen in den Gläsern am Fenster unverwelkt. Und weiter mit Grauen das

Digitized by Google

Elend, das dort herrschen muß, wohin diese Massen nun alle geflüchtet sind, meist ohne auch nur mehr als das Allernotwendigste mitzunehmen.

Und wieder ist man außer sich über die Unvernunft dieses kopflosen Handelns. Denn dort, wo die Bevölkerung bleibt und sich ruhig verhält, geschieht ihr, wie ich schon einmal sagte, niemals etwas. Unsere Leute treten vielmehr, wo sie Vernunft und Entgegenkommen finden, meist in ein sehr freundliches Verhältnis zu ihren Quartierwirten. Wie sehr sie in Zucht sind, sieht man gerade in Mecheln, wo von den gesamten Läden auch nicht ein einziger von unsern Soldaten berührt worden ist. Einige wenige, die man geöffnet hat, sind von der Heeresverwaltung aufgemacht worden, weil sie ihren Inhalt brauchte. Der Inhalt wird abgeschätzt, um in der üblichen Weise mit Gutscheinen beglichen zu werden, sobald man einen Eigentümer ermittelt. Inzwischen haben sich unsere Soldaten in Menge der unglücklichen zurückgelassenen und halbverhungerten Haustiere angenommen und füttern nun Kanarienvögel und Papageien, kleine Hunde, Kaninchen und Katzen.

Inmitten von Mecheln liegt die Kathedrale St.-Romuald, seit dem 16. Jahrhundert die katholische Zentrale, Pfarrkirche des Erzbischofs und Kardinals Mercier. Ein herrlicher Bau, der im Kampf um die Stadt vielfach gelitten hat, mehr noch durch die Granatschüsse der Belgier selbst nach der Einnahme von Mecheln durch die Deutschen, als durch die unsrigen. Sie haben mehrfach die Wände durchschlagen, und der Boden lag voller Steintrümmer. Immerhin sind die Schäden aber nicht so, daß sie nicht leicht wieder ausgebessert werden könnten. Die farbigen Glasfenster sind durch die Erschütterungen völlig zersplittert, doch handelt es sich um keine alten; sie sind nur 60 bis 70 Jahre alt. Mit dem Turm hatten die Bürger des 15. Jahrhunderts, die ihn begannen, den Ehrgeiz, den höchsten der Christenheit zu schaffen; 168 Meter sollte er hoch werden. Er ist unvollendet geblieben, doch erreicht seine oben abgeflachte Zinne immer noch 97 Meter, und vielleicht ist das, was heute steht, schöner, als eine lange und dünne Ausreckung zu jener Höhe geworden wäre. Er ist jedenfalls einer der herrlichsten Türme der Christenheit; von einer unvergleichlichen geschlossenen Kraft. Sein gotisches Schmuckwerk, weniger à jour gearbeitet als bei andern berühmten gotischen Kathedralen, umflort den Bau nicht wie ein spitzenartiges Gewebe, sondern sitzt straff

Digitized by Google

und geschlossen an ihm wie Stränge stählerner Nerven, gliedert ihn nur, gibt ihm reizvolle Licht- und Schattenwirkungen, hebt aber den Eindruck einer ungeheuern, zusammengefaßten Energie nicht auf. Mit einer wunderbaren Kraft und Wucht schießt der Turm vom Pflaster empor in die Lüfte; er reißt den bewundernden Blick gleichsam mit sich in den Äther hinauf, und königlich beherrschend steht er, überall sichtbar, über den Dächern der Stadt und dem flachen Niederland.

Dort oben mußte man einen herrlichen Überblick über das unmittelbar nördlich von hier gelegene Schlachtfeld haben. Ich erklomm auf schmaler Wendeltreppe die Höhe des Glockenstuhls.

Unter mir liegt die typische Landschaft der Umgebung Antwerpens, die den Kampf um diese Stadt so außerordentlich erschwert. Es ist eine vollkommene Ebene, wo man unten nirgends einen weitreichenden Ausblick hat. Das Ganze ist überzogen mit einem Gewirr von Hecken, Alleen, kleinen Hainen, Parken und Gärten, die, im Verein mit den dicht gesäten Ortschaften, überall das Gesichtsfeld eng begrenzen und einem Gegner Deckung gewähren. Gerade vor mir sehe ich schnurgerade die Chaussee nach Antwerpen auf Waelhem zulaufen. Auf halber Entfernung in einem Parkwäldchen rechts ist eine deutsche Batterie verborgen; ich erkenne sie nur an der Wirkung ihrer Schüsse. Andere stehen etwas weiter vorwärts und zur Seite. Zu ihnen laufen vom Turm die Drähte. Bei Waelhem sehe ich die dunkle Masse des gestern von uns zusammengeschossenen Forts, das die österreichischen Motorbatterien bezwungen haben. Gleich hinter Waelhem erscheint die Wasserlinie des künstlichen Nethe-Aufstaus, um den gekämpft wird.

Wieder höre ich hier, gerade so wie bei den Batterien auf den Côtes Lorraines und mit derselben sachlichen Ruhe, die Kommandos der Batteriechefs, die nach den einlaufenden Meldungen die Befehle abgeben: „Fünfhundert Meter! — — Gewöhnliches Feuer! — — Dreißig Meter voraus — — zuviel, zwanzig zurück — — es sitzt! Salvenfeuer!“ und so fort. Nach jedem Schuß, dessen Krachen dem Aufblitzen für uns lange nachher folgt, kommt auf Grund des Einschlagens der Geschosse die Verbesserung. Drüben sieht man, auch in Wäldchen und Hecken nur am Rauch erkennbar, die feindlichen Batterien, die bekämpft werden. Sie sind sehr beweglich. Wenn einige wohlgezielte Schüsse der unsrigen ge-

Digitized by Google

sessen haben, schweigen sie, fangen aber binnen kurzem von einer andern Stelle wieder an. Ringsum ertönt das Krachen und Grollen der Schlacht. Dörfer brennen in der Ferne; hier oben, im alten Glockenstuhl, hoch in der klaren Oktoberluft, ertönen die hellen, harten Stimmen der Männer, die fest, sachlich, aber doch mit der Spannung, aus der das Bewußtsein von dem entscheidenden Wert der Minuten und der Verantwortlichkeit ihres Handelns spricht, ihre ernste Arbeit verrichten.

Der Einwurf liegt nahe, daß wir Deutschen mit der Leitung des Gefechts von der Höhe der Kathedrale von Mecheln dasselbe tun, was wir bei der Kathedrale von Reims den Franzosen zum Vorwurf machen, die dort oben ihren Beobachtungsposten hatten, und weswegen wir den Franzosen die Verantwortung für die Notwendigkeit unseres Feuers auf diese Kathedrale zuschieben. Indes die Sache ist hier doch anders. Die Kathedrale von Reims liegt in unserm Feuerbereich; wir haben die Möglichkeit, sie zu beschießen und ihre Verwendung als Beobachtungsposten zu hindern. Wir hatten uns ausdrücklich bereit erklärt, diese Beschießung zu unterlassen, wenn von französischer Seite der Turm nicht gegen uns ausgenutzt würde. Mecheln liegt aber nicht mehr im Feuerbereich der Gegner. Die Belgier können zurzeit mit ihren Geschützen gar nicht hierher schießen und uns an der Verwertung des Turmes hindern. So besteht auch hier keine Abmachung zwischen uns, und es gibt auch keine Gefährdung des Kunstwerks, wenn wir es für unsern Zweck militärisch ausnutzen.

Ich steige hinauf zur höchsten, offenen Galerie. Gewaltig ist es, hier oben zu stehen. Der Himmel ist rings mit Wolken bedeckt. Nur ganz am nördlichen Horizont liegt ein Streifen Sonne, und in ihm erscheinen dort, ganz klein, wie die goldglänzenden Zinnen einer Zauberstadt, zahlreiche Kirchtürme. Das ist Antwerpen! Einer von ihnen steigt am höchsten empor und leuchtet wie eine kleine spitze, helle Flamme — die Kathedrale Antwerpens; wieder ein Kleinod der Kunst, mir selbst, wie die schöne Stadt, aus friedlichen Jahren so wohlvertraut, dem die Gefahr kriegerischer Beschädigung nahegerückt ist.

Dort hinten also, unnahbar noch heut, weilt der König der Belgier mit dem noch unbezwungenen Rest seines Heeres, das mit der Zähigkeit der Verzweiflung kämpft!

Digitized by Google

Schon vor Mecheln hatten wir großartige Schützengräbenanlagen unserer Truppen passiert, die eine zurückliegende Periode des Kampfes um Antwerpen widerspiegelten. Jetzt waren sie verlassen, unsere Linien waren weiter vorgeschoben. Sie gaben aber Kunde von der Zähigkeit, mit der sich unsere Armee hier festgebissen hatte, und halfen erklären, weshalb es den Gegnern trotz aller Anstrengungen nicht gelang, sich aus der eisernen Umarmung zu befreien. In einem Wäldchen neben der Chaussee, das durch eine Hecke noch besonders dicht abgeschlossen wurde, waren hinter dieser Hecke eingegrabene Beobachtungsstände eingerichtet. Die eigentliche Linie der deutschen Stellung lag aber nicht hier, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß der Feind solche Waldräume, in denen er den Gegner vermutet, immer zuerst mit seiner Artillerie bestreicht. Die Hauptlinien verliefen eine Strecke davor in freiem Feld; mannstiefe Annäherungswege in langen Zickzackstreifen, mit größter Sorgfalt ausgehoben, gegen vorn mit einer ganz sanft ansteigenden Böschung ausgestattet, so daß sie vom Gegner her auf einige Entfernung völlig unsichtbar waren. Zum Teil waren sie mit Bretterbahnen ausgelegt, um den Fußboden trocken zu halten, in Abstufungen mit sorgfältig gearbeiteten, mit Brettersitzen versehenen Unterständen, die auch nach rückwärts gegen platzende Geschosse mit vorziehbaren Bohlenwänden gedeckt werden konnten. Hier und dort vollkommen weitläufige, erdgedeckte Höhlen, noch mit sauberm Stroh der Boden belegt. Unterirdische Laufgänge verbanden einzelne Abschnitte. Es war eine ganz festungsartige Anlage, der man ansah, daß sie den Truppen auf längere Zeit hinaus als Aufenthalt zu dienen gehabt hatte. Ich sah noch eine stehengebliebene Kücheneinrichtung mit eisernem Kochofen. Zum Teil erklärte sich die weitgehende Sorgfalt daraus, daß man die Leute in den Pausen des Kampfes beschäftigen wollte. In Front vor dieser Schützenlinie hatte man das Schußfeld auf eine bestimmte Strecke freigemacht, indem man die Bäume der Wege gefällt und Häuser, die hier lagen, völlig dem Erdboden gleichgemacht hatte. In der Entfernung von einigen hundert Metern vor der geschilderten Anlage war eine zweite Grabenlinie gezogen, die nur zur Täuschung des Feindes berechnet war. Auf dem flüchtig aufgeworfenen Schützenwall hatte man in kleinen Abständen alte, noch jetzt daliegende Landwehrkappen und Infanteriehelme hingelegt,

Digitized by Google

so daß sie von weitem die Köpfe von Verteidigern vorspiegeln mußten. Zur Verstärkung des Eindrucks lag neben jedem Tschako ein dunkler Knüppel, der das Gewehr vorstellen sollte. Der Feind hielt diese Anlage für die eigentliche Schützenlinie und überschüttete sie mit seinem Artilleriefeuer, während die dahinter gelegene Linie ungestört blieb. Allerdings war zur Aufrechterhaltung der Täuschung notwendig, daß doch auch aus dieser Linie wenigstens stellenweise geschossen wurde. Und so waren denn auch hier in gewissen Abständen sorgfältiger gebaute Unterstände zwischengefügt, von wo aus einzelne Vorposten ein Feuer unterhielten, Tapfere, denen die verdiente Anerkennung jedenfalls nicht vorenthalten geblieben ist. Das Ganze war nur ein Teil einer großen Umfassungslinie, die den größten Teil der Festung Antwerpen umzog. Heute fand der Kampf bereits viel weiter vorn statt. Man erkannte seine Lage von hier an den zwei deutschen Fesselballons, die am Horizont schwebten.

Eine Strecke weiter voraus trafen wir dann eine Anlage aus den jüngsten Tagen, die Stellung, von der aus die Kruppschen 42=cm=Mörser das Fort Wavre in Trümmer geschossen hatten. Die Batterie selbst war bereits wieder abgebaut, um weiter vorgeschoben zu werden. Diese Grandseigneurs der Ballistik befaßten sich nur mit der schweren, grundlegenden Arbeit. Nachdem sie in ihrer üblichen Weise die großen Panzertürme des Forts samt ihrer Eisenbetonbettung in Trümmer geschossen, überließen sie die Nacharbeit den kleinen Kalibern, um zu neuen Bahnbrechertaten vorzugehen. So habe ich denn die „dicke Berta“ leider auch diesmal nicht wirken sehen. Ich sah die Kanonen nur nachher anderswo auf ihren Eisenbahnzug verladen und geheimnisvoll mit Leinwandplanen verhüllt. Posten ließen niemand, auch nicht unsern offiziellen Begleiter, in die Nähe der gefährlichen Schönheit, geschweige denn daß es möglich gewesen wäre, einen Blick unter ihren Schleier zu tun.

Endlich gelangten wir nördlich von Mecheln auch in die Zone, wo gegenwärtig der Kampf lag. Nicht ohne eine dramatische Szene. Wir fuhren nordwärts von Mecheln zunächst über einen Schleusenkanal und kamen dann an das Wäldchen, in dem rechts vom Wege eine unserer vom Turm geleiteten Batterien verborgen feuerte. Ringsum scholl, aus größerer Nähe jetzt, das unablässige Krachen und Grollen der deutschen und belgischen Geschütze. Ich sah, wie unser Führer nach kurzem Halt.

Digitized by Google

bei einer am Waldrande stehenden Truppenabteilung weiterfuhr und mit etwa 80-Kilometer-Geschwindigkeit auf der Chaussee vor uns davonsauste. Eben wollten wir folgen, als aus dem Walde ein höherer Offizier eilig hervorkam und uns durch Zuruf Halt gebot.

„Wie kommen Sie dazu, hier zu fahren? Wo wollen Sie hier hin?"

„Wir haben Ermächtigung von Seiner Exzellenz und wollen nach Fort Waelhem."

„Ausgeschlossen! Die Chaussee wird von hier ab von Granatfeuer bestrichen. Sie können jetzt nicht weiter."

„Wir müssen fahren. Wir haben unserm Führer zu folgen, der schon voraus ist. Wir haben vom General die Erlaubnis dazu und bestehen unbedingt darauf."

„Und ich sage Ihnen, Sie fahren nicht. Seine Exzellenz kennt die augenblickliche Lage nicht, ich kann die Verantwortung nicht übernehmen."

„Die Verantwortung übernehmen wir selbst."

„Und ich verbiete Ihnen, auch nur einen Schritt weiter zu fahren: ich verbiete es Ihnen!" rief der Offizier erregt und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor uns auf den Weg.

Jetzt kam, durch den Wortwechsel herbeigezogen, ein noch höherer Offizier, ein Generalmajor der Artillerie, heran und ließ sich den Fall vortragen. Er nahm die Sache gleichmütiger und meinte: „Wenn die Herren durchaus ihren Kragen riskieren wollen, so habe ich meinerseits nichts dagegen. Nur hat Herr . . . . darin durchaus recht, daß das augenblicklich nicht wünschenswert ist. Wie Sie sehen, wird gerade auf der Chaussee ein Truppenteil ausgewechselt; dort in Deckung der Bäume kommt er heran. Wenn nun solch eine Reihe von Autos und ihr Staub mitten auf der Chaussee daherkommen, so lenkt das jedenfalls die Aufmerksamkeit des Feindes besonders auf den Weg und zieht sein verstärktes Feuer dahin, und das würde unsere Leute natürlich sehr gefährden; warten Sie, bis sie heran sind, und dann tun Sie, was Sie nicht lassen können."

Das leuchtete selbstverständlich ein. Wir warteten etwa zehn Minuten, bis die Leute heran waren, und dann sausten auch wir — oder doch ein Teil von uns — mit einer ähnlichen Geschwindigkeit wie vorhin unser Führer die Straße hinunter auf Fort Waelhem zu.

Digitized by Google

In der Umgebung des Forts, um das die Chaussee in einem Halbbogen führt, hörten die hohen Alleebäume auf; sie waren hier abgehackt, und das ganze Gelände rings um das Fort war völlig abgeholzt, um das Schußfeld freizulegen, auch von Hecken und Buschwerk gesäubert, kahl und glatt wie ein Tisch. Zur Rechten erhoben sich die niedrigen Wälle des von uns bereits eingenommenen Forts Waelhem, wild zerwühlt von den Geschossen der österreichischen Motorbatterien, die hier die Arbeit getan hatten, ein mißfarbener graubrauner flacher Haufe von Schutt und Schmutz. Doch auf einem Hügel nahe einem der zerstörten Panzertürme flatterte eine deutsche Fahne, und von Zeit zu Zeit erscholl ein scharfer, spitzer Knall von dort: eine Batterie kleinerer deutscher Geschütze war im Fort aufgestellt und schoß von da aus über die Nethe. Das ganze Vorgelände des Forts, ehedem bedeckt mit sorgfältig gezogenen Stacheldrahthindernissen, war ähnlich zerwühlt und zerfetzt wie das Fort selbst, die Drähte wirr durcheinandergerissen und zerstört.

Wir verließen die Autos, wo auch das unseres Führers hielt und wo sie durch das Fort selbst gegen die Belgier gedeckt waren, und gingen nun auf der kahlen Chaussee um das Fort herum, auf dessen Rückseite eine Brücke über den Fortgraben ins Innere führte. Trübe hing der Himmel über dem unbeschreiblich öden Bilde. Rechts und links, vor uns und hinter uns erscholl aus unsichtbaren Standorten das erbitterte Feuer der sich bekämpfenden Batterien, deren Geschosse herüber und hinüber über unsere Köpfe hinwegflogen. „Sssss — — — paff —“, das heulende und jagende Sausen der Schrapnells und der flache helle Knall ihres Platzens, erscholl bald fern, bald gefährlich nah. Unter der niedrig hängenden Wolkendecke erschienen hier und dort die kleinen plötzlichen Wolken, die die Stelle anzeigen, wo das Schrapnell geplatzt ist und seinen verderbenbringenden Spritzstrahl von Kugeln ausgesendet hat. Es sah lange nicht so hübsch aus, wie bei dem hellen Sonnenschein neulich auf der Höhe oberhalb der Maas bei St.-Mihiel. Statt der schneeweißen Flocken schmutzig schwarzbraune Ballen. Das fliegende Geschoß ist unsichtbar, und wenn man sein Pfeifen hört, dann ist es schon vorüber und tut jedenfalls dem, der es vernimmt, nichts mehr.

Zur Linken des Weges stand eine Abteilung Marine-Infanterie in Deckung hinter einem mehrere Meter hohen, von ihnen aufgeworfenen

Digitized by Google

und mit Schützengräben umgebenen Sandwall. Die Gegend, wo wir uns befanden, war eine Art vorgeschobener Halbinsel in dem künstlichen Überschwemmungsgebiet, jenseits dessen die Belgier standen; die Truppe verhielt sich hier im Augenblick abwartend, um das Gebiet zu halten, falls der Angriff der Belgier hierher vorstoßen sollte, oder um im geeigneten Augenblick selbst offensiv in den Kampf einzugreifen.

Einige von uns begaben sich nun in das Fort, um sich die Wirkungen unserer Beschießung anzusehen; ich selbst blieb hier draußen bei der Abteilung, um das Gefecht weiter zu verfolgen. Gerade vor mir, etwa 400 Meter entfernt jenseits der Überschwemmungsfläche, lag das Dorf Waelhem, das die Belgier von hinten her mit Granaten beschossen, anscheinend um es freizulegen und ein offenes Schußfeld gegen uns zu gewinnen. Man sah mit vollkommener Deutlichkeit, wie die Schüsse in die Häuser einschlugen und wie unmittelbar jedesmal darauf die Flammen aus dem Innern emporloderten. Die uns nächstgelegenen Häuser brannten zuletzt lichterloh, schwarzer Rauch wälzte sich düster darüber gen Himmel, und durch das Glas sah ich das Splittern und Stürzen der Giebelwände.

Von der Abteilung hier waren einzelne Vorposten vorgeschoben bis zur unmittelbaren Fühlung mit dem Feind. Patrouillen hielten die Verbindung aufrecht. Mit vollkommener Seelenruhe zogen die aus der Vorpostenlinie kommenden Leute zu Fuß oder zu Rad mitten auf der unter Feuer liegenden Chaussee heran, ebenso seelenruhig wanderten die vom Hauptmann zum Vorgehen auserlesenen aus ihrer Deckung davon. Ich hatte meine helle Freude an den prächtigen, jugendfrischen Gestalten, an den lebensvollen Gesichtern, an der ganzen kräftigen und frohgemuten Art der Truppe. Sie hatten harten Dienst hinter sich in dem außerordentlich schwierigen Überschwemmungsgelände. Viele Tage lang hatten sie immer wieder bis an die Brust im Wasser herumzuwaten gehabt, oft unter dem Feuer des Feindes. Trotzdem sahen sie sauber und wohlgehalten aus, waren voller Scherz und Humor und bewegten sich mit einer Sorglosigkeit, als ob sie diese ganze Schießerei über ihren Köpfen gar nichts anginge. Ich traf zu meiner Überraschung und Freude unter den jungen Offizieren einen wohlvertrauten geographischen Fachgenossen von der Berliner Universität, Dr. Michaelsen, der unter interessanten

Digitized by Google

Schicksalen hierhergeworfen worden war und sich nicht weniger wunderte, mich hier zu sehen. Ich erbot mich, seine und seiner Kameraden Briefe und Karten zur Beförderung mit der Feldpost nach Brüssel mitzunehmen, eine Gelegenheit, die auch von den Mannschaften begeistert ergriffen wurde. Und so schrieb denn männiglich voll Feuereifer Feldpostkarten oder ließ sich mit dem Versprechen eines Abzugs photographieren, während über uns die Granaten flogen und die Schrapnells platzten.*

Vom Fort aus und anderswoher antworteten unsere Geschütze und suchten die belgische Batterie zum Schweigen zu bringen. In der Umgebung breitete sich die große Wasserfläche der künstlichen Überschwemmung aus. Mein Bekannter hatte die Aufgabe gehabt, sie zu untersuchen, und hatte sie teils als Sümpfe, teils bis vier Meter tiefes Wasser gefunden, ein recht erhebliches Hindernis. Längst hatte aber auch dafür unsere Heeresleitung schon vorgesorgt. Seit langem waren in Brüssel und Umgebung massenhaft leere Fässer aufgekauft worden, zur Zufriedenheit der Belgier, die damit ein gutes Geschäft machten, ohne zu wissen, wozu sie dienen sollten. Ihr von vornherein ins Auge gefaßter Zweck war aber nichts anderes, als Übergangsmöglichkeiten über die Überschwemmungsgebiete zu schaffen. Neben der Chaussee lag hier eine ganze Menge solcher leeren Fässer, stets mehrere durch Stangen untereinander fest verbunden, um als Vorbereitung des demnächst zu schaffenden Übergangs auch an dieser Stelle über die Sumpf- und Wasserflächen zu dienen.

Inzwischen kam unsere übrige Gesellschaft aus dem Fort zurück und erzählte von den gewaltigen Zerstörungen, die die deutschen Geschosse dort angerichtet. Wir wanderten nun auf der Chaussee neben dem Fort Waelhem wieder zu unsern Wagen, bestiegen sie und fuhren in ähnlichem Tempo wie vorhin die große Chaussee rückwärts, bis wir bei dem Batteriewäldchen die Zone außerhalb des Granatfeuers wieder erreichten.

---

* Kurz darauf ist Dr. Michaelsen gefallen. Meine Aufnahme des jugendblühenden, schönen Mannes, der auch Urheber der Tagebuchaufzeichnungen aus Südwestafrika gewesen ist, nach denen Gustav Frenssen seine Erzählung „Peter Moors Fahrt nach Südwest" geschaffen hat, ist das letzte Bild von ihm. Seine Mutter hat es sich nachher von mir erbeten.

Digitized by Google

Gegen Abend trafen wir wieder in Brüssel ein. Die Erregung über das Erlebte und Geschaute ließ mich aber noch nicht zur Ruhe kommen. Ich beschloß, noch in der Nacht die große Kuppel des Brüsseler Justizpalastes zu ersteigen und noch einmal nach dem Kampfgefilde hinüberzuschauen.

Am Rande des Plateauabsturzes, der von der Oberstadt Brüssels zur Unterstadt sich hinabsenkt, erhebt sich in unvergleichlich beherrschender Lage der Justizpalast, Brüssels gewaltigster Bau und eins der kolossalsten Gebäude, das die Erde trägt. Aus zyklopischen Quadern in Formen von ungeheurer Wucht und Größe, fast zu gewollt massiv, fast zu schwer und lastend für seinen Zweck, reckt es sich empor zu einem Kuppelturm, der etwa hundert Meter über dem Niveau des Plateauraumes, weit höher noch über die Fläche der Unterstadt aufsteigt und einen mächtigen Rundblick über einen großen Teil des belgischen Königreichs gibt.

Manch einer meiner Leser ist vielleicht bereits dort hinaufgestiegen. Keiner aber, der heut daheim weilt, mit solch einem Ausblick und mit solchen Empfindungen wie ich in der Nacht des 6. Oktobers. Denn dies stolze Riesenbauwerk war heut unser; unser wie die Riesenstadt Brüssel selbst. Ja, es war zur Stunde eine Zwingburg, um unsere Stellung inmitten der uns hassenden Bevölkerung zu sichern. Unten auf der Plattform um den Palast standen, nach den verschiedenen Himmelsrichtungen und auf die Eingänge der wichtigsten Zugangsstraßen gewendet, die großen Mörser, mit deren drohendem Anblick die gefährlichen Massen ringsum im Zaum gehalten wurden. Noch ungeheurer als bei Tage ragten die Glieder des kolossalen Baus empor, von der schweren, lichtlosen Nacht wie mit einem lastenden, dunklen Mantel umhüllt. Ein matter Schimmer floß aus dem Innern über die Stufen des grandiosen Portals, dessen Decke über mir im Dunkel verschwand, und zeichnete von hinten her die Silhouette einiger Riesensäulen der Arkaden zur Seite. Sonst nur wuchtende Schatten. Kein Phantasiegemälde irgendeiner mystisch-feierlichen, ägyptischen oder assyrischen Bühnendichtung habe ich gesehen, das an Eindruck diesem mächtigen Bauwerk gleichkam. Es erschien mehr als ein ungeheurer Katafalk, denn ein Palast. Ich durchschritt dann die weite Innenhalle, deren Decke bis zur innern Höhe des Kuppelturms

Digitized by Google

hinaufreicht. Eine Abteilung Wachmannschaften saß unten auf Bänken um hölzerne Tische wie verloren in dem Riesenraum, den ein mattes Licht durchschwamm. Von einer der hohen Galerien zur Seite hing ein Seil herab; damit wurde von der Wache oben Speise und Trank hinaufgezogen, um den Stufenweg zu sparen. Diesen Stufenweg stieg ich empor bei dem Licht der kleinen elektrischen Taschenlaterne eines führenden Soldaten. Wie in schweren Alpdruckträumen der Knabenzeit ging es endlos durch schmale Gänge, über finstere Korridore, durch winzige Kammern und hohe, dunkle Räume unbekannten Zwecks. Ohne die an den Wänden angebrachten roten Pfeile hätten wir den Weg durch das Labyrinth nie gefunden. Einmal kamen wir auf jene Galerie, von der das Seil herunterhing, und schauten hinab in die Tiefe der Halle, deren abenteuerliche, die kühnsten Vorstellungen altrömischer Kaiser-gelüste verwirklichenden Maßstäbe durch dies Daran-Emporklimmen und durch die Schattenwirkungen der flackernden Beleuchtung erst recht gegen-wärtig wurden. Zeitweilig führte der Weg hinaus ins Freie und in rieselndem Mondschein über das unverständliche Gebirg der Blöcke, Platten und Gesimse des Daches. Dann tauchte ich wieder hinein in das Dunkel der Gänge und Treppen und schaute zuletzt von dem Ring der obersten Galerie des Innenraums hinab in die schwindelnde Tiefe der Halle; wir hingen selbst wie Nachtvögel schwebend an der Höhe des dämmerigen Gewölbes. Endlich tat sich über mir die Klappe auf, die zum obersten Aussichtsturm führt, wo die telephonisch mit den Kom-mandoräumen unten verbundene deutsche Wache, drei Mann stark, beim Licht einiger Laternen weilte.

Zu meinen Füßen lag das bezwungene Brüssel. In der Tiefe liefen die erleuchteten Straßenzeilen der nächtlichen Stadt wie die Fäden eines glühenden Riesenspinngewebes nach allen Seiten in die Ferne. Schweigen brütete über den Häusern, deren Bewohner auf Befehl des deutschen Gouvernements sich nachts in den Wohnungen zu halten hatten. Aber man glaubte den heißen Atem des gefesselten Ungeheuers zu fühlen, das dort unten lebte. Achthunderttausend feindselige Menschen, Belgier, deren tückische und grausame, allem Völkerrecht widersprechende Auf-fassung vom Wesen des Krieges durch so viele Taten des Entsetzens uns schon bekannt geworden waren und uns wider unsern Willen

Digitized by Google



Freigelegtes Schußfeld vor dem innern Fortgürtel von Antwerpen.
(Vgl. Seite 124.)



Deutsche Marineinfanterie hinter aufgeschüttetem Sandwall bei Waelhem.
(Vgl. Seite 124 f.)

Digitized by Google



Am Fort Waelhem während des Kampfes um die Nethelinie.
Im Hintergrund das brennende Dorf Waelhem.
(Vgl. Seite 125.)



Heimkehrende Flüchtlinge nach dem Fall von Antwerpen.

Digitized by Google

zu blutigen Vergeltungs- und Vorbeugungsmaßregeln gezwungen hatten, hausten dort, eine Masse, unter der unsere hier weilenden Truppen zu verschwinden schienen.

Der Horizont lag ringsum im Dunkeln. Nur gegen Norden färbte blutiger Feuerschein die schwere Wolkendecke des Himmels. Das war die Nethelinie, wo ich heute geweilt. Die Entfernung war zu groß, um Einzelheiten des Kampfes, der auch die Nacht nicht ruhte und dessen Grollen herüberdrang, zu unterscheiden. Doch an einer Stelle konnte ich durch das große Fernrohr der Kuppel deutlich flackernde Flammen und davor die schwarzen Schattenrisse zerfetzter Hausgiebel erkennen.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Antwerpen unser!

Antwerpen, den 12. Oktober 1914.

Antwerpen ist gefallen! Am 8. verließ das belgische Königspaar die Stadt, am 9. erfolgte die Kapitulation. Und zwar seltsamerweise durch den Bürgermeister, da gar keine Militärbehörden mehr vorhanden waren. Die belgischen Truppen hatten, samt den englischen „Befreiern", die am 3. Oktober unter Anführung von Winston Churchill gekommen waren, die Stadt flüchtend verlassen, ohne sich weiter um deren Schicksal zu bekümmern. Am 10. erfolgte der förmliche Einzug der deutschen Truppen.

Durch den Fall Antwerpens ist mit einem Schlag der Name eines Mannes volkstümlich geworden und wird zurzeit neben dem Hindenburgs genannt*, von dem bisher in diesem Feldzug noch fast gar nicht gesprochen worden war: der des Generals von Beseler. Daß dies bisher noch nicht geschehen, hing damit zusammen, daß die Operationen unseres äußersten nördlichen Flügels in Belgien ganz besonders geheim gehalten wurden. Antwerpens Eroberung hat mit einem Male ein helles Licht auf jene nördlichsten Heeresteile der Westfront und ihren Führer geworfen. Freilich nur vorübergehend, wie der durch die Nacht huschende Strahl eines großen Scheinwerfers, der auf einige Sekunden eine Landschaft blendend beleuchtet und wieder schwindet, ehe das Auge die Einzelheiten völlig in sich aufgenommen hat. Denn schon jetzt, kaum daß die große Tat voll-

* Wie eigen, daß ich das heute, in den Tagen, wo die Drucklegung dieses Buches erfolgt, wiederholen kann, nachdem derselbe Mann uns soeben im Osten auch Nowo-Georgiewsk gewonnen hat; diesmal sogar samt der Besatzung von 86000 Mann.

Digitized by Google

endet ist, liegt wieder der Schleier des Mysteriums über der Zusammensetzung, der Zahl, den Bewegungen dieser Truppen, die sofort zu neuer, unbekannter Verwendung in dem großen Gesamtvorgehen der deutschen Heeresmassen weiter fortgeschritten sind. Im Bewußtsein des Volkes haftet aber von nun an Beselers Name, es jauchzt ihm zu zu seinem Erfolg und erwartet weiteres Bedeutende von ihm. Auch er gehörte vor dem Feldzug wie Hindenburg bereits zu den zur Disposition Gestellten, deren militärische Laufbahn abgeschlossen schien. Daß dieser Krieg ihm doch noch die Aufgaben zuwies, die seiner Kraft entsprachen, empfinde ich fast wie eine persönliche Genugtuung, denn ich hatte die Freude, ihm schon vorher nahezutreten, als Mitglied des Vorstandes der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, deren einer Vorsitzender er ist, und hatte schon dort einen so bedeutenden Eindruck von seiner Persönlichkeit und von seiner unverbrauchten Lebensenergie bekommen, daß mir seine Inaktivität immer gar nicht in das Verständnis gewollt hatte.

Am 7. Oktober, am Tage nach jenem Frontbesuch bei Waelhem, den ich im vorigen Kapitel schilderte, suchte ich ihn auf eine freundliche Aufforderung von seiner Seite hin in seinem damaligen Hauptquartier, dem Kloster Thildonck, nordöstlich von Brüssel, zwischen Mecheln und Löwen, auf. In einem Saal des Klosters weilte er mit seinen Generalstabsoffizieren, umgeben von großen Karten und Plänen, auf denen die derzeitigen Stellungen der Armeen mit verschiedenen Farben und Signaturen aufgetragen waren. An der Hand dieser Karten gab er mir in der freundlichsten Weise eine Darstellung von dem im Gange befindlichen Angriff auf Antwerpen. Es versteht sich von selbst, daß ich mehr als einmal die Sorge zum Ausdruck brachte, ich hielte ihn zu lange auf. „Nein, bleiben Sie nur," wiederholte er, „ich habe vollkommen Zeit für Sie, es geht jetzt alles seinen Gang."

Ich hatte bei diesem Wort ein ähnliches Gefühl des Erstaunens, wie damals am Abend des ersten Mobilmachungstages in der kleinen Garnisonstadt Eutin, wo auch alles so von selber ging. Von wie weltgeschichtlich bedeutsamen Stunden mir aber der General eine schenkte, das habe ich in Wahrheit doch erst später recht erfaßt. In dieser Nacht hatte die Beschießung Antwerpens selbst begonnen. Daß dies eine große Sache war, begriff ich natürlich, aber doch als Laie

Digitized by Google

nicht ganz, wie groß. Nicht ganz, wie damit der lange vorherbestimmte letzte, entscheidende Abschnitt einer ungeheuren Vorbereitungsarbeit eingesetzt hatte, die gigantische Schlußzusammenfassung der planvoll versammelten Kräfte. Ich dachte damals noch keineswegs, daß dies in kaum 48 Stunden zum Fall der Festung führen sollte. Der General erwog das natürlich alles und plauderte doch so ruhig, wie am Arbeitstisch daheim. Es „ging alles seinen Gang", weil eben alles mit äußerster Umsicht und Pflichttreue vorbereitet war. Er fand sogar auch noch Muße, mir außer den Angaben über die Antwerpener Belagerung noch eine Reihe höchst fesselnder Mitteilungen über die vorhergehenden Bewegungen des von ihm geführten nördlichsten deutschen Heeresteils zu machen, die bis dahin noch nicht bekannt geworden waren.

Exzellenz von Beseler zog ins Feld als Chef des ...ten Reservekorps. Die Leistungen dieses Korps, von dem bei der Kriegserklärung noch nicht ein einziger Mann unter den Waffen stand, liefern einen besonders glänzenden Beweis für die Promptheit unserer Mobilmachung sowohl, wie für die Vortrefflichkeit unseres einmal durch den Militärdienst gegangenen Menschenmaterials. Am 2. August wurde mit der Bildung des Korps begonnen. Am 13. brach das Korps marschfertig gegen Westen auf. Um die Neutralität holländischen Bodens zu wahren, mußte von hier ein bedeutender Umweg nach Süden gemacht werden. Am 17. bezog es das erste belgische Quartier in Warsage; am 18. ging es bei Lixhe über die Maas. Da das holländische Gebiet hier so weit nach Süden vorspringt, so fand auf dem engen Raum zwischen der holländischen Grenze und Lüttich ein sehr starkes Zusammendrängen der deutschen Armeen statt, und nur die größte Ordnung konnte Stauungen und Stockungen vermeiden. Trotzdem stand das Korps schon am folgenden Tag bei Hasselt, und am 22. August langte es in Thildonck an. Es hatte diese ganze Entfernung in acht Märschen mit zwei Ruhetagen zurückgelegt, d. h. es kommen mindestens 25 Kilometer Marschleistung auf den Tag. Und das unter ganz außerordentlichen Schwierigkeiten. Der Marsch durch Nordbelgien mußte leider durch ein Flammenmeer gehen, weil überall die Zivilbevölkerung in jener wahnwitzigen Weise an dem Kampf teilnahm, der dem belgischen Krieg seinen entsetzlichen Charakter aufgeprägt und Belgien so unermeßliches Elend

Digitized by Google

geschaffen hat, das durchaus hätte vermieden werden können und, wie die Erfahrung von Frankreich im Jahre 1870 beweist, ganz sicher vermieden worden wäre. Der General erzählte aus seiner eigenen Erfahrung, wie vollkommen anders 1870 unser Einmarsch in Frankreich verlaufen sei, wo, wenigstens bis zu der unseligen Wirksamkeit Gambettas, das Verhältnis unserer Truppen zur nichtsoldatischen Bevölkerung ein sehr angenehmes gewesen, wo man fast freundschaftlich mit seinen Quartierwirten verkehrte, ihnen in Ruhepausen bei der Erntearbeit half usw. Ganz anders diesmal in Belgien, wo vom ersten Augenblick an der Begriff des Krieges als eines völkerrechtlich geordneten, von bestimmten ritterlichen Gesetzen beherrschten Verhältnisses über den Haufen geworfen wurde und nur der eine Gedanke alle Gemüter zu beherrschen schien, es komme im Kriege darauf an, so viele Gegner zu morden wie möglich, ganz gleich, wer das tue und mit welchen Mitteln.

Die Aufgabe der dem General unterstellten Truppen — seinem Korps hatte man allmählich noch einige andere Truppenteile angegliedert — war außerordentlich umfassend, und erst wenn man bedenkt, wie gering eigentlich seine Kraft gewesen ist, tritt das Erstaunliche der Leistungen recht hervor. Voller Stolz betonte der General, wie im Lauf der Wochen die Leute seines Armeekorps so vollkommen wieder zu Soldaten geworden seien, daß die Truppe an Schlagkraft und Leistungsfähigkeit jetzt keiner aktiven nachstände. Zu ihren sonstigen Aufgaben kam dann, sobald die erforderlichen umfassenden Kräfte beisammen waren, die hinzu, Antwerpen zu nehmen. Und wie alle andern, ist auch diese glänzend gelöst worden.

Ich hatte dann am 8. Oktober dienstlich mit den übrigen Berichterstattern zum Großen Hauptquartier zurückgemußt. Auf die Nachricht vom Fall Antwerpens waren wir alle aber unverzüglich wieder nach Brüssel geeilt. Am Abend des 10. kamen wir dort an. In der Frühe des 11. brach unsere übliche Autokolonne unter Führung des Majors v. R......... nach Antwerpen auf. Ich selbst verfehlte sie durch ein Mißverständnis, und nun war für mich zunächst guter Rat teuer. Von Brüssel nach der eroberten Stadt zu kommen, war gar nicht so einfach. Regelmäßige Verbindungen gab es natürlich noch nicht. In diesem brausenden Getriebe, das an jenen einzigen Tagen Brüssel erfüllte und zwischen ihm und Antwerpen hin- und widerflutete, herrschte der Zufall.

Digitized by Google

Jeder sorgte für sich selbst und schwamm in diesem glühenden Leben wie ein Blatt auf mächtigem Strom. Doch schlug mir's zum Glück aus, gerade durch das Verfehlen unserer Massenkarawane wurde der Tag ungleich freier und reicher, als er sonst gewesen wäre. Ich lernte vor dem Palasthotel zwei Offiziere der Eisenbahntruppen, die Herren Hauptmann P.... und Leutnant Sch...., kennen, die gerade mit einem eigenen Auto nach Antwerpen wollten und bereit waren, mich mitzunehmen. Sie taten späterhin mehr als das, sie hatten die Liebenswürdigkeit, sich auch all meinen besonderen Wünschen, dies und jenes zu sehen, anzuschließen.

Eben, in einer halben Stunde, sollte die Fahrt beginnen, der Kraftwagen stand schon vor der Tür, bereit zu sausender Fahrt. Da sehe ich mit einem Male ganz in meiner Nähe im Speisesaal an einem kleinen Tischchen — Sven Hedin, den berühmten schwedischen Reisenden, meinen alten Freund und geographischen Studiengenossen aus dem Berliner Schülerkreise Ferdinands von Richthofen.

Daß Hedin im September im Großen Hauptquartier geweilt hatte, erfuhr ich erst, als ich von einer während der Zeit ausgeführten Reise durch Belgien dorthin zurückkehrte. „Schade, daß Sie nicht hier waren," sagte mir der Leiter der Presseabteilung des Großen Generalstabs; „wir wollten Sie Hedin als Begleiter mitgeben." — Das war nun freilich „schade" gewesen! Allein, für langes Trauern um so etwas ist hier keine Zeit; andere Ereignisse verschlangen den Gedanken daran, weiter warf mich das Würfelspiel des Krieges hierhin und dorthin, führte in buntem Wechsel gewaltige Ereignisse, merkwürdiges Begegnen und Wiederverlieren von Persönlichkeiten an mir vorüber. Ich hatte nicht mehr an ihn gedacht und glaubte ihn längst wieder in Schweden — da sah ich ihn plötzlich vor mir. Ganz das alte Antlitz, das ich so liebe, an dem ich seit fünfundzwanzig Jahren alle paar Jahre mit einer Art künstlerischem Interesse verfolgt habe, wie Geist, Wille und Tat die Züge des Menschen von innen heraus umbildeten, bis aus den weichen Zügen des jungen Mannes aus der Berliner Studienzeit das Adlergesicht wurde, ganz Nerv und Energie, mit dem er von seiner letzten, der Transhimalajareise, zurückkehrte.

„Hedin? — also doch!"

Digitized by Google

„Wegener! wirklich? Ich wußte, daß ich Sie noch irgendwo treffen würde.“

In raschem Herüber und Hinüber flogen Fragen und Antworten. Er kam von der ....ten Armee, wo er einige Tage verweilt hatte, um Antwerpen zu sehen. Er erzählte, wie er bei verschiedenen Armeen gewesen, eine Zeitlang auch im Hauptquartier des Kronprinzen, und schilderte die Liebenswürdigkeit und die gute Art, mit der ihm von den Offizieren überall begegnet worden sei. Von unserm Kaiser war er vollkommen hingerissen. „Welch ein wunderbarer Mann! Man muß ihn lieben. Und wie er mit jeder Fiber in diesem Kriege lebt.“ Auch vom Kronprinzen sprach er mit ähnlicher Wärme; von seiner glänzenden Frische, seiner gastlichen Liebenswürdigkeit und seiner so außerordentlich einfachen und natürlichen Art.

Was er, Hedin, denn nun so von dem Ganzen, das er gesehen, für einen Eindruck erhalten habe, fragte ich. — „Das läßt sich natürlich in der Kürze nicht recht sagen: es ist ein ungeheures Krescendo an Eindrücken gewesen von Berlin bis in das Granat- und Schrapnellfeuer der Front. Die Deutschen sind das erste Volk; diese Einheitlichkeit, diese Organisation, diese Ordnung, das macht euch niemand nach.“

„Und sind wir die Barbaren, als die sie uns überall abmalen?“

„Barbaren?“ lächelte er; „würde ich dann wohl zwei Studienjahre meines Lebens bei Ihnen zugebracht haben?“

Ob er schon etwas über seine Eindrücke geschrieben habe? — Größeres noch nicht. Etwas habe er aber doch in Form eines Briefes an einen Freund nach Stockholm geschrieben mit der Ermächtigung, es zu veröffentlichen. Es müsse wohl in diesen Tagen erscheinen, und das müsse ich lesen.

Ehe ich aber weiter über den Inhalt dieser Äußerungen mit ihm reden konnte (es war der bald darauf im Stockholmer „Aftonbladet“ veröffentlichte Brief, in dem er zum ersten Male, mit einer Klarheit des Urteils und einer Mannhaftigkeit des Bekenntnisses, die wir in dieser Zeit grauenvoller Verleumdung und Verfehmung Deutschlands in der Welt ihm nicht hoch genug anrechnen können, für uns und unsern gewissen Sieg eintritt), war meine Zeit abgelaufen. Ein Händedruck, ein Winken, dann flog ich von dannen gen Antwerpen, und die Begegnung versank hinter mir, gleich diesen ganzen Tagen wie eine Erscheinung.

Digitized by Google

Mit meinen freundlichen Reisegefährten besuchte ich nun zuerst die verschiedenen Anlagen des Festungsgürtels der eroberten Stadt. Und erst jetzt, nachdem ich diese Befestigungen selbst gesehen, gewann ich das volle Verständnis und die volle Bewunderung für das, was hier geleistet worden ist.

Über Mecheln und an dem letzthin geschilderten Waelhem vorbei fuhren wir nach dem Fort Wavre-Ste.-Catherine, das als das stärkste des äußeren Fortgürtels gegolten hatte. Deshalb war seine Niederkämpfung den 42er Krupp-Mörsern anvertraut worden, und ich konnte hier aufs neue wie bei Loncin die ungeheuerlichen Wirkungen dieser Wundergeschütze beobachten. Und von neuem bin ich wie betäubt gewesen von dem Eindruck der fürchterlichen Kraft, die hier gespielt hat.

Fort Wavre-Ste.-Catherine hatte nicht weniger als zwölf solche Panzertürme, aus dem härtesten Panzerstahl hergestellt und so tief in Erde und Eisenbeton gebettet, daß nur noch die flache, drehbare Kalotte des Helms daraus hervorschaute. Alle diese Türme waren in ein paar Tagen zum Schweigen gebracht, zum Teil geradezu abenteuerlich zerstört worden. Bei einem hatte die eingedrungene Granate den ich weiß nicht wieviel Tonnen schweren Stahlhelm abgesprengt wie den Deckel eines Einmacheglases; das jetzt dem Himmel offene Innere bot einen wüsten Anblick durcheinandergewirrter Geschützrohre, Zahnräder und kaum noch erkennbarer Maschinenteile aller Art. Die eine Hälfte des durch die Luft geflogenen Helms stak etwa 15 Meter seitwärts senkrecht im Boden, wie ein Scherben, den ein Kind spielend in den Sand gesteckt hat. Bei einem zweiten Turm hatte ein Schuß die gesamte Bettung auf etwa ein Drittel des Umfangs freigelegt und abgesprengt, nicht nur die Erde, sondern auch die Betonwand, so daß sie abgesplittert war wie ein Steinbruch; in den oberen Schichten ragte aus der Betonmasse noch das Geflecht der Eisenbänder, zerrissen und durcheinandergezerrt wie Gedärm, heraus. Den tollsten Anblick aber bot ein Turm des Fort Lierre, das wir später aufsuchten. Hier hatte ein Schuß der „Berta“ unmittelbar vor dem Helm getroffen, hatte zuerst 7 Meter Erde und Sand durchschlagen, sodann 2,20 Meter Betonmasse, dann die Stahlwand des Turmes selbst, hatte in ihm alles zerstört und war zuletzt zur gegenüberliegenden Seite wieder herausgekommen! Die zerrissene Hülse des

Digitized by Google

geplatzten Riesengeschosses, mit 2 bis 3 Zentimeter dicken Wänden, lag in einem tiefen Erdloch daneben. Man sieht das und, wie schon einmal gesagt, begreift es eigentlich doch nicht.

Mir wurden beim Anblick dieser Taten der „Berta" ein paar Bücher wieder lebendig, die ich als Knabe mit glühenden Wangen gelesen: Romane des genialen Phantasten Jules Verne, dessen technische Wundergeschichten vielfach in so überraschender Weise wirkliche spätere Errungenschaften der Menschheit vorausgeahnt haben. Das eine kennt wohl jeder meiner Leser, die berühmte „Reise nach dem Mond", in dem der alte Kampf zwischen Panzer und Kanone so wirksam behandelt und zugunsten der Kanone entschieden wird. Das andere ist minder verbreitet als jenes, aber vielleicht hat es mancher meiner Leser in seiner Jugend doch in der Hand gehabt und erinnert sich daran. Der Titel ist: „Die fünfhundert Millionen der Begum", und es schildert, wie ein französischer Arzt und ein deutscher Professor die ihnen zu gleichen Teilen zugefallene Halbmilliardenerbschaft einer indischen Prinzessin verwenden. Das Buch, nach 1871 unter dem Zwang der Revancheidee geschrieben, ist kindisch chauvinistisch: der triefend edle französische Erbe benutzt sein Geld, um eine hygienische Musterstadt zum allgemeinen Wohl der Menschheit zu gründen; der deutsche Professor, mit Namen Schultze, ein neidzerfressener Schurke, ohne Herz, aber ein mathematisches Genie, erbaut mit dem seinen die „Stahlstadt", eine mit unüberschreitbaren Mauern umgebene Eisenindustrieanlage, bei deren Erdichtung dem Verfasser offenbar die Kruppsche Fabrik vorgeschwebt hat, die er aber mit einer glühenden Phantastik ausmalt. Sie ist durch Mauern in konzentrische Ringe gegliedert, die immer unnahbarer und von größern Geheimnissen umgeben sind. Im Zentrum sitzt, wie eine grausige Spinne im Netz, der deutsche Professor und arbeitet mit den ungeheuren Fabrikanlagen, aus denen das Ganze besteht, an etwas Entsetzlichem, von dem niemand sagen kann, was es ist. Ein junger (natürlich französisch-) patriotischer Elsässer bringt dann im Lauf der Geschichte heraus, daß es sich um die Konstruktion einer Kanone von unerhörter Tragweite und eines von ihr zu schleudernden Geschosses von einer alle Vorstellung übersteigenden Vernichtungskraft handelt, die jene Stadt zerstören soll, und verhindert im letzten Augenblick die Vollendung der Tat. — Sehen wir

Digitized by Google

von der törichten Einkleidung ab, so liegt doch auch hier etwas wie eine Prophezeiung vor: im tiefsten Schleier des Geheimnisses ist in der Fremden unzugänglichen Fabrik von Krupp wirklich ein Wundergeschütz konstruiert worden, ein Triumph deutschen mathematisch-technischen Könnens, das heute überall die stärksten Verteidigungswerke der Gegner wie Glas zerschmettert und eine Vernichtung in ihre Reihen trägt, die über alle bisherige Vorstellung hinausgeht. Nur daß nicht Neid und Kaltherzigkeit uns veranlaßt haben, dieses Werk zu schaffen — diese Eigenschaften sind in diesem Krieg wahrhaftig bei einer andern Adresse zu suchen —, sondern die bittere Notwendigkeit, unsere Existenz inmitten einer Welt von Feinden ringsum zu sichern, von denen wir seit Jahren gewiß waren, daß sie nur auf den Augenblick lauerten, wo ihrer genug beisammen waren, um uns mit größtmöglicher Aussicht auf Erfolg zu überfallen. So ist die 42er Kanone nicht nur ein Werkzeug der Vernichtung, sie ist in noch viel höherem Sinne eines des Segens geworden. Sie schont das Leben ungezählter Tausender unserer besten Jugend, die wir sonst darangeben müßten, um die Schanzen unserer Gegner zu stürmen; sie kürzt die Eroberung der feindlichen Festungen, die sonst Monate gekostet haben würde, auf Wochen, ja Tage ab und hilft sicherlich damit mehr als alles andere, die Dauer dieses Weltkriegs überhaupt zu verringern.

Es wäre aber ungerecht, wenn man neben den 42ern nicht auch der andern schweren Kaliber rühmend gedenken wollte, die, wie in diesem Feldzug überhaupt, so auch bei der Niederringung der Befestigungen von Antwerpen mit so glänzendem Erfolg mitgewirkt haben. Vor allem der trefflichen österreichischen Mörserbatterien von 30,5 Zentimeter, die auch hier so durchschlagend geholfen haben, indem sie die Schwerarbeit bei den Forts Koningshoyckt, Kessel und Broechem leisteten. (Erobert soll das letztgenannte nachher durch einen nackten Landwehrmann sein. Der warf, als nach der Kanonade dort alles schwieg, seine Kleider ab, durchschwamm den Graben, fand das Fort leer und hißte auf seinen Wällen die deutsche Fahne.) Von all den übrigen Batterien zu sprechen, die im Rahmen ihrer Wirkungsfähigkeit nicht minder wacker ihre Pflicht getan, von der Unerschrockenheit und zähen Unermüdlichkeit unserer prächtigen Infanterie und Pioniere in den Schützengräben und bei den Flußübergängen usw.,

Digitized by Google

wird die Aufgabe der künftigen Geschichtschreibung über diesen Krieg sein, in dem die Belagerung und Einnahme Antwerpens ein großes Kapitel bilden wird. Hier will ich noch einiges Weitere von den großartigen Schutzanlagen Antwerpens erzählen, soweit ich sie selbst gesehen habe.

Von den kleineren Zwischenwerken, die neben den großen Forts zum äußeren Befestigungsgürtel von Antwerpen gehörten, den „Redouten", besuchte ich mit meinen freundlichen Kraftwagenwirten eines in der Nähe vom Fort Wavre-Ste.-Catherine. Es war eine ähnliche, im Grundriß annähernd oval gestaltete Anlage, von einem Wassergraben umgeben, auf dessen der Stadt zugewandten Seite der Brückenzugang lag. Das Ganze wesentlich kleiner, die Wälle von kleineren Kanonen bestückt, die mit Sandsäcken geschützt waren. Auch Bretterunterstände waren geschaffen. Außen rings um den Graben waren ungewöhnlich breite und dichte Drahthindernisse angelegt. Das Ganze war unter den vor dem Kriege bestehenden Voraussetzungen zweifellos eine schwer zu nehmende Anlage; gegenüber den uns zur Verfügung stehenden Geschützen war es einfach eine quantité négligeable gewesen. Hier wie bei den übrigen ist es zu einem Sturmangriff überhaupt nicht gekommen. Die Drahthindernisse waren ganz unversehrt geblieben, und man hatte von ihnen, wie den verschiedenen andern Verteidigungsmitteln: Graben, Zugbrücke, Eisentoren mit Schießscharten usw. usw., das Gefühl wie von einer vollkommenen Zwecklosigkeit, als seien es Vorkehrungen aus dem Mittelalter.

Die Forts und Redouten des äußeren Gürtels waren, soweit ich gesehen, großenteils durch fortlaufende Infanteriestellungen verbunden gewesen, die tief in die Erde eingegraben waren, und deren Vorgelände schußfrei gemacht und mit Drahtverhauen gesichert war. Mit größter Sorgfalt und technisch tadellos waren diese Infanteriegräben gearbeitet und von der Gegend des inneren Fortgürtels und den weiter innerhalb gelegenen Infanterieunterständen her mit schußsicheren Annäherungsgräben versehen, die in langen gegen vorn zu immer mehr rechtwinklig zur Angriffsrichtung verlaufenden Linien dahinzogen, und nicht nur nach außen, sondern an den Umbiegungsecken auch zur Seite mit Erdwällen geschützt waren. Die unterirdischen Anlagen der Unterstände waren bewunderungswürdig.

Digitized by Google

Der innere, von Brialmont eingerichtete Fortgürtel besteht aus wesentlich kleineren Werken veralteter Konstruktion, d. h. mit zuviel aufragendem Mauerwerk, mit nur wenig eingebauten Panzertürmen und mit schwächeren, älteren Geschützen. Doch war auch hier vor ihnen das Schußfeld rings um die Stadt in größtem Maßstab gesäubert, alle Bäume, auch prachtvolle alte Alleen, Gebüsche, Häuser waren vollkommen niedergelegt, und das Gelände mit Drahtverhauen sowie mit Wolfsgruben gespickt. Bei letzteren ist der Boden wie eine Honigwabe mit etwa einem halben Meter breiten Löchern durchsetzt, in deren jedem ein spitzer Holzpfahl steckt, um so den Raum für den Angreifer unnahbar zu machen. — Der innerste Ring endlich, die alte Stadtumwallung, ist noch heute für das Laienauge eine eindrucksvolle Anlage mit breiten, gemauerten Gräben, hohen Rasenböschungen und im Innern Kasematten mit zum Teil künstlerisch prunkvoll geschmückten Portalen. Er war aber schon vor dem Kriege zur Abtragung bestimmt gewesen.

Im Interesse Belgiens selbst und der Menschheit ist es lebhaft zu begrüßen und als Vernünftigkeit anzuerkennen, daß die Besatzung nach unserer Durchbrechung der äußeren Fortlinie, wo bei der Reichweite unserer Geschütze die Stadt ohne Rücksicht auf den inneren Fortgürtel beschossen werden konnte, den unsinnigen Gedanken der Verteidigung bis aufs letzte, den namentlich die Engländer verfochten hatten, da ihnen ja Antwerpen nicht gehörte, fallen ließ; noch zu rechter Zeit, ehe die herrlichen Bauten und Kunstschätze dieser Stadt der Vernichtung anheimfielen und eine Fülle unbeschreiblichen und zwecklosen Jammers eintrat. Wie schrecklich trotzdem schon die letzten Tage für Antwerpens Bevölkerung waren, ist uns namentlich aus über Holland kommenden Berichten der Flüchtlinge hinreichend bekannt geworden. Herr Koll, einer der dem Pressequartier zuerteilten Herren des Freiwilligen Automobilkorps, mit dem ich manch interessante Fahrt gemacht, auch die nach Thildonck zu General von Beseler, war in einem dienstlichen Auftrag unmittelbar nach der Eroberung in Antwerpen und hat mir dramatisch geschildert, wie es noch an verschiedenen Stellen lichterloh brannte, wie die Straßen mit den Splittern der von den platzenden Granaten zersprungenen Fensterscheiben stellenweise buchstäblich bedeckt waren, und wie in den verödeten Gassen die ersten Bewohner sich wieder auf die Straße wagten, aus ihren mit Matratzen

Digitized by Google

verbarrikadierten Kellern, die Gesichter bleich, übernächtig, zum Teil den besten Ständen angehörig, alte Herren in sorgfältiger Kleidung, die vorsichtig Umschau hielten, während ihre Familie noch in Verborgenheit blieb. Und immer kehrte die Frage wieder: „Ist es denn nun wirklich vorüber? Und kann man endlich einmal — schlafen?"

So kam ich, zuletzt nicht ohne große innere Unruhe, nach Antwerpen selbst hinein. War mir doch gewissermaßen beruflich, aus meinen Studien über die Geschichte des Welthandels heraus, vielleicht besser als vielen andern, die mit mir zurzeit dorthin eilten, die großartige Rolle vertraut, die diese Stadt in der Entwicklung der westeuropäischen Welt gespielt hat. Wußte ich doch mit allen Gebildeten, welch ein Glanz künstlerischer Vergangenheit sie umgibt, und kannte und liebte ich sie doch zu guter Letzt aus zahlreichen früheren Besuchen. Wie würde ich sie finden?

Zu meiner freudigen Überraschung fast unversehrt. Keines der großen Kunstdenkmäler der Stadt hatte einen Schaden gelitten, weder die herrliche Gemäldegalerie noch das Plantin-Museum, noch der prachtvolle Rathausplatz mit den vergoldeten Gildenhäusern, noch die große Kathedrale, noch irgendeines der stattlichen, den üppigen Reichtum des gegenwärtigen Antwerpens so greifbar darstellenden Bilder der modernen Boulevards und Avenuen der schönen Stadt. In die Kathedrale hatte ein einziger Schuß eingeschlagen, aber nur ein Loch in der Ecke des Fensters über dem Haupteingang gemacht, einen ganz belanglosen Schaden. Nahe der Place Verte war eine größere Gruppe von Häusern zerschossen und schwelte noch etwas. Aber der Zufall hatte es gewollt, daß es sich gerade um jene engen Gassen auf der Ostseite des Platzes gehandelt hatte, die doch demnächst hatten niedergelegt werden sollen; der Magistrat hatte nur bisher noch die Kosten gescheut, sie anzukaufen. Mir ging das Herz auf vor Freude und Dank, als ich vom Zentralbahnhof her die so wohlbekannte, bereits vollkommen aufgeräumte Avenue de Keyzer hinabkam und zwischen den pomphaften Häuserfronten der eigentlich fast spielerisch gestaltete und in Wahrheit doch so herrliche, üppige, die Schwere des Stoffs verspottende und im Stadtbild überall so bezaubernd schöne Turm der Kathedrale in der Ferne emporstieg; alles von einem fabelhaft malerischen silbrigen Lichtduft überhaucht, alles wie nur je so schön!

Digitized by Google

Nur so einsam hatte ich die lebensvolle Stadt noch nie gesehen. Hellichter Mittag, und doch alle Läden und der größte Teil der Fenster verschlossen und kaum hier und da, scheu in der halbgeöffneten Haustür stehend, ein Mensch. Anfangs ein Eindruck fast wie ich ihn vor drei Tagen in Mecheln, der „gestorbenen Stadt“, gehabt habe. Nur ein merkwürdiger Zug kam noch hinzu. Die flüchtenden Einwohner hatten sich die — nach der Lage der Dinge ein wenig kindische — Demonstration geleistet, überall aus den Fenstern der geschlossenen und verlassenen Wohnungen belgische, französische und englische Fahnen herauszuhängen. Und so sah Antwerpen aus wie eine zu einem großen Fest oder zur Einholung eines Königs geschmückte Stadt — ohne die Menschenmassen, die, Kopf an Kopf, auf der Straße dazu gehört hätten.

Aber ganz so schlimm war es schließlich gar nicht mit der Menschenleere. Wenn auch nach jenen holländischen Schilderungen Hunderttausende in wilder Panik geflohen sein sollen, so waren doch große Teile der Bevölkerung zurückgeblieben und kamen, wie angedeutet, allgemach aus ihren verrammelten Hinterstuben und ihren verbarrikadierten Kellern heraus, als sie sahen, daß wir Deutsche keineswegs ein allgemeines Morden anfingen. Schon im Laufe des gestrigen Tages konnte ich die Zunahme der Menschenzahl fast stündlich verfolgen. Gegen Abend öffneten auch einige Läden ihre Tore, und die Wirtschaften machten glänzende Geschäfte. Die Leute waren zuerst offensichtlich überrascht, daß die Unsrigen alles ganz bieder bezahlten. Ich war selbst zugegen, als in einem Zigarrenladen nahe der Place Verte einer außer nach Zigaretten auch nach einer Kerze für sein Quartier fragte. Als die Ladeninhaberin ihm eifrig eine eigene aus dem Hinterzimmer holte und nichts dafür nehmen wollte, lehnte er das rund ab; er nähme sie nur unter der Bedingung, daß er sie bezahlen könne, und erlegte 10 Centimes dafür.

Auf dem Bürgersteig am Grand Hôtel Weber und der flämischen Oper sah ich ein kleines Mädel von etwa zehn, elf Jahren, das mit leuchtenden Augen sich in den Arm eines deutschen Soldaten eingehängt hatte und eifrig auf ihn einsprach. Das war freilich — ich mischte mich in das Gespräch — eine kleine Deutsche aus Antwerpen, die nun, nachdem ihre Landsleute gekommen, von Begeisterung glühte. Ein äußerst gewecktes kleines Ding, das lebendig schilderte, wie die Granaten am

Digitized by Google

Himmel geflogen wären und in die Häuser eingeschlagen hätten. Als ich sie fragte: „Hast du denn keine Angst gehabt, daß dich eine treffen könnte?", lachte sie und sagte keck:

„O nein, das wußten wir: deutsche Kugeln fallen nicht auf deutsche Köpfe."

Je weiter ich ins Lebenszentrum der Stadt, in die Gegend um die Kathedrale und den Hafen, kam, um so lebhafter wurde das Getriebe. Vor dem Grand Hôtel, wo der eben ernannte Gouverneur von Antwerpen, Exzellenz General Freiherr von S..., Wohnung nahm, stand eine Wagenburg von Automobilen; Offiziere, Ordonnanzen kamen und gingen; im Innern ein buntes Gewühl aller möglichen Uniformen; ein Schleppen von Gepäckstücken, Kommen und Senden von Meldungen; man war eben erst dabei, sich einzurichten. Ähnlich auf der Kommandantur, die in das Rathaus, den prachtvollen Renaissancebau Cornelius de Vriendts, verlegt war. Ein wahrhaft großartiges Bild des Krieges und Sieges bot sich hier! Auf den prunkvollen Treppen, in der mit großen Wandgemälden in schweren reichen Farben üppig geschmückten Aufgangshalle standen bärtige deutsche Landwehrmänner als Wachen mit aufgepflanzten Seitengewehren und lagen andere mit ihren Tornistern schlummernd auf über den Marmor gestreutem Stroh. Das bereits eröffnete Kommandantur-Bureau war umdrängt von erregten und verängsteten Bürgern, die Passierscheine und ähnliches wollten, in Ordnung gehalten durch deutsche Soldaten. Draußen die Grand' Place, das Gegenstück des berühmten Brüsseler Platzes und fast ebenso schön wie dieser, ein prunkendes Kleinod alter niederländischer Städteherrlichkeit, war noch mit Strohschütten bedeckt, auf denen in vergangener Nacht die ersten eingerückten deutschen Wachmannschaften geschlummert hatten und die man jetzt, nach Bereitung besserer Quartiere, fortkehrte. Auch dieser Platz wimmelte von Soldaten aller Waffengattungen; Kraft- und Lastwagen dazwischen und neugierig starrende Gruppen von allerlei Volk, zum Teil ziemlich übel aussehendes Gesindel aus den nahen Hafenvierteln; die Burschen, wie die Belgier der unteren Schichten überall, die Hände in die Hosentaschen vergraben und die unvermeidliche flache Mütze auf dem Kopf, die sie hier alle tragen, die ihnen aber für uns immer so etwas Apachen- oder Zuhälterhaftes gibt. Eben wie ich vorbei-

Digitized by Google

gehe, wird ein langer Zug belgischer Gefangener über den Marktplatz zur Kommandantur geführt; nicht schlecht aussehende, zum Teil großgewachsene, flämisch blonde junge Leute in guten Uniformen, bordierte, schmale Kappen auf dem Kopf; man hat sie von jenseits der Schelde herübergebracht. Sie werden, von unsern Soldaten umgeben, vor dem Rathause aufgestellt. Zwanglos über den großen Platz bewegen sich Gruppen unserer Krieger und plaudern vertraulich mit Antwerpenern und — Antwerpenerinnen, deutschen und flämischen, mit denen sie sich auf plattdeutsch sehr gut verständigen, während die letzteren Französisch nicht können. Und um dies alles spannt sich der prachtvolle Rahmen der alten, herrlichen Häuserreihen, auf deren hochragenden Giebeln die goldenen Figuren scharf glänzend gegen den blauen Äther stehen. Ich muß an Reims denken und an unsere Feldgrauen um das Denkmal der Johanna, mit dem majestätischen Krönungsmünster im Hintergrunde. Hier ragt mitten aus der bunten Menge vor dem Rathaus die große Bronzegruppe des „Handwerfers" empor, das alte Sagensymbol der Stadt „Ant-werpen", und über den Häusern steigt züngelnd die weiße Flamme des Turms der Kathedrale von Antwerpen zum Himmel. Auf der höchsten Zinne flattert im leichten Wind eine große, schwarzweißrote Fahne!

Noch bunter sah es am Hafen aus, dort, wo der „Steen", der Überrest der alten Burg Antwerpens, den endlosen Gürtel der Ladehallen am Scheldeufer unterbricht. Hier traten mir die Spuren der überstürzten Flucht der Antwerpener Garnison greifbar entgegen. Der große Platz vor dem Steen war buchstäblich überdeckt mit Massen von Uniformen, Patronentaschen, Munitionskisten, ganzen Bergen von neuen, genagelten Schuhen und großen „Klumpjes", den dicken Holzschuhen der Niederländer, mit Hüten und Kappen, Haufen von Flinten und Seitengewehren; dazu auch ganzen Ausrüstungen von Militärschneidereien: Tuchstoffen, an Schnüren aufgereihten blanken Uniformknöpfen, verschiedenen Nähmaschinen usw. Auf den die Kais begleitenden Schienensträngen standen noch offene halbbeladene Züge, mit denen man die Sachen hatte fortschaffen wollen für die Flucht nach Gent und Ostende, es war aber nicht mehr dazu gekommen. Ganz außerordentliche, noch nicht übersehbare Vorräte an Ausrüstung und Lebensmitteln sind in Antwerpen erobert worden. Durchaus falsch ist es, wenn von gegnerischen

Digitized by Google



Wirkung der 42-cm-Mörser im Fort Wavre-Ste.-Catherine.
Der fortgesprengte Helm des Panzerturms.
(Vgl. Seite 136.)



Der von da, wo die Beobachter stehen, fortgesprengte Helm des Panzerturms des Forts Wavre-Ste.-Catherine von der Seite.
Zur Größenvergleichung daneben der Verfasser.
(Vgl. Seite 136.)

Digitized by Google



Redoute mit Stacheldrahthindernis im Fortgürtel von Antwerpen.
(Vgl. Seite 139.)



Blick von der Kathedrale von Antwerpen auf Stadt und Schelde. Auf dieser die Reste der Schiffbrücke, mit deren Hilfe die belgische Armee flüchtete.
(Vgl. Seite 148.)

Digitized by Google

Zeitungen gesagt wird, daß Munitionsmangel mit ein Grund zur Aufgabe des Widerstandes gewesen sei; gerade an Munition sind in Antwerpen große Massen gefunden worden. Auf einer einzigen Rekognoszierungsfahrt, an der Bekannte von mir teilgenommen, sind in verschiedenen der großen Lagerschuppen am Hafen nicht weniger als 1400 prachtvolle Automobile entdeckt und beschlagnahmt worden, alle sorgfältig in Reihen zu je zehn geordnet, bei jedem aber die Maschine gewaltsam und anscheinend in großer Eile zerstört, teilweise so, daß sie nicht wieder in Ordnung gebracht werden können. An einer andern Stelle fand man, ebenso sorgfältig gesammelt, 2600 (!) Karosserien; die zugehörigen Chassis waren nicht vorhanden, und man erfuhr, daß die Belgier sie durch Überbau von Bretterkästen zu Lastwagen umgewandelt und mitgenommen hatten. Am Südbahnhof standen Züge mit Zehntausenden von Gewehren; ebensolche ganz gefüllt mit Granaten und Schrapnells und andern Sprengkörpern; zehn Wagen voll ganz neuen Telegraphen- und Telephonmaterials. Ferner solche bepackt mit zahllosen Sätteln und Sattelzeug; andere voll wollener Unterkleider. Ein Zug enthielt großkalibrige Geschütze mit Lafetten, anscheinend noch ganz ungebraucht, aber die Rohre an den Mündungen alle, auf eine für den ersten Anblick unerklärliche Weise, unter Anwendung einer großen Kraft durch Absplittern von Teilen des Randes unbrauchbar gemacht. Es waren etwa 20 Bahnwagen mit je zehn Geschützen. Sämtliche Wagen waren bereits versehen gewesen mit der Bezeichnung: à Ostende! Sie hatten aber nicht mehr ausfahren können, da die deutsche Heeresleitung bereits die Bahnlinie unter Granatfeuer genommen hatte. Innerhalb des Hafenbezirks fand man 400 Bahnwagen mit Stroh und Heu; ferner große Mengen noch unausgedroschenen Getreides, daneben die Dreschmaschinen. Auf einer andern Erkundungsfahrt auf dem Flugplatz im Süden der Stadt auch zwei englische Flugzeuge ohne Motoren, sowie viele Handgranaten englischen Ursprungs.

Ich selbst sah in der eben geschilderten Gegend am Steen auf der Schelde noch die Bestandteile der langen Schiffbrücke, mit der die nach Westen flüchtenden Truppen den Strom überschritten hatten. Die Schiffe lagen noch, unregelmäßig verteilt, im Fluß verankert; von ihren Verdecken hingen hier und da Teile des eisernen Brückenkörpers herunter ins Wasser. Dies hinderte unsere Truppen aber nicht, sofort mit der

Digitized by Google

größten Energie die Verfolgung aufzunehmen. Mit Hilfe vorgefundener Personenflußdampfer, an deren jeden eine Kette von Lastpontons angebunden wurde, setzten sie Abteilung auf Abteilung über den Strom. Die drüben entleerten kehrten sofort um, beladen mit den am andern Ufer bereits eingebrachten Gefangenen. Das Ganze war auch hier ein Bild glänzenden, welthistorischen Lebens, das ein großer Maler hätte festhalten sollen: In der hellen Oktobersonne der breite, blinkende Strom; die Luft mit dem feinen, silbrigen Duft der Meeresnähe erfüllt. Auf dem Wasser die vielfarbigen Punkte und Flecke der herüber- und hinübergehenden Transporte. Im Vordergrund der Hafenplatz mit der romantischen Burg des Steen und den modernen Schuppen, Kranen und Bahnwagen. An den Geländern des Kais und auf den großen zum Wasser führenden Steintreppen alle möglichen hohen und niederen Offiziere; Mannschaftstrupps in voller Feldausrüstung, die sich um die Einschiffungsplätze drängten; zwischen ihnen hindurch in schmaler Gasse rückflutend die Züge der Gefangenen, in ihren bunten belgischen Uniformen von unserm Feldgrau abgehoben. Weiterhin hochbepackte Bagagewagen, zur Fähre gebracht, gesattelte, von Burschen geführte edle Offizierpferde, scheuend im Gewühl und von ihren Begleitern wieder gebändigt.

Weiter wanderte ich durch die immer mehr sich mit neuem Leben füllenden Gassen. Auch in Antwerpen gab wie damals in Namur das Studium der Plakate eine dramatische Geschichte der letzten Tage. Drei Tage vor dem Fall noch macht der Festungskommandant von Antwerpen folgenden Anschlag an die Bevölkerung:

„J'ai l'honneur de porter à la connaissance de la population que le bombardement de l'agglomération d'Anvers et des environs est imminent. Il est bien entendu que la menace ou l'exécution du bombardement n'auront aucune influence sur la durée de la résistance qui sera conduite jusqu'à la dernière extrémité. Les personnes qui veulent se soustraire aux effets du dit bombardement sont priées de se retirer dans le plus bref délai dans la direction du Nord ou du Nord-Est.

Anvers le 6 Octobre.

Le Lieutenant-Général Commandant V. de Guise."

Es folgen dann in demselben Anschlag Ratschläge, sich nicht auf der Straße zu zeigen, in gewölbte Keller zu gehen, Wasser zur Bekämpfung entstehender Feuersbrünste bereitzuhalten u. a. m.

Digitized by Google

Trotz jener Erklärung, daß man die Stadt bis zum letzten Äußersten halten werde, erfolgte die Kapitulation nur drei Tage später, und zwar, wie hervorgehoben, durch die Zivilbehörden; das Militär war bereits vorher geflohen. Man könnte daraus folgern, daß die Besatzung Antwerpens überhaupt marklos und der Kampf um die Stadt eine leichte Sache für uns gewesen sei. Dem ist aber doch nicht so. Im Gegenteil, man muß sagen, daß die Verteidigung der Festung lange Zeit mit größter Energie und Aufbietung aller Mittel durchgeführt worden war. Erst die Zertrümmerung des äußeren, für uneinnehmbar gehaltenen Fortgürtels und das Hineinschlagen der Geschosse in die innerste Stadt hat eine panikartige Verzweiflung hervorgerufen.

Nicht ohne Schuld an dieser Panik ist die belgische Literatur während der Kriegszeit gewesen, die geflissentlich die Schrecken des Krieges unablässig in den grellsten Farben gemalt hatte, um die Gemüter zum Kampfeseifer aufzustacheln. Ich sah selbst in Antwerpen in den Wirtschaften, in den Privathäusern, zum Teil unter Glas und Rahmen, große plakatartige Hetzbilder in den schreiendsten Farben, auf denen im krassesten Geschmack der Jahrmarktsmordtaten die Scheußlichkeiten der deutschen Barbaren in Belgien dargestellt waren. In einer der engen Straßen nahe der Kathedrale fanden wir in dem Lager einer Kolportagebuchhandlung ganze Berge solcher Plakate, auf denen nicht nur von Flammenmeeren umwogte Städte und Dörfer in Menge dargestellt waren, sondern deutsche Soldaten, wie sie, mit bestialischem Hohngelächter auf den Gesichtern, Frauen ermordeten und die zur Hilfe dazwischenspringenden weißhaarigen Geistlichen erdrosselten.

Ich ging auch in die Kathedrale hinein. Die Spuren jenes einen durch eine Fensterecke gedrungenen Geschosses waren, bis auf das nicht bedeutende Loch selbst, bereits beseitigt. Die beiden berühmten Rubens rechts und links vom Eingang zum Hochaltar, die Kreuzaufrichtung und die Kreuzabnahme, waren natürlich, wie zu erwarten, bereits vor dem Bombardement abgenommen und in Sicherheit gebracht worden; ebenso andere wertvolle Kunstschätze. Sonst aber war keinerlei Veränderung zu sehen; in dem feierlichen, abendlichen Halbdunkel war Gottesdienst in einer Kapelle, von der ein rembrandtisch magischer Schimmer die dämmerig undeutlichen Gestalten einer kleinen Anzahl kniender Männer und Frauen übergoß. —

Digitized by Google

Das war gestern gewesen. Ich fand am Abend, nach Verabschiedung von den mit ihrem Auto nach Brüssel zurückkehrenden Offizieren, Quartier und meine Kollegen in dem bekannten Hotel Terminus am Zentralbahnhof. Heute morgen bestieg ich zuerst den Turm der Kathedrale, der 117 Meter emporragt und einen gegen 60 Kilometer weiten Gesichtskreis beherrscht. Welch ein Bild! In wunderbarer Schönheit lag die eroberte Stadt mit dem Geflecht ihrer Gassen und dem bunten Gewirr ihrer Dächer wie ein kostbarer flandrischer Teppich zu meinen Füßen; gerade unter mir die Grand' Place mit den Gildenhäusern und dem Rathaus, sie wie Hafen und Fluß erfüllt von dem lebendigen Gewirr und Getriebe unserer sich einrichtenden Truppen. Liliputanisch klein, doch scharf und klar, sah ich überall die Autos durch die Gassen jagen, die Abteilungen der Soldaten hierhin und dorthin ziehen, die Lastwagen fahren. Auf dem Marktplatz lag wie eine dunkle Schlange der schier endlose Zug der belgischen Bittsteller, die auch heute, Queue bildend, zum Rathaus wollten, um sich Pässe zu besorgen oder geforderte Personalangaben zu machen. Auf der blinkenden Schelde lagen die verankerten Pontons der Schiffbrücke; Dampfer setzten weitere Abteilungen der verfolgenden Armee über. In der Ferne schimmerten die Bassins der gewaltigen Hafenanlagen und ein Wald von Masten und Schornsteinen. Fern am südlichen Horizont aber stieg der charakteristische Turm der Kathedrale von Mecheln über den leichten Dunst des Himmelrandes empor! Vor wenigen Tagen erst hatte ich oben auf seiner Zinne gestanden und hatte von dort am Horizont den von der Sonne beglänzten Turm der Kathedrale Antwerpens wie eine kleine Kerzenflamme leuchten sehen, anscheinend für uns noch ein auf lange — möglicherweise für immer — unerreichbares Ziel; heute schon stand ich selbst auf dieser Spitze!

Mit einigen Kameraden suchte ich auch das Palais auf, in dem der König der Belgier vom 20. August bis zum Tage vor der Übergabe seinen Aufenthalt gehabt hatte. Es ist ein kleines, aber in reizendem Rokoko gehaltenes Gebäude in der Straßenzeile an der Place de Meir. Der Zutritt geschah ganz einfach; wir läuteten an der Einfahrt, ein Diener öffnete und geleitete uns auf unsere Bitte wie in Friedenszeit ein Fremdenführer herum. Die unteren Räume sind in dem reichen, schönsten Rokoko der Entstehungszeit des Schlosses, um 1750, gehalten;

Digitized by Google

den oberen, die die königliche Familie, auch die Königin und die hübsche, kleine Prinzessin, bewohnt hatte, hat man, ich weiß nicht wann, ein kaltes Empire unharmonisch aufgetüncht. Von dem Aufenthalt des belgischen Herrschers selbst waren nur wenig Spuren noch zu sehen, alles Persönlichere war aufgeräumt oder mitgenommen. Auf dem Schreibtisch im Arbeitszimmer des Königs, wo noch ein halbgeleertes Glas Milch stand, lagen aber neben dem Tintenfaß noch zwei Zeitungen. Die eine war die Nummer vom 1. Oktober des Antwerpener Blattes „La Métropole“, das sich durch besondere Hetz- und Lügennachrichten ausgezeichnet haben soll. Sehr sinnfällig wird in dieser Nummer, in französischer Sprache, geschildert, wie in der vorhergehenden Nacht der Südwind zum ersten Male den Klang der deutschen Kanonen bis in die Stadt selbst getragen hätte. Die Kanonade hätte gegen 9 Uhr abends begonnen, und viele Antwerpener wären bis 11 Uhr aufgeblieben, um zu lauschen; dann hätte sie nachgelassen. „Am lebhaftesten war das Feuer gegen 10 Uhr. Man konnte leicht die Schüsse unserer Geschütze unterscheiden. Sehr stark, weil näher an der Stadt, wurden sie jedesmal in der Ferne gefolgt von einem schwächeren, dem Platzen der Granate in den Reihen der Deutschen. Die Schüsse des Feindes, schwächer, weil weiter entfernt, waren wiederum gefolgt von dem Platzen ihrer Geschosse, das ein gleich starkes Geräusch hervorbrachte — weil auf uns zugesandt. Wir haben notiert, daß häufig die deutschen Granaten nicht explodierten.“ Noch interessanter aber war es, daß die zweite Zeitung, eingefaltet in die erste, keine andere war als meine eigene; und zwar die erste Morgenausgabe der „Kölnischen Zeitung“ vom 2. Oktober mit dem Aufsatz: „Die Wahrheit über Löwen“, worin mittels einer Kartenskizze gezeigt wird, ein wie kleiner Bruchteil der Stadt tatsächlich nur zerstört worden ist! — Ich nahm das Blatt mit und sandte es als ein Andenken an Geheimrat Dr. Neven DuMont nach Köln.

Brüssel am selben Datum. Nachts.

Eines hat mir in diesen großen Tagen hier den allergrößten Eindruck gemacht. Dies, daß wir mit dem Jubel über den Gewinn der großen Festung Antwerpen und etwa einem „Aufatmen“ oder einem „Ausruhen“ offenbar auch nicht eine Stunde verloren haben. Sofort, am selben Tage kann man sagen, sind die freigewordenen Armeen zu

Digitized by Google

weiteren Taten fortgeschritten. Unmittelbar nach der Kapitulation begannen die gewaltigen Bewegungen der Neuordnungen und weiteren Verschiebungen der um Antwerpen weilenden Truppenmassen.

Überaus großartig war deshalb der Anblick der kommenden und gehenden Marsch- und Fuhrkolonnen auf allen Wegen um Antwerpen und Brüssel. Auch der Speisesaal des Palasthotels in Brüssel, in dem ich heute schon wieder zu Abend aß, bot einen unbeschreiblichen, unvergeßlichen Anblick. Sämtliche Tische waren besetzt von Offizieren aller Waffengattungen und Dienstgrade, die den von Antwerpen kommenden, dorthin gehenden oder sonst die Hauptstadt durchziehenden deutschen Truppen angehörten. Welch eine Fülle von prachtvollen, jungen Gestalten, von kühnen und klugen Gesichtern, die Waffenröcke in großer Zahl mit dem Eisernen Kreuz geschmückt! Welch eine wunderbare Stimmung bei allen, stolz und gehalten zugleich, niemand laut, aber alle glühend in der Freude des Erreichten, und doch alle, alle noch viel mehr weiterdenkend an die nächste Pflicht und die nächste Lust des Kampfes und Erfolges! Ich saß eine Zeitlang bei einem jungen Fliegeroffizier, der das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse trug. Er hatte bereits die Stellungen einiger sechzig (!) feindlicher Batterien im Feuer ausgekundschaftet, so daß man sie größtenteils zum Schweigen hatte bringen können. Gegen 9 Uhr verabschiedete er sich, er wolle in der Nacht — über Ostende fliegen! Außer den Offizieren sah ich zahlreiche Journalisten, hohe deutsche Staatsbeamte, wie Delbrück, Lewald, Wahnschaffe und fremde Militärattachés. In der Menge verstreut auch einige reizende, blutjunge Offiziersfrauen, die aus Deutschland gekommen waren, und die nun leuchtenden Auges und mit geröteten Wangen den Erzählungen ihrer Männer und deren Kameraden lauschten. In allen Herzen, das fühlte ich, lebte die Größe der gegenwärtigen Stunden; über dem Ganzen wehte es wie Flügelrauschen der Weltgeschichte.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Zur Armee von Kluck.

Während an allen übrigen Stellen des westlichen Kriegsschauplatzes der Vormarsch bereits zum Stehen gekommen war, dauerte er, wie wir gesehen haben, auf dem nördlichen Flügel unseres Heeres noch fort. Auch nach der Einnahme von Antwerpen noch. Am 13. Oktober wird in Frankreich die Festung Lille besetzt. Am gleichen Tag erreichen die Truppen, die den aus Antwerpen geflüchteten Feind verfolgen, Gent, des belgischen Königreichs drittgrößte Stadt. Bereits zwei Tage später, am 15. Oktober, sind Brügge und Ostende unser, und das Meer, das Gegengestade von England, ist erreicht! Die große Flutwelle war drauf und dran, den belgischen König und den Rest seines Heeres von dem winzigen Rest seines Landes hinwegzuspülen, als die von den Belgiern ins Werk gesetzte Überschwemmung des Landes uns zwang, bis hinter die Yser zurückzugehen. Allerdings bildete fortan die Wasserfläche auch für den Gegner ebenso eine unüberschreitbare Schwelle; aber auch hier kam nun die große deutsche Vorwärtsbewegung vorläufig zum Stillstand. Seit Anfang November war überall die zweite Periode des Krieges, der Stellungskampf, zur vollen Entwicklung gekommen. Auf der ungeheuren Strecke von 600 Kilometer Länge, von der Nordsee bis zur Schweiz, liegen sich seitdem die beiden Befestigungslinien der feindlichen Heere gegenüber, ohne sich in irgendwie größerem Maße verschieben zu können.

Zu den erwähnten Gründen für die Herausbildung dieser höchst merkwürdigen modernsten Form des Krieges, die doch wieder so eigentümlich an uralte, an die Anlage der Hadrians- und Antoninuswälle und des Limes

Digitized by Google

der Römer oder an die Chinesische Mauer erinnert, kommt noch ein anderer, der zunächst sonderbar klingt, aber nichtsdestoweniger richtig ist. Es ist der gegenwärtige Stand der Technik der Menschheit, die heute anscheinend den Kämpfern stärkere Verteidigungs- als Angriffsmittel zur Verfügung stellt. Durch den Stellungskampf tritt an die Stelle der großen Einzelfestungen, die durch die Riesengeschütze ihren Wert augenblicklich so sehr verloren haben, die Feldbefestigung aus Schützengräben mit Unterständen, Stacheldrahthinderkissen, Sappen, Minen, Maschinengewehren usw., die das gesamte Kampfgebiet gewissermaßen zu einer einzigen Festung macht. Für den Infanterieangriff allein machen der Stacheldraht, der neuerdings in so abenteuerlichen Massen erzeugt wird, und das moderne Maschinengewehr, das das Gelände davor bestreicht, die Stellung so gut wie uneinnehmbar. Aber auch das einzelne Riesengeschütz erscheint der Schützengrabenbefestigung gegenüber machtlos. Gewiß, ein Schuß der „Berta" oder eines englischen 38-cm-Schiffsgeschützes kann wohl einen Schützengraben an einer Stelle zerschießen; allein der Erfolg steht zu dem Aufwand in gar keinem Verhältnis. Dem Schützengraben schadet das eine Loch nicht viel; man bedürfte also einer ungeheuren Menge schwerer Geschütze nebeneinander, um hier eine nennenswerte Wirkung zu erzielen. Aber selbst dann ist noch nichts Entscheidendes gewonnen, denn mit Leichtigkeit ist hinter der ersten Schützengrabenlinie eine zweite und dritte hergestellt, die ganz die gleichen Dienste leistet.

Aber selbst der aufgezählten Schwierigkeiten würden wir doch vielleicht noch Herr geworden sein, wenn es nicht schließlich gar zu viele Aufgaben gewesen wären, die unser Heer zu bewältigen hatte. Wir hatten es ja nicht mit Frankreich, Belgien und England allein zu tun, sondern Rußland mit seinen ungeheuerlichen Menschenmassen und seiner, wie wir jetzt wissen, bereits viele Monate lang vorbereiteten Kriegsrüstung kam noch hinzu. Wie es scheint, sogar damals schon auch Italien, das allem Anschein nach in höchst unanständiger Handhabung der Neutralität bei dem noch in aller Form bestehenden Dreibundverhältnis den Franzosen den Wink gegeben hat, sie könnten ruhig ihre Truppen von der italienischen Grenze wegziehen und damit ihre Reihen gegen Deutschland verstärken. Vor allem aber zwang uns der

Digitized by Google

Einmarsch der Russen an den Ostgrenzen, was von Truppen irgend verfügbar war, aus dem Westen abzuziehen und dorthin zu werfen, so daß an der Westfront zur selben Zeit, wo der Gegner durch Entwicklung seiner Verteidigungsstellung, durch die englischen Truppentransporte und durch die amerikanischen Munitionslieferungen erstarkte, wir unsere Stoßkraft selbst vermindern mußten. Unsere Offensive gegen Westen verwandelte sich in eine Defensive. Und nun wurde für uns selbst der Schützengrabenwall, den wir ebenso wie der Gegner anlegten, vor allem ein gewaltiges Verteidigungswerk, das uns erhielt, was wir mit unserm glänzenden Ansturm dem Feinde abgenommen hatten, unser Vaterland vor diesem selbst schützte und unsern Heeren auf den andern Kriegsschauplätzen den Rücken deckte.

Nachdem ich unter der fast völligen Lahmlegung der Berichterstattung lange schwer gelitten, traten gegen Anfang des Dezembers endlich erfreulichere Bedingungen für meine Tätigkeit ein. Die Verhältnisse des Stellungskriegs hatten sich inzwischen vollständig entwickelt. Die Vorstellung, daß er nur ein vorübergehender Zustand sein werde, eine kurze Parenthese innerhalb des Kriegs, hatte der Überzeugung Platz gemacht, daß dieser Zustand doch länger dauern und in der Geschichte des Feldzugs ein sehr wesentlicher Abschnitt werden könnte. Ebenso waren auch die tatsächlichen Schwierigkeiten, die während der großen Umordnung der Truppenteile nach der Marneschlacht für die Berichterstattertätigkeit entstanden, mit der Festigung der neuen Verhältnisse geringer geworden. Es gelang im Gegenteil jetzt für uns eine wesentlich größere Bewegungsfreiheit zu erwirken, als wir zuvor hatten. Die Form der Gesamtheitsreisen unter Führung unseres Majors v. R., wie sie bisher die Regel waren, konnte aufgegeben werden. Es wurde von der Heeresleitung gestattet, daß wir in kleineren Gruppen zu zweien und dreien, gelegentlich auch allein und ohne besondere Begleitung, die einzelnen Armeen, die die Front zusammensetzten, aufsuchten, bei ihnen eine Reihe von Tagen verweilten und dann zum Großen Hauptquartier zurückkehrten, um unsere dort gesammelten Eindrücke auszuarbeiten.

Der erste meiner Ausflüge unter den neuen Verhältnissen ging zur Armee von Kluck.

Der im Beginn des Feldzugs der Führung des Generalobersten

Alexander von Kluck anvertraute Heeresteil hatte in der bisherigen Geschichte des westlichen Feldzugs eine besondere Rolle gespielt. Bei dem großartigen Vormarsch unserer Armeen durch Belgien nach Nordfrankreich, der uns so strahlende Siege brachte und neben diesen Kämpfen und Siegen Marschleistungen zeitigte, wie sie zum Teil in der Kriegsgeschichte mit geordnet und kampffähig bleibenden Truppen überhaupt noch nicht vorgekommen sind, bildete diese Armee den äußersten rechten Flügel unseres Gesamtheeres. Die Marschleistungen waren deshalb naturgemäß bei ihr die allergrößten. Wer Schlittschuhläufer ist, kennt das Gebilde der „Schlange", jene über das Eis daherstürmende Kette, deren einer Flügelmann, sich einstemmend, plötzlich stehenbleibt, während die andern im Bogen um ihn herumschwenken. Am andern Ende der Kette entsteht dadurch ein so starker Zug und eine so schnelle Bewegung, daß nur die gewandtesten und raschesten Läufer mitkommen können. Das ist ein Abbild des Vormarsches der nördlichsten Teile unserer Front. Den Drehpunkt bildete die Armee in Lothringen, den äußersten Flügel der Schlange die Armee von Kluck. Ich sprach weiter oben (S. 132) bereits einmal von dem bewunderungswürdigen Vorwärtsstürmen der Truppen unter General von Beseler durch Nordbelgien bis zu seiner Abzweigung zur Belagerung von Antwerpen. Ihre Marschleistungen bildeten damals einen Teil der Gesamtbewegung des rechten Heeresflügels. So erstaunlich diese aber waren, sie wurden, dem Bild von der „Schlange" entsprechend, noch weit übertroffen von den später erreichten. Was diese Armee bei diesem Vormarsch an Taten geleistet hat, bis sie, wenige Wochen nach dem Ausbruch des Krieges, bereits vor Paris anlangte, wird, wie so vieles Bedeutende in diesem alle früheren Maßstäbe übertreffenden Kriege, erst eine spätere Geschichtschreibung richtig darstellen können.

Wie groß gerade beim Gegner der Eindruck dieser Erlebnisse gewesen ist, konnte man schon damals aus der Tatsache abnehmen, daß bei den Franzosen und Engländern, und damit im Auslande überhaupt, der General von Kluck als der übergeordnete Leiter der gesamten in Belgien und Nordfrankreich operierenden Heeresteile und als der leitende Geist ihrer Taten galt. Er war unzweifelhaft im Ausland sehr viel bekannter und populärer als bei uns selbst, wo, auf dem westlichen Kriegsschauplatz wenigstens, infolge der von der obersten Heeresleitung ge-

Digitized by Google

übten und auch uns vorgeschriebenen möglichst unpersönlichen Bericht-erstattung die Namen und Persönlichkeitsbilder einzelner Männer bisher dem Volke noch außerordentlich wenig zum Bewußtsein gekommen waren und, im Gegensatz zum Osten, bis heute sind. Und das Interessanteste und für die Bedeutung des Mannes Schwerwiegendste ist, daß diese Popularität und Bewunderung im Auslande durch die Rückwärts-bewegung, die der Nordteil unserer Front nach den Kämpfen an der Marne antrat, nicht geringer, sondern nur noch größer geworden war; so sehr wurde von den militärischen Kritikern Frankreichs und Englands die glänzende Durchführung dieses Rückzuges anerkannt.

Nach jener Rückwärtsbewegung und der Festlegung unserer Stellung in Nordfrankreich bildete die Armee von Kluck nicht mehr den äußersten rechten Flügel unserer Front. Sie war seit Mitte September im wesentlichen in der gleichen Gegend, an der Aisnelinie, stehengeblieben, die sie damals eingenommen, bildete aber als solche noch immer den am meisten gegen Paris vorgeschobenen Teil unserer Stellung und focht seit Monaten die äußerst zähen und hartnäckigen Positionskämpfe jener Gegenden der Departements Aisne und Oise durch. Wenn ein Teil des deutschen Westheeres die beiden großen so grundverschiedenen Phasen, die seine Kriegführung bisher erlebt hat, den stürmischen, adlergleichen Stoßflug der ersten Wochen und den grimmigen, stehenden Maulwurfs-kampf der Folgezeit, in seinen Taten und Schicksalen typisch zum Aus-druck brachte, so war es die Armee von Kluck.

Meine Begleiter auf der Fahrt zu dieser Armee waren der Haupt-mann a. D. Pietsch, derselbe dem Leser bereits bekannte Kamerad, mit dem ich schon verschiedene ereignisreiche Sonderausflüge machen konnte, und Herr Katsch, der Berichterstatter der Scherlschen Blätter. Führer unseres Kraftwagens war Herr S.... vom Kaiserlichen Freiwilligen Auto-mobilkorps. Der letztere und ich hatten in einer vergnügten Stunde einmal zufällig entdeckt, daß die Mütter uns am gleichen Tage des vorigen Jahrhunderts der Welt geschenkt hatten. Nur in der Stunde behauptete er hartnäckig einen Vorsprung gehabt zu haben. Wir paßten alle vier vortrefflich zusammen, und es ist unzweifelhaft, daß in dem har-monischen Verhältnis zwischen uns während dieser ganzen Reise und in der Übereinstimmung der Anschauungen und Lebensformen ein nicht un-

Digitized by Google

bedeutender Grund ihres glücklichen Verlaufes gelegen hat. Ich will ihre Eindrücke nacheinander schildern, wie ich sie hatte.

Die Fahrt nach F........, dem Sitz des A. O. K., d. h. des Armeeoberkommandos der Armee von Kluck, traten wir an in der Frühe des 4. Dezembers. Sie war anfangs sehr neblig, kalt und in den flachen, menschenleeren Gegenden, die wir durchmaßen, eintönig. Gegen Mittag kamen wir nach Laon, dem Hauptort des Departements Aisne, wo wir Mittagsrast machten. Laon ist einer der zahllosen Orte des nördlichen Frankreichs, die von einer Gloriole alter geschichtlicher Erinnerungen umwoben sind. Man wandert hier eigentlich immerfort auf solchen Stätten und empfindet es oft mit Bedauern, daß die mächtige Geschichte, die wir jetzt selbst hier machen, und die der blutgetränkten Historie Nordfrankreichs einige der blutigsten Blätter hinzufügt, es nur wenig gestattet, sich tiefer in diese Erinnerungen zu versenken. Laon aber fordert doch gebieterisch dazu heraus, wenigstens einen Augenblick dabei zu verweilen; denn sein äußerer Anblick ist in einer ganz ungewöhnlichen Weise ein Ausdruck seiner historischen Rolle.

Schon lange voraus erschien bei unserer Fahrt am westlichen Horizont die merkwürdige Bodenerhebung, auf dem es liegt. Ein weit nach Norden in die Ebene der Serre versprengter Vorposten weiter im Süden sich erhebender Höhen. Als blasse Silhouette, eine eckige Unterbrechung des Horizonts, erhob sich das isolierte Plateau in dem kalten, farblosen Winterdunst der Ferne, mit anscheinend senkrechten Wänden, oben ganz ebenflächig; etwa so über der Ebene, wie die Insel Helgoland über den Wassern der Nordsee. In jedem Fall kennzeichnete es sich auf den ersten Blick als ein Gebilde, das zur Beherrschung der Gegend weithin der naturgegebene Machtsitz und in Gefahr der Zufluchtsort ist. Seit wann die Bewohner dieses Landes es dazu benutzt haben, wissen wir nicht. Schon zur Zeit der gallischen Römerherrschaft stand hier eine Stadt, Lugdunum Remorum. Der im gallischen Bereich häufige Name Lugdunum, der anderswo zu Lyon oder zu Leyden geworden ist, lebt hier als Laon fort. Die Stadt war schon damals einer der Ausstrahlungspunkte, von denen höhere Gesittung in die umgebenden Barbarenlande ausging, und sie wahrte sich diese Rolle auch in den nächsten Jahrhunderten, da sie schon früh, im 3. Jahrhundert,

Digitized by Google

ein Sitz des Christentums geworden war. Der Franke Chlodwig errichtete hier 491 das Bistum, das Laon den für seine weitere Geschichte bestimmenden Stempel aufdrückte. In den Grenz- und Kampfgegenden der drei gegeneinander wütenden Bruderreiche der Merowinger: Austrasien, Neustrien und Burgund, gelegen, ist es auch mannigfach in die Fehden und Greuel dieser düsteren Zeit verwickelt gewesen. Wir hören, daß die westgotische Königstochter und Gattin des austrasischen Frankenkönigs Brunhild, die Rivalin der Neustrierin Fredegunde, in den von Blut und Glut umleuchteten Wirren ihres Lebens in Laon zeitweilig ihren Sitz gehabt hat. Die historische Glanzzeit Laons kam aber im 10. Jahrhundert, wo es die Hauptstadt der französischen Karolinger wurde. Freilich war die Epoche dieses kümmerlichen, mit allen Zeichen der Entartung zugrunde gehenden Geschlechts an sich eine Zeit an Ehren und Siegen arm; ich weiß nicht, wie oft die letzten Karolinger in den endlosen Raufereien mit den mächtigen Feudalherren des Landes ihre Hauptstadt verloren und wiedergewinnen mußten; allein, sie ist doch einmal ein Jahrhundert hindurch die Residenz des Königreichs gewesen, aus dem das heutige Frankreich geworden ist.

In den Jahrhunderten nach dem Erlöschen der Karolinger hat Laon nur noch als Bischofssitz Bedeutung, und die nach wie vor wirrenreiche Geschichte der Stadt erschöpft sich in Kämpfen zwischen dem Bischof und den Feudalherren der Umgegend und zwischen dem Bischof und der Stadtgemeinde. Man könnte der Meinung sein, daß die Schicksale dieses kleinen Kirchenzentrums ohne jedes allgemeinere Interesse wären, wenn nicht in der mittelalterlichen Kathedrale Laons uns noch heute ein Zeugnis dafür entgegenträte, welch eine gewaltige Kraft, welch eine Geisteskultur, welch ein Ansehen hier in diesem Bistum verkörpert gewesen sein muß.

Fernwirkend, wie ich keine zweite kenne, liegt sie auf der Höhe. Schon ganz von weitem, wo noch keine Einzelheit für das Auge sonst den rechteckigen Schattenriß des Inselplateaus gliedert, ragt über ihm ein rätselhaftes Etwas empor, hoch und steil wie der Mast eines Schiffes. Kommt man näher heran, so wird es immer eindrucksvoller; man weiß nicht, was man daraus machen soll, es löst sich in mehrere ungleiche Zacken und Spitzen. Zeitweise, wenn man Vergleichs-

maße noch nicht hat, sieht es aus wie eine Gruppe riesiger italienischer Pappeln. Zuletzt erkennt man einen Kirchenbau von einer wahrhaft Doréschen Phantastik, der sich in fast abenteuerlicher Größe über den Dächern der Stadt in die Lüfte reckt. Königlich beherrschend schaut er hinaus in die Lande.

Zum Teil ist das allerdings eine Scheinwirkung, dadurch erzeugt, daß das Bauwerk auf dem höchsten Punkt des Plateaus liegt und die Häuser der übrigen darauf stehenden Stadt so niedrig, gleichförmig und aneinandergedrückt sind, daß sie sich erst in großer Nähe für das Auge vom Felsen abheben; in Wirklichkeit wird die Kathedrale von Laon an Abmessungen von zahlreichen mittelalterlichen Domen weit übertroffen. Um so mehr aber spricht diese, sicherlich gewollte, Fernwirkung für die Genialität ihrer Erbauer. In der Nähe verliert sich der Eindruck einer ungeheueren Masse mehr und mehr, und wenn man ganz heran ist an den Fuß des Felsens, verkriecht sie sich vollständig hinter den Häusern, und man sieht sie erst recht wieder, wenn man die Höhe auf langem Serpentinenpfade erreicht hat und unmittelbar auf dem Platz vor ihr steht. Dann aber fesselt und bezwingt sie doch von neuem durch die Kühnheit und den Reichtum, mit dem ihre Front und ihre Türme emporsteigen, in ganz ausgefallenen Formen — sie stammt aus den Übergangszeiten des Romanismus zur Gotik und scheint doch stellenweise schon üppige Renaissance-Ideen vorwegzunehmen — mit Rund- und Spitzbogen, vorspringenden Balkonen, offenen festlich heiteren Arkaden und einer Fülle von allerlei realistischem Tierschmuck. Von einer der höchsten Galerien der beiden Haupttürme schauen z. B. große Rinder — wohl damals also schon ein Reichtum der Gegend — nach allen vier Winden ins Land hinab. Da Laon von uns ohne Kampf genommen wurde, so ist das Bauwerk unversehrt. Das Innere, ein gotisches Schiff mit romanischen Pfeilern und Galerien, ist von bedeutender Wirkung, wenngleich es zurzeit farblos, nur weiß getüncht, bei hellem Tageslicht etwas fahl und kalt erschien.

Ganz anders in der abendlichen Beleuchtung, in der ich es zwei Tage später, am 6. Dezember, wiedersah. Da gab der in Laon liegende deutsche Truppenteil, wie allsonntäglich, ein Kirchenkonzert darin, zu dem ich von F........ herüberkam. Das ganze Schiff war angefüllt mit

Digitized by Google

unsern Kriegern, bis auf den Hochaltar hinaus. Ein unsicheres, spärliches Licht ergoß sich über die in tiefer Andacht fast bewegungslos schweigende Menge, die in schweren, zusammengedrängten Massen sichtbar wurde, und verlor sich darüber in der riesigen Höhe der Gewölbe in mystischem Dunkel. Nur der Orgelchor, dem Hochaltar, wo ich saß, gegenüber, erglänzte in hellerer Beleuchtung, und von dort schwebten, wie aus einem seligen Lichtreich, Klänge hernieder, die zu den edelsten menschlicher Kunst gehörten. Bach und Händel, Schubert und Reger. Teils Orgel allein, von den Händen eines Meisters gespielt, teils begleitet von weichem Celloton oder von einer Frauenstimme mächtigen Umfangs und tiefer, leidenschaftlicher Altfärbung. Das Konzert gipfelte, nach dem Karfreitagszauber aus dem „Parsifal", in den mächtigen Rhythmen des Niederländischen Dankgebets, von Posaunen begleitet und mitgesungen von allen im weiten Raum. Es war eine Weihestunde hier im fremden Lande, im Kriege, von erschütternder Gewalt.

So verfahren wir mit den Kathedralen der Franzosen, wenn sie es nicht selbst anders haben wollen!

Die Musizierenden waren ausnahmslos Angehörige des deutschen Heeres gewesen. Ich hatte nach dem Konzert noch eine unvergeßliche Stunde mit ihnen an hellflackerndem französischen Kamin. Der Orgelspieler war Dr. Fritz Stein, Professor für Musikgeschichte an der Universität Jena und Nachfolger Max Regers als Herzoglich Meiningischer Hofkapellmeister. Hier trug er die einfachste Uniform des freiwilligen Krankenpflegers. Der treffliche Cellist war Oberstleutnant Brauns aus Karlsruhe und die Sängerin die schöne Rote-Kreuz-Schwester Frau von Beerfelde, daheim als Sängerin bekannter unter dem Namen Marga Spoor.

Doch zurück zu unserer Fahrt nach F........ Nachdem wir in einem der Hotels von Laon wirklich ungewöhnlich schlecht, unsauber und teuer zu Mittag gegessen hatten, fuhren wir weiter und erreichten nicht lange vor Dunkelheit den Ort des Armeeoberkommandos. Hier wurden wir in liebenswürdigster Weise empfangen von Major H........, dem Nachrichtenoffizier des A. O. K. von Kluck.

Als Wohnung des Oberkommandierenden und der höheren Mitglieder seines Stabes diente das Schloß selbst, eines der vielen anmutig

Digitized by Google

in einem weitläufigen Park gelegenen französischen Schlösser, an denen das Gebiet des Kriegsschauplatzes so reich ist.

Major H........ führte uns zunächst zu den für uns bereiteten Quartieren in einem romantischen Jagdhäuschen mit zahlreichen Gastzimmern, deren jedes nach französischer Art aus einem Schlafgemach und einem besonderen Toiletteraum bestand. Ordonnanzen hatten die Kamine geheizt, die behagliche Wärme verbreiteten. Die Mahlzeiten sollten wir im Schlosse einnehmen. Er fragte uns, was wir bei der Armee zu sehen wünschten, und entwarf zugleich in großen Zügen, was er sich selbst als Programm unseres Besuchs gedacht hatte. Hierauf machten wir unter seiner Führung unsere Besuche beim Chef des Stabes und bei dem Oberquartiermeister, Oberst von B....... Dann suchten wir noch das Kasino der Offiziere der zweiten Staffel des A. O. K. auf und fanden uns zuletzt am Abend um 8 Uhr im Schloß ein.

Von der mit Hirschgeweihen tapezierten Eingangshalle des Schlosses aus, in der neben einer Stabswache auch noch ein Polizeibeamter in Zivil die Eintretenden prüfte, wurden wir sogleich zum Oberkommandierenden gebeten, der uns in einem geräumigen Ecksalon empfing.

Es ist immer ein innerer Abschnitt, wenn an die Stelle des Vorstellungsschattens das wirkliche Bild eines bedeutenden Menschen tritt, und man hat jedesmal eine leise Sorge, ob es nicht enttäuschen oder Unerfreuliches hinzufügen wird. Ich kann aber nur sagen, daß hier weder das eine noch das andere der Fall war. Im Gegenteil, wir waren alle gleichmäßig entzückt von der männlich freien, offenen, heiteren, außerordentlich liebenswürdigen Art, mit der Kluck uns entgegentrat. Ich finde immer wieder, daß die Auslese unserer Armee nach obenhin ein ausgezeichnet arbeitender Mechanismus sein muß, denn, soweit ich sie kennen gelernt habe, sind es doch immer nur wirkliche Persönlichkeiten, die bis in die oberen Stellungen gelangen, je höher, um so sichtlicher; immer Männer nicht nur von beherrschender Kenntnis ihres Fachs — das kann ich nicht beurteilen, ich setze es voraus —, sondern auch als Menschen von überragender Art.

In freundlich erleuchtetem und mit alten Gemälden geschmücktem Speisesaal nahmen wir dann mit ihm und den anwesenden Mitgliedern seines Stabes, außer den bereits genannten, den Chefs des Generalstabs des A. O. K., des Pionierwesens, der Artillerie usw., das Abendessen



Am Steen in Antwerpen nach der Einnahme der Stadt.



Am Steen in Antwerpen.
Rechts der Militärlastzug, den die Belgier nicht mehr fortschaffen konnten;
davor verstreutes Kriegsmaterial.
(Vgl. Seite 144.)

Digitized by Google



Belgische Verteidigungsanlage in Antwerpen: Verhaue aus Eisenbahnschienen quer durch die Lagerräume des Hafens.



Phot.: Pietsch.

„Villa Kolbe“ an der Aisne.
Beispiel der Verwendung der Höhlen zur Unterkunft.

Digitized by Google

ein, das von einem außerordentlich anregenden herüber- und hinüberfliegenden Gespräch belebt war, über dies und jenes, auch nichtmilitärische Dinge. Meist hielt es sich jedoch innerhalb des Bereichs der Erlebnisse der Armee in den vergangenen Monaten. Exzellenz von Kluck erzählte sehr viel und lebhaft selbst, so daß wir hier in der lebensvollsten Form sogleich Einblicke in die bewunderungswürdige Geschichte, die ich eingangs andeutete, erhielten. Und es war ein unvergeßlicher Eindruck, alle diese gut erzogenen, verbindlichen Männer mit den gescheiten, durchgebildeten Köpfen hier so heiter und behaglich miteinander und ihrem Chef plaudern zu hören, die so Stürmisches, Berauschendes, Grausiges und Erhebendes und immer der höchsten Spannung Volles miteinander erlebt hatten und damit innerlich zu einer ungewöhnlichen Gemeinschaft zusammengewachsen waren.

Die amerikanische Zeitung „Evening Sun", ein Blatt von im allgemeinen keineswegs deutschfreundlicher Haltung, hatte in jenen Wochen, als Kluck nach der Marneschlacht die Aufgabe löste, die Umfassung unseres rechten Flügels, den mit der größten Energie verfolgten Plan Joffres, zu hindern, das nachfolgende lustige Gedicht veröffentlicht, in dem die Bewunderung des Auslandes sehr drastisch zum Ausdruck kam.

von Kluck.

It was three weeks ago to-day,
That first we heard the allies say:
"To-morrow morning you'll have learned
How von Kluck's right flank has been turned."
Somehow the turning movement stuck,
He did'nt budge, did Herr von Kluck.

A few days later word from Paris
Announced that two new corps would harass
Von Kluck's right wing, and rank by rank
Manoeuvre round and turn his flank,
But these new corps had rotten luck,
It's no dead clinch to turn von Kluck.

A week went by when we were glad
To get a cable from Petrograd,
It said von Kluck's communication
Was threatened with annihilation.
But he stood pat and passed the buck,
He's got some flank, has Herr von Kluck!

Digitized by Google

And all last week our headiness whirled
With the various ways von Kluck was "hurled"
Von Kluck's right flank was being pounded,
Von Kluck's whole army 'd been surrounded,
The hour for turning that flank had struck!
But the flank's still there, and so's von Kluck.

So take your Kaisers and Princes and Grafs,
Your Iron Crosses and General Staffs,
Your General Joffres and Sir John Frenches,
With all their men in the shelter trenches,
I'll take for mine that game old buck
Who won't be turned — ja, Herr von Kluck!

Das Poem fand in der „Kölnischen Zeitung" von einem Ungenannten eine sehr hübsche, flotte und witzige deutsche Übertragung, die ich hier hersetzen möchte:

Des Herrn von Kluck rechter Flügel.

So knapp drei Wochen ist es her,
Da kam von London uns die Mär:
„Paßt auf, schon morgen sollt ihr sehn,
Wie wir dem Kluck den Flügel drehn."
Doch nichts von dem — zu keinem Ruck
Bequemte sich mein Herr von Kluck.

Dann meldet aus Paris der Draht:
„Zwei neue Korps stehn schon parat,
Die rücken vor und schneiden — schwapp!
Dem Kluck den rechten Flügel ab."
Doch wieder fehlt's an Witz und Muck;
So einfach greift man nicht den Kluck.

Die Woche drauf, da kündet stramm
Aus Petersburg ein Kabelgramm:
„Der Kluck ist aller Hilfe bloß,
Ist abgeschnitten hoffnungslos."
Doch sieh, wer steht da blank und schmuck
Mit beiden Flügeln noch? — Der Kluck!

So geht es weiter toll und wild
In Zeitung, Extrablatt und Bild:
„Klucks rechter Flügel ist zerknackt,
Klucks ganzes Heer ringsum gepackt,
Kluck selbst kaput, marod, kaduk!"
Wer lacht da? — Sakerment, der Kluck!

Der stimmt für Kaiser, Hauptquartier,
Für Eisenkreuz und Reichspanier,
Und der für Joffre, Sir John French,
Im Schützengraben Mensch für Mensch —
Ich weihe dem den tiefsten Schluck,
Den keiner fängt — dem Herrn von Kluck!

Kluck lachte herzlich, als ich auf dies Gedicht zu sprechen kam, und ließ mir durch die Ordonnanz noch eine andere gegnerische Publikation holen, eine aus einer französischen Zeitung herausgeschnittene Karikatur. Sie stellte eine große Vogelscheuche dar, die den, augenscheinlich nach einem guten Bild gezeichneten, mit der Pickelhaube bedeckten Kopf von Klucks trug, statt der Arme und Beine Stöcke und Stroh. Darunter stand gedruckt die Unterschrift „L'Espoir des Boches." Auf den Rand daneben hatte eine unausgebildete Frauenhand mit indigofarbener Tinte die Worte, in getreu wiedergegebener Orthographie, geschrieben: „en voila un qui y a les deux baar (wohl bras) coupet je panse que tu lui coupera la tête comme je te connet ton amie Randi." — Sieht man nicht bei diesen Zeilen den Apachen und sein Mädel zum Greifen vor sich?

Auf der Rückseite des Blattes stand der Torso eines großen Aufsatzes über Kluck, der nicht humoristisch, sondern im Gegenteil voller Zorn und sich überschlagenden Hasses geschrieben war, aber um so deutlicher den Schrecken und die geheime Bewunderung vor diesem deutschen Heerführer bei dem Gegner zum Ausdruck brachte. Auch dieser Aufsatz sah in Kluck nicht nur den Kommandeur einer Armee, sondern den Gesamtführer der ganzen gegen Paris und die Marnelinie vorgegangenen Truppen, den eigentlichen Leiter des deutschen Ansturms über Belgien nach Nordfrankreich. Er galt ihm als eine Art barbarischer Wüterich, aber doch als ein erstaunlicher General. „Geben wir doch zu," heißt es, „daß von Kluck, leider, ein furchtbarer Soldat ist. Er rechtfertigt vollkommen das Vertrauen, das sein Kaiser in ihn gesetzt hat . . . Die Liebhaber von Wildheit (sauvagerie) werden später staunen, wenn sie erfahren, wie er gegen Paris den Hereinbruch der Armeekorps leitete, die unter seinen Befehl gestellt waren." Und nicht minder sprach eine geheime Bewunderung aus den grotesken Worten, mit denen von von Klucks Rückzug und seinen Kämpfen gegen die Umzingelung geredet wird. „Seht euch

Digitized by Google

von Kluck an, wie er von der Marne bis zur Nordsee stürzt wie ein gehetztes Raubtier. Er strebt nunmehr, weniger zu siegen, als zu entrinnen. Seine Verzweiflung ist außerordentlich; er ist unerschöpflich in wütenden Sprüngen, in großartigen Angriffen (il abonde en sursauts furieux, en attaques magnifiques). Aber das ist nur noch Verzweiflung, und am Ende steht der Selbstmord . . .“ Hier brach der Text mit dem Blatte ab.

Der Selbstmordkandidat saß, als er mir das gab, heiter lächelnd am Tisch und bot mir eine Zigarette an. Die kräftige, elastische Gestalt, körperlich viel mehr die Frische eines Fünfzigers als eines Sechzigers vermuten lassend, der prächtige Kopf mit der breiten Stirn und den hellen scharfen Augen, der charaktervolle Mund mit der ausgeprägten Unterlippe, die ganze rasche, freie, lebensprühende Art, stellten ganz etwas anderes dar als einen Verzweifelten — wie auch seine überaus gewinnende humorvolle Liebenswürdigkeit alles andere als einen Wilden —, vielmehr einen Mann auf der vollen Höhe seiner Kraft und seiner Zuversicht. Ich aber fand es doch außerordentlich schade, daß solch ein Typus unserer gegenwärtigen Heerführer im Auslande, bei fernstehenden Neutralen auf der andern Seite des Globus, ja bei den Gegnern selbst, geschätzt, ja bewundert wurde, daß er ihnen eine lebendige, deutlich umrissene Persönlichkeit ist; ob ganz richtig oder nicht, kommt hier erst in zweiter Linie: bei uns in Deutschland selbst aber fast nichts von alledem, kaum mehr als ein Name! Und doch brauchen gerade wir, die wir so schwer um unsere Existenz zu kämpfen haben gegen den größern Teil des Erdkreises, Helden, an denen sich die Begeisterung unseres Volkes immer neu entzünden kann! Infolge des spartanischen Lakonismus der amtlichen Berichterstattung über die Armeen auf dem westlichen Kriegsschauplatz sind diese im Anschauungsbilde unseres Volkes gewissermaßen eine einzige große unpersönliche Massensache geworden, aus der trotz einer so erstaunlichen Fülle von Heroismus, der von den einzelnen geleistet wird, doch bisher uns keinerlei volkstümliche „Helden“ erwachsen sind.

Ich werde dauernd den Morgen als etwas ganz Besonderes in Erinnerung behalten, wo uns Herr von Kluck, als wir am Ende unseres Aufenthalts in seinem A. O. K. uns von ihm verabschieden wollten, noch einmal in sein Zimmer bat und hier wohl noch eine

Digitized by Google

Stunde lang mit uns über die verschiedensten politischen und militärischen Dinge sprach. Unter anderm las er uns einen damals gerade erschienenen satirischen Aufsatz von Bernard Shaw über den Pharisäismus der Engländer zum großen Teil vor, mit dem Behagen des geistigen Feinschmeckers und eigenen Ergänzungen. Dann kam er auf einen Aufsatz des „Journal des Débats" über die Ereignisse vor Paris vom 4. bis 10. September, die zu der großen Rückbewegung zur Aisne führten, zu sprechen, den er ausgezeichnet fand. Er selbst habe dadurch erst ein volles Bild der Vorgänge gewonnen und daraus erst eigentlich ersehen, daß die Gegner seine damaligen Operationen noch höher bewerteten, als er selbst es getan. Der betreffende Aufsatz schildert von der französischen Seite her, wie Kluck nach seinem Vordringen bis Senlis (40 Kilometer, die Streifpatrouillen sogar bis Dammartin, 30 Kilometer vor Paris) den Rückzug nach dem Ourcqfluß und Château-Thierry beginnen muß, nicht wegen eigener Schwäche, sondern wegen des französischen Vordringens östlich von ihm an der Marne. Im Gegenteil, es geht aus den Darstellungen deutlich hervor, daß er bei dem Angriff auf ihn selbst im Vorteil bleibt. Joffre, so heißt es in dem Aufsatz, habe dem gegen Kluck fechtenden General Mannoury befohlen, seine begonnenen Unternehmungen fortzusetzen, da die Fünfte französische Armee an der Marne einen großen Erfolg errungen habe. „Allein, alsbald wuchsen die mit dieser Handlung verbundenen Schwierigkeiten. Nicht nur machte ein Korps Front gegen den seinen Rücken bedrohenden französischen Angriff und setzte sich stark in dem Gelände fest, insbesondere auf den Höhen von Tracy, sondern auch zwei preußische Armeekorps wechselten wieder das Ufer an der Marne und darauf an der Ourcq, ohne dabei von den Engländern aufgehalten zu werden, die zu langsam nach Norden folgten. Es handelte sich hier zweifellos um die gewandten Bewegungen des Generals von Kluck" usw. General Mannoury machte noch alle möglichen Anstrengungen, unter Sammlung aller seiner Reserven, allein am Abend des 8. Septembers wurde es klar, daß seine Bewegungen mißlungen seien. Um nun nicht selbst eingekreist zu werden, mußte alles, was an Truppen des IV. Korps noch verfügbar war, auf der Eisenbahn, durch Kraftwagen, zum Teil durch von Paris eingeforderte Kraftdroschken, sowie durch Fußmärsche herangezogen werden. Trotzdem

Digitized by Google

wurde die Lage der Franzosen hier immer schlimmer, die Deutschen bedrohten deren Rückzug nach Paris. „Am Spätnachmittag des 9. Septembers mußte unser IV. Korps in die Gegend von Nanteuil zurück, und man fragte sich schon, wie die Lage am andern Morgen sein würde." Da kam dann unerwartet die selbsttätige Rückbewegung der Deutschen; nach der französischen Darstellung auch jetzt noch hier ohne Niederlage, ja ohne eigentlichen Kampf. Sie waren anscheinend, so heißt es nur, „zu der Einsicht gekommen, daß sie sich nicht mehr zu halten vermochten. Sie begannen einen Rückzug, der bald darauf hinter der Aisnelinie endigte." — Generaloberst von Kluck bestätigte, daß die Engländer auch weiterhin noch überraschend langsam nachrückten. Als er die Aisne überschritt, glaubte er sie auf den Fersen zu haben, konnte aber in seine heutige Stellung einrücken, ohne bei der ganzen Rückwärtsbewegung auch nur ein Geschütz, einen Munitionswagen oder ein Roß in ihren Händen gelassen zu haben.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

In den Schützengräben an der Aisne.

Die Nacht hing noch zwischen den Wipfeln der winterkahlen Parkbäume, durch die ein heulender Sturmwind zog, als wir von unserm Jagdhäuschen im A. O. K. aufbrachen, geleitet von Oberst von B......, dem Chef der Artillerie im Stab der Armee. Gestern abend und bis spät in die Nacht hinein hatte ein heftiger Kanonendonner von der Front herübergeklungen. Im Kalender war es der Tag der heiligen Barbara gewesen, der Schutzpatronin der Artilleristen, und wie es scheint zu ihren Ehren hatten die Franzosen den ganzen Tag hindurch ein überaus lebhaftes Geschützfeuer im Gange erhalten, das dann auch von den Unsrigen erwidert worden war. Heute morgen war alles ruhig in der Ferne.

Wir durcheilten mit unsern Kraftwagen eine Reihe von Ortschaften, bis wir endlich in der Nähe des Dorfes T....... sie in einer gegen die Sicht vom Feinde gedeckten Stellung verließen, etwa noch 3 bis 4 Kilometer von seinen Linien entfernt, um zu Fuß weiterzugehen. Die Landschaft war reizvoll, ein welliges Gelände, gegliedert durch Talungen, die sich in mannigfacher Verzweigung von der großen, in westöstlicher Richtung von Soissons gegen Compiègne hinlaufenden Furche des Aisnetales nordwärts in das Gehügel hineinzogen. So wechselten weiche, anmutige Mulden, zum Teil erfüllt mit Wiesen und Gehölz, und Plateauflächen, überzogen mit fruchtbaren Ackerfluren und begrenzt von vielgestaltigen Rändern, auf denen oft sehr malerisch die Ortschaften mit ihren Kirchtürmen in die Ferne grüßten. Wir waren hier in ein landschaftliches Gebiet Frankreichs gekommen, das auffallend verschieden

Digitized by Google

ist von den verhältnismäßig armen, dünn besiedelten Gegenden des Nordostens. Hier bewegten wir uns an den Grenzen der Picardie und des Herzlandes Frankreichs, der Isle-de-France, und viel besser als dort begriff ich den Ruhm dieses Landes als Heimat landwirtschaftlichen Wohlstandes, natürlicher Anmut, behaglicher Heiterkeit des Daseins. Auf diesem üppigen Boden ist der Zuckerrübenbau besonders im Schwang. Weithin, oft in bedeutendem Großbetrieb, soweit das Auge reichte, dehnten sich zur Seite unseres Weges die Rübenfelder aus. Hier freilich nicht abgeerntet, denn diese, meist auf den Plateauflächen gelegenen Äcker standen unter der Sicht und dem Feuer des Feindes, und so mußte man hier wohl oder übel die Frucht in der Erde verrotten lassen.

Der merkwürdigste Gegensatz zu den bisher geschilderten Gegenden Frankreichs zeigt sich im Bau der Ortschaften; ein so großer Unterschied, wie er stärker kaum zwischen irgendwelchen deutschen Sonderlandschaften besteht. Während ich bisher so oft die tödliche Langweiligkeit der fast nur aus zwei parallelen Reihen ärmlich nüchterner, ohne Zwischenreihen aneinandergeklebter Häuser bestehenden Dörfer empfunden, die auf der Straße selbst vor der Tür jedes seinen Misthaufen besitzen, hatte ich hier überall meine große Freude an der künstlerisch reizenden Verteilung der Ortschaften, wie an ihrer ganz ungleich hübschern Bauart. Hier lagen die Gehöfte alle selbständig und einzeln im Dorf und schufen dadurch ganz die malerische Vielgestaltigkeit der Dorfbilder mit gewundenen Gassen und reizvollen Winkeln und Verschiebungen, wie bei uns. Als Geograph freute ich mich besonders, den außerordentlichen Einfluß des vom Boden gelieferten Baumaterials auf die Architektur beobachten zu können. Den Untergrund des Landes bildet hier ein gelblicher dickbankiger Sandstein, der unter der Erde ganz weich, fast mit dem Messer zu schneiden ist und mühelos prächtige Quadern und Platten liefert, die jedes Ornament mit Leichtigkeit annehmen. Seit undenklichen Zeiten benutzen deshalb die Anwohner dieses Geschenk des Bodens, stellen ihre Ansiedlungen, Kirchen, Wohnhäuser, Ställe, Umfriedigungen aus diesem vornehmen Material her, und das Material selbst hat ihnen die Lust an wohltuenden Formen gegeben. In einer Weise, die mich überraschend an die feinen alten Stiltraditionen der Chinesen erinnerte, sind hier die durchweg aus Hausteinen hergestellten Hausgiebel, die Tür- und Fenster-

Digitized by Google

umrahmungen, die Umfassungsmauern der Höfe mit geschmackvollen, einfachen, sauber gezeichneten Linienführungen geschmückt. Jedes Gehöft ist mit vornehm abschließenden Mauern rings umgeben, die Wohnhaus, Ställe, Hofraum in sich bergen; auch darin ganz chinesisch anmutend. Wegen des schönen Steins erscheinen diese Gehöfte alle erstaunlich wohlhabend. Allerdings nur solange sie neu sind. Denn leider hat dieser Sandstein die Eigenschaft, rasch zu verwittern, und da die Leute hier — auch ganz wie die Chinesen — selten Lust haben, Verfallenes auszubessern, so sehen diese Häuser sehr bald zwar malerisch, aber recht schlampig aus. Im Innern vollends herrscht meist arger Schmutz und Verlotterung.

Die Bauweise der Dörfer hat auch ihre militärischen Folgen. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese stattlichen, einzeln stehenden und von Quadermauern umfriedigten Steingehöfte beim Straßenkampf lauter kleine Festungen für sich bilden. Ferner entnehmen die Bewohner seit alters diese Steine nicht aus offenen Steinbrüchen, sondern aus Höhlen unter der Erde, indem sie so den wertvollen Ackerboden für ihre Landwirtschaft schonen. Aus Höhlen, die wohl großenteils von der Natur schon vorgebildet waren, seit der Zeit der alten Gallier aber bereits abgebaut und dadurch ganz abenteuerlich vertieft und erweitert worden sind. Die ganze Landschaft ist in wunderlicher Weise mit solchen Höhlen durchsetzt, die zum Teil viele Kilometer weit und in labyrinthischen Verzweigungen in das Innere der Hügel hineingehen. Auch das liegt auf der Hand, wie wichtig bei einem Feldzug solche Höhlen werden können; zunächst als Sitz von Hinterhalt und Widerstand, dann aber als Unterkunftsräume der Truppen bei einem längern Liegen an einer Stelle. In der Unterbringung unserer Soldaten spielen diese oft vielen Hunderten von Leuten oder Tieren Schutz bietenden, wetter- und bombengeschützten unterirdischen Hallen eine große Rolle.

Ein Doppelposten am Wege, der nur den mit Berechtigungsnachweis Versehenen durchläßt, bezeichnet den Beginn des engern Kampfbereichs. Wir haben hier aus der Deckung heraus und über ein freies Plateau zu gehen, das dem Feuer des Feindes offen dargeboten liegt; und wenn auch der Himmel noch mit schwerer Wolkendecke überspannt ist, so ist die vom nächtlichen Regen geklärte Luft darunter jetzt doch

Digitized by Google

besonders sichtig. Allerdings sind wir noch immer so weit von den feindlichen Linien entfernt, daß dem Gegner das Herübersenden einer Granate wohl nur dann lohnend genug erscheint, wenn etwas zahlreichere Gruppen Passierender sichtbar werden. Wir sondern uns daher zu je zwei oder drei, die in einem Abstand von mindestens 200 Metern hintereinandergehen. Für den Anfänger mag trotzdem ein solcher Spaziergang auf freier Höhe, im Anblick der dunkeln Waldränder in der Ferne, von denen, wie er weiß, zahlreiche feindliche Ferngläser zur Seite von schußbereiten Batterien ihn mit ehrenvollem Interesse betrachten, vorüber an den noch frischen Löchern vortrefflich gezielter früherer Granaten mitten im Wege, eine anregende Lage sein; aber man wird erstaunlich schnell gegen diese Sensation abgestumpft.

Bald hatten wir wieder eine bergende Bodeneinsenkung erreicht.

„Jetzt wollen wir mal sehen," sagte Oberst von B...... lächelnd, „ob die Herren wohl selber unsere Batterie finden. Sie ist gar nicht weit von uns." — Erstaunt schaute ich um mich; in Nähe und Weite nicht das geringste Anzeichen einer Artilleriestellung.

„Ich bitte den Herrn Oberst dann wenigstens: ‚Wasser — Kohle — Feuer' zu sagen wie beim Ostereiersuchen; denn vorläufig habe ich nicht einen Schimmer."

Gott sei Dank aber, daß der Artilleriechef nicht wirklich „Feuer!" sagte. Denn — wir standen fast inmitten der Batterie und ihrer Mannschaft; sie lag in einer kleinen, von Buschwerk umgebenen Bodensenkung hart neben uns am Wege, die gähnenden Mäuler der Riesenkanonen guckten fast unmittelbar an unsern Füßen durch die Büsche auf den Damm der Straße hinaus. Glänzend war die Stellung versteckt; auch gegen oben, gegen Fliegerbeobachtung. Und dabei waren die Geschütze kolossale Gesellen, vier 21-cm-Haubitzen, wie ich sie schon bei den Kämpfen auf den Waldhöhen der Côtes Lorraines gesehen und beschrieben habe. Die Batterie arbeitete, wie gewöhnlich, indirekt, ohne Sicht des Ziels von ihrem Standort aus. Ihr durch Telephon mit ihr verbundener Beobachtungsposten, den ich nachher besuchte, befand sich auf dem Bodenraum eines Hauses in einem der benachbarten Dörfer, in denen die Ablösungsmannschaften der vordersten Stellungen ihre Quartiere hatten; man sah dort von den Luken mit dem Scherenfernrohr

Digitized by Google

weithin die feindlichen Grabenwälle auf den gegenüberliegenden Höhen des Aisnetals.

Hierauf wanderten wir, wieder in den gebotenen Abständen, über eine zweite offene Plateaufläche im Artilleriebereich des Feindes dahin, bis dann, wo die Zone genauern Zielens auch für die feindliche Infanterie begann, der Zugangsweg doch sich dazu bequemte, in die Furchen künstlicher Zugangsgräben hinabzutauchen. Im endlosen Zickzack ging es in solch einem Graben an Hängen dahin, von denen aus man schon in der Ferne im Talausschnitt die Aisne blitzen sah; durch Buschhaine, wo die Führung der Annäherungsgräben als unnötig streckenweise wieder aufhörte — freilich jetzt nach der winterlichen Entlaubung nicht mehr ganz mit Recht —; glitschige Treppen hinauf, noch glitschigere wieder hinunter. Endlich näherten wir uns dem Rande der zum Aisnetal abfallenden Höhen, und damit dem äußersten Gürtel unserer Stellung, den das Tal beherrschenden Reihen unserer Schützengräben.

So war ich endlich an der äußersten Grenze unseres Machtbereichs in Frankreich angelangt! Das war nun die eisengepanzerte Haut der Armee!

Die Schützengräben liefen in mehreren Reihen. In die bebuschten und bewaldeten, zerschnittenen Randhöhen am Aisnetal gebettet, boten sie einen merkwürdigen Anblick von Indianer-, Waldläufer- oder Robinsonromantik. Die im Buschwerk versteckten Erdhöhlen, zum Teil durch Treppchen und enge Stichgänge zugänglich, waren mit erfindungsreicher Gewandtheit durch alle gerade erreichbaren Mittel wohnlich gemacht, mit Vorhängen geschlossen, die vornehmern sogar mit Türen, im Innern mit Kaminen, Öfen, Bretterbelag, die Decken und Wände mit Stoffbekleidung versehen. Höchst geschätzt, aber selten, waren heile Fensterscheiben. Auch Möbel aller möglichen, oft verwunderlicher Art waren zu sehen: Tische, Sofas, Stühle, in einem Quartier sogar ein großer vom Fußboden bis zur Decke reichender Trumeau. Alle diese Sachen waren aus den umliegenden, zum Teil zerschossenen Ortschaften mühsam nachts herbeigetragen. Offenbar hatte es den Leuten geradezu Spaß gemacht, die damit verknüpften Schwierigkeiten zu überwinden. Gefühlvolle oder lustige Inschriften schmückten die Eingänge: „Jägers Ruh", „Villa Waldfrieden", „Sanatorium Magentrost" (ein Name, der die, alsbald bestätigte, Vermutung eines guten Tropfens darin hervorrief), oder auch

Digitized by Google

die in den französischen Dörfern übliche Wendung: „Gute Leute. Nicht schießen!“ Die Gräben hier waren einem Jägerregiment anvertraut, wie gewöhnlich besonders frischen, sauberen Leuten. Da der Tag heut ziemlich still war, standen diejenigen, die nicht Wachtdienst in den Gräben hatten, plaudernd vor ihren Hütten oder schlummerten auf ihren Strohsäcken und Decken oder verteilten die gerade eintreffende Feldpost. Natürlich sind sie stets alarmbereit, um bei dem Ruf: „An die Gewehre!“ sofort in die vordersten Linien zu eilen.

Vor diesen selbst, die durch natürliches und künstliches Buschwerk in ihren Einzelheiten unsichtbar gemacht wurden, wenngleich im Großen der Gegner die Lage der Verteidigungszone natürlich ebenso kannte wie wir die seinige, hatte ich einen prachtvollen Blick hinaus über das hier 1 bis 3 Kilometer breite Tal der Aisne. Soissons, der Hauptpunkt der französischen Stellung in dieser Gegend, war durch einen Vorsprung des Talrandes verborgen; eine Anzahl anderer Ortschaften, die von den Franzosen besetzt waren, lag aber klar vor mir. So im Scherenfernrohr, dessen Schneckenfühlhörner zwischen dem Buschwerk über unsern Schützengrabenrand, von weitem unerkennbar, emporragten, fast greifbar deutlich die hübsch einen gegenübergelegenen Plateauhang hinaufkletternde Ortschaft Fontenoy, die in der Geschichte der vergangenen Kriegswochen, sobald sie dereinst einmal urkundlich geschrieben werden kann, eine nicht geringe Rolle spielen wird. Aus einem Wäldchen neben der Kirchhofsmauer heraus hatte die letzten Tage hindurch eine verborgene Batterie uns nicht wenig belästigt; erst vor kurzem war es gelungen, sie durch unsere Artillerie unschädlich zu machen. Die Höhe dahinter sah man deutlich, als gelblich-weiße Linien abgezeichnet, verschiedene Reihen französischer Schützengräben sich emporschlängeln. An einer Stelle war eine ganze Anzahl kleiner Männerchen, offenbar sorglos gemacht durch unser Schweigen, beschäftigt, ganz ungedeckt einen neuen Graben auszuheben. Ich stand neben dem in unserm Graben aufgestellten Beobachtungsposten einer unserer weiter im Gelände zurückliegenden Batterien. Der Offizier des Beobachtungspostens schätzte sorgfältig die Lage und Entfernung jener Arbeiten ab und stellte sie auf der Karte fest; sodann verständigte er sich durch seinen Telephonisten mit der Batterie, und auf sein Kommando „Feuer!“ erschollen von irgendwo

Digitized by Google

hinten in der Ferne her nacheinander drei Schüsse. Es war die übliche Gabel: ein paar Dutzend Meter zu weit, ein paar Dutzend Meter zu kurz, der dritte Schuß — wir konnten das Aufschlagen der Geschosse wohl erkennen — mitten in die gewünschte Fläche hinein! Schon beim ersten Schuß waren die kleinen Männer drüben blitzschnell in die benachbarten Gräben hinabgesprungen und verschwunden, den Tag über war die Weiterarbeit an dieser Stelle zu Ende.

Auch in der Talsohle, die hier und dort sichtbar die Aisne durchzog, waren bis dahin mehrfach ziemlich unbekümmert daherwandernde Gestalten in langen Röcken und roten Hosen sichtbar gewesen, insbesondere auf der großen Pappelchaussee, die hier neben der Eisenbahn von Soissons nach Compiègne dahinläuft. Nach unserm Schießen verschwanden auch sie wie auf Zauberschlag.

Die Gräben der beiden Parteien liegen hier verhältnismäßig weit auseinander, und unsere Stellung auf den beherrschenden Randhöhen über der weit offenen Talfläche ist so günstig, daß unsere Leute sich diese französische Tätigkeit meist mit großer Gemütsruhe ansehen und Munition nur dann daran wenden, wenn größere Ansammlungen sie lohnend erscheinen lassen. Anders geht es dort zu, wo die Gräben sich wesentlich näher liegen, bis auf 50, ja 30 Meter und noch näher; wo also jedes laute Wort in den Gräben vom Feinde gehört wird, wo die geringe Entfernung sorgfältiges Zielen mit dem Infanteriegewehr gestattet, und wo Scharfschützen jeden sich unvorsichtig über den Grabenrand erhebenden Mützenzipfel unfehlbar treffen; wo ein Schießen meist nur durch die schmalen Scharten der stählernen Schutzschilde geschieht, und selbst da oft genug das Erscheinen eines Gesichts hinter dem engen Schlitz für den Gegner genügt, um eine sichere Kugel dort hindurchzujagen. Da ist die Spannung natürlich außerordentlich und das Leben und Bewegen in den Gräben von sorgfältigen Regeln des Sichdeckens geleitet. Auch dort aber sind unsere ruhigern, nervenstärkern Leute im allgemeinen sparsam mit der Munition, während die Franzosen bei irgendeinem Geräusch in unsern Stellungen, das ihre Aufmerksamkeit erregt, gewöhnlich eine wilde Schießerei beginnen; meist eine vollkommen sinnlose Munitionsvergeudung, die sie aber, wie es scheint, in ihrer lebhaften Erregbarkeit brauchen, um ihre Nervenspannung zu lösen.

Digitized by Google

Es war die Absicht gewesen, von hier aus noch eine andere Stelle der Schützengrabenlinien aufzusuchen, die näher an Soissons heran gelegen war, allein die Zeit war so beschränkt geworden, daß Pietsch und ich auf diesen Ausflug verzichteten, um nicht einen uns für den Abend dargebotenen Lichtbildervortrag über die Tätigkeit der Flieger der Armee zu versäumen. Kamerad Katsch übernahm es für uns, diese Stellung zu sehen, und er schilderte uns nachher, welch einen fesselnden Blick er von der dortigen Talrandhöhe auf das gerade unter ihm liegende Soissons, die noch in französischem Besitz befindliche alte Merowingerstadt, gehabt hatte. Mit dem Glas hatte er jede Fensterscheibe sehen können, soweit solche noch vorhanden waren. Hierbei traf er zufällig zusammen mit dem Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Clemen von Bonn, dem bekannten verdienstvollen Konservator der rheinischen Altertümer, der im Auftrag unserer Regierung die von uns besetzten Gebiete von Belgien und Frankreich zur Besichtigung und Erhaltung der dortigen Bauwerke bereiste. Dieser kam, um festzustellen, ob die Kathedrale von Soissons durch unsere Beschießung gelitten hätte. Durch das Glas konnte er sich überzeugen, daß davon bis jetzt keine Rede sei. Gefeuert wurde allerdings gerade auf Soissons; die Beobachtung von einigen Bewegungen und Transporten in und bei der Stadt veranlaßte unsere dortige Artillerieleitung, ihr Feuer auf ein paar andere Stellen von Soissons zu lenken, und Katsch konnte sehen, mit wie mathematischer Sicherheit eine unserer Granaten, genau wie es beabsichtigt war, auf eine Aisnebrücke östlich von Soissons einschlug.

Pietsch und ich kehrten mit Oberst von B...... auf dem gleichen Wege über die Zugangslaufgräben und die Plateauhöhen zurück bis zu unserm in Deckung wartenden Kraftwagen und fuhren dann zum Schlosse ...., einem der reichsten und künstlerisch schönsten Schlösser der Umgegend, in dem das Quartier der betreffenden Feldfliegerabteilung eingerichtet war.

Den Vortrag hielt der Leiter dieser Abteilung, der durch seine Schriften über Flugwesen und seine erfolgreiche Tätigkeit als Fliegerlehrer wohlbekannte Hauptmann N...... Das Fliegerwesen hat ja seit der Herausbildung des Stellungskrieges eine immer zunehmende Bedeutung gewonnen. Die Flieger müssen jetzt fast ganz und gar die

Digitized by Google

Arbeit der Aufklärung über die feindlichen Stellungen und Maßnahmen übernehmen, da die Aufklärung durch Kavallerie vollkommen wegfällt und die durch Patrouillen sich in sehr engen Grenzen der Möglichkeit hält. Sie müssen durch ihre Beobachtungen feststellen, was für Bewegungen der Feind hinter seiner Front vornimmt, und im Bereich der Frontstellung selbst möglichst genau das System und den weiteren Ausbau seiner Schützengräben erkunden, die Aufstellung und Verschiebung seiner Batterien ermitteln und dergleichen.

Ein unentbehrliches und zu großer Vollkommenheit ausgebildetes Hilfsmittel hierzu ist die Fliegerphotographie. Hauptmann N...... legte seinem Vortrag eine große Zahl von photographischen Aufnahmen zugrunde, die von einem seiner Fliegeroffiziere, dem Leutnant W........., jüngst heimgebracht waren. Aus großer Höhe aufgenommen, also mit sehr umfassendem Sichtraum, zeigten sie mit einer verblüffenden Schärfe in kleinen, feinen, hellen, aber vollkommen deutlichen Linien die überflogenen Gräben, sowohl die unsrigen wie die des Feindes. Ich hatte schon früher vortreffliche Bilder solcher Art gesehen, diese hier aber gewannen durch die Projektion auf die Leinwand in Verbindung mit einer geschickten farbigen Tönung des Geländes, des Wassers, des Waldes usw. eine überraschende Eindringlichkeit. Mit trefflicher Klarheit erläuterte der Vortragende die einzelnen Züge der Bilder, indem er jedesmal die topographische Darstellung der betreffenden Gegend auf den Blättern der französischen Spezialkarten danebenstellte und das Verhältnis ihrer Darstellungsweise zu den wirklichen Karten erörterte. Auch für das ungeübte Auge wurde sofort deutlich, wie unschätzbar wertvoll diese Fliegererkundung für die Operationen ist. Fast überall sah man, daß es sich nicht um eine einzige Grabenlinie handelte, sondern daß der Gegner hinter der ersten, die man von unsern Gräben aus direkt beobachten kann, ein ganzes Netzwerk immer weiter zurückliegender Gräben hergestellt hatte, die mit langen Zickzacklinien, den schußsichern Annäherungsgräben, untereinander verbunden sind. Und man erkannte daraus, daß es für uns gar keinen Sinn hat, um jeden Preis einen vor uns liegenden Schützengraben zu stürmen, da damit nur sehr wenig Boden gewonnen wird und der Feind die Verteidigung einfach in den nächsten verlegt. Wer diese Bilder sah, der begriff noch mehr als zuvor, weshalb eine

Digitized by Google

Wiederaufnahme unserer Offensive nicht ohne weiteres möglich oder wenigstens zweckmäßig ist, sondern von Umständen abhängt, die wir verständig abwarten müssen.

An diese Vorführungen schloß sich ein unvergeßlich reizender Abend in den von alter Kunst und Historie verschönten Räumen des Schlosses, mit diesen glänzend frischen jungen Leuten, die sich fast alle das Eiserne Kreuz erster Klasse errungen hatten, und unter denen mir besonders der berühmte Flieger Hans Vollmöller, der Bruder des Dichters, mit seinem idealen Kopf und den strahlenden Augen gefiel. Wir lachten, plauderten, sangen, musizierten und erzählten von unsern Erlebnissen bis tief in die Nacht hinein.

Doch ich darf nicht gar zu lange bei diesem Aufenthalt im Bereich der Kluckschen Armee verweilen. Nur kurz will ich deshalb noch hinzufügen, daß wir zur Vervollständigung unseres Einblicks in den Organismus der Armeen für mehrere Tage zu einigen Generalkommandos der sie zusammensetzenden Korps verteilt wurden. Ich selbst ging zum ....Korps, dessen Generalkommando unter dem Befehl Sr. Exzellenz des Generals von Q... in der sehr hübschen kleinen alten Stadt Noyon lag. Auch hier genoß ich ganz dasselbe überaus freundliche Entgegenkommen und Stunden eines ebenso wertvollen Verkehrs mit ausgezeichneten Männern, wie beim A. O. K.

Auch hier lebte man noch ganz in der Erinnerung an den prachtvoll wilden Sturmzug der Kluckschen Armee durch Belgien und Frankreich, und ebenso an die Rückbewegungskämpfe und den französischen Umgehungsversuch im Anfang des Septembers. Ganz so wie es das „Journal des Débats“ (vgl. S. 165) von den Tagen bis zum 10. September schilderte, waren diese Kämpfe auch weiterhin noch für uns eigentlich immer siegreiche Gefechte gewesen, so daß die daran Beteiligten jedesmal gar nicht begriffen, warum man am Abend des Tages zurück- und nicht vorwärtsging.

Eine besonders schöne Fahrt machte ich hier unter der Führung des Rittmeisters von B... in das Gelände von Cuts, den Ort, um den herum sich eines der schwersten und wichtigsten Gefechte der Kluckschen Armee abgespielt hat. Der Führer des Kraftwagens, der mich dabei

Digitized by Google



An der belgischen Küste angeschwemmte nichtkrepierte Seemine.
(Vgl. Seite 187.)



Deutscher Schützengraben in belgischer Düne.
(Vgl. Seite 187.)

Digitized by Google



Deutsche Strandbatterie an der belgischen Küste.
(Vgl. Seite 187.)



Deutsches Unterseeboot.
(Vgl. Seite 189 f.)

Digitized by Google

trug, war eine überraschende Begegnung. Der Herr, der in der Uniform des Kaiserlichen Freiwilligen Automobilkorps plötzlich vor mir stand, mit eigentümlich weichem, südländisch getöntem Gesicht, das Eiserne Kreuz am Rock, war ein Mann, mit dem ich elf Jahre zuvor auf dem Hochlande von Costarica in Mittelamerika eine Reihe schöner Tage verbracht hatte, Sohn der wohlbekannten hamburgischen Familie Schlubach und Enkel der polynesischen Königin Pomare von Tahiti.

Der Leser wundert sich vielleicht, daß ich mehrfach von solchen persönlichen Begegnungen spreche. Sie sind aber charakteristisch für den Feldzug. Sie wiederholen sich wirklich unablässig und tragen nicht nur dazu bei, die Empfindung eines außergewöhnlichen Zustandes zu steigern, sondern sie sind rein objektiv ein Zeichen dafür, wie dieser große Kampf um Deutschlands Existenz hier draußen alle möglichen Kräfte und Kreise zu gemeinsamem Dienst an dem einen Werk für das Vaterland zusammenführt.

Das Gefecht bei Cuts ist eine der spannungsvollsten Episoden in der Reihe der immer von neuem gemachten Versuche Joffres, den rechten, damals bei Cuts endenden Flügel unseres Heeres durch rasches Umfassen von der Flanke her zu umgehen. Schon war dies hier soweit gelungen, daß bedeutende Kräfte der Franzosen bereits nordwestlich unserer in der Gegend von Cuts stehenden Truppen, geradezu in ihrem Rücken, angelangt waren. Es glückte aber dennoch wiederum durch glänzende Tapferkeit der hier stehenden Truppen und durch Heranziehen und rechtzeitiges Hineinwerfen neuer von der Bahnlinie nach Noyon aus, den Ring zu sprengen, ehe er sich schloß, und den Gegner geschlagen zurückzuwerfen.

Die Umgebung von Cuts ist ein landschaftlich sehr schönes, abwechslungsreiches, aber taktisch ganz nichtswürdiges Gelände, mit eingesenkten Tälern, schwer zu nehmenden Ortschaften und massenhaftem die Fernsicht behindernden Busch und Wald; es war aber wundervoll, an der Hand der Erzählungen der beiden Herren, die diese Tage im heftigsten Feuer mitgemacht hatten, sich all diese Gegenden durch Erinnerungen an die heroischen Leistungen der Unsrigen beleben zu lassen, hier zu sehen, wie sie unter schwerstem Feuer Chaussee und Anhöhen gestürmt, dort wie sie ein Dorf, ein Schloß verteidigt oder erobert hatten usw. Ich wurde zu der beherrschenden Höhe geführt, von der

aus der Stab des Armeekorps mehrere Tage hindurch die Kämpfe leitete. Ich sah auch verschiedene der merkwürdigen Höhlen, von denen ich schon sprach, und die in den Kämpfen eine Rolle gespielt hatten. Die großartigste nicht weit von dem genannten Platz. Neben der Landstraße öffnete sie sich mit rechtwinklig geschnittenen Toreingängen in der Wand eines Plateauabbruchs, ganz ähnlich den berühmten Höhlentempeln Elloras. Und noch überraschender wurde die Ähnlichkeit mit jenen großartigen und feierlichen Gebilden Indiens im Innern. Unabsehbar weit hinein zogen sich die niedrigen Hallen, deren Felsdecke getragen wurde von zahllosen massiven, unregelmäßig behauenen Pfeilern, an denen man die Entstehung der Höhlen durch Steinbruchbetrieb deutlich wahrnehmen konnte. Grünliches Moos überzog, soweit das Licht hineindrang, Pfeiler und Gewölbe, die sich in phantastischen Perspektiven und zuletzt in mystischem Dunkel verloren. Ich müßte ein Maler sein, um die seltsame Großartigkeit und den eigentümlichen Licht- und Farbenreiz dieses Gebildes wiedergeben zu können. Während der Gefechte hatte diese Höhle zeitweilig Verwundeten als bombengeschütztes Unterkommen gedient, später war sie noch eine Zeitlang von andern Truppen benutzt worden; dicke Lagen von Stroh bedeckten noch im Innern den Boden, und außen am Eingang zeugten lustige Malereien und Inschriften von dem Aufenthalt unserer Leute darin.

Es war nach solchen Eindrücken des Tages eigenartig, am Abend im Quartier des Generalkommandos bei stiller Lampe mit dem Chef des Armeekorps, demselben Manne, der als Leiter inmitten all dieser blutigen und aufregenden Kämpfe gestanden hatte, friedvoll ein paar Partien Schach zu spielen. Partien, die ich bei der vollkommenen Konzentriertheit und ruhigen Besonnenheit des Gegners verlor. Auch im Verkehr mit diesem klugen und gütigen Manne hatte ich ganz dasselbe Gefühl, dem ich schon einmal Ausdruck gab, wie vortrefflich doch im großen und ganzen das System der natürlichen Auslese in unserer Armee arbeiten muß, denn je höher in ihrem Rang, um so sichtlich bedeutender, auch an freier Menschlichkeit, fand ich fast ausnahmslos die Führer unseres Heeres, soweit ich mit ihnen in Berührung gekommen.

Übrigens ging es im Quartier von Noyon keineswegs immer so ganz friedvoll zu. Eines schönen Mittags nehmen wir, der Komman-

Digitized by Google

dierende, sein Stab und ich, nach der Mittagstafel eben behaglich unsern Kaffee. Da ertönt plötzlich — sssss — — — boeu! ein scharfer schneidender Pfiff, wie ein rascher Gertenhieb durch die Luft, und unmittelbar dahinter dann ein dumpfer Krach — — — eine Granate hat in die Stadt eingeschlagen, augenscheinlich nur wenige hundert Meter von uns. Wir fahren verwundert auf und schauen uns an — da, wenige Minuten später — — — sssss — — — boeu! die zweite. Diesmal wesentlich näher; unsere Fensterscheiben klirren, es muß über die Straße oder im Nachbargarten sein. Wenn man im Gefecht ist, oder in einer der gewohnheitsmäßig alle Tage vom Feinde beschossenen Ortschaften unweit hinter der Front, so spielt eine Granate, die 150 oder 200 Meter von einem einschlägt, keine übermäßig aufregende Rolle. Anders aber hier mitten im Ort des Generalkommandos, wohin lange kein Schuß gelangt ist. Die Leute draußen auf der Straße laufen durcheinander, Autos, die in der gefährdeten Gegend gestanden, werden fortgeschafft. Wir treten hinaus in den Vorgarten — — — sssss — — — boeu! die nächste! Nun kommen auch Meldende herbeigeeilt zum General. Die Geschosse fliegen alle in ungefähr die gleiche Gegend, und es scheint, daß das Ziel der Bahnhof ist; in seiner Nähe ist ein Unteroffizier getötet worden, die andern Schüsse haben vorläufig keinen Schaden von Bedeutung angerichtet. Auf dem Bahnhof steht gerade ein großer, neu angelangter Munitionszug; ihm scheint die Schießerei zu gelten, und das läßt mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß hier Verrat im Spiel ist. Die Geheimpolizei wird verständigt. Zugleich wird im Stab lebhaft erörtert, woher wohl dies Feuer kommen möge. Da die Front nicht verlegt wurde, so kann es nur von neuen, weiter als bisher tragenden französischen Geschützen kommen.

Nach etwa einer halben Stunde hörte das Pfeifen und Krachen auf und wurde den ganzen Tag über nicht wiederholt.

Am andern Morgen war ich dabei, als in der Gegend, wohin die Schüsse gegangen, einige Blindgänger ausgegraben wurden. Die Geschosse waren in den Garten eines dem Bahnhof nahen Hauses gefahren. Eine Granate hatte dabei einen dicken Baum glatt durchschlagen und war dann drei Meter tief durch eine Mauerung hindurch in den Erdboden eingedrungen; da lag sie, friedlich, rund und

Digitized by Google

still, aber von allen Umstehenden mit gemessener Hochachtung betrachtet, denn sie war noch unversehrt und konnte bei rauher Behandlung ungemütlich werden. Es wurde alsbald an ihr festgestellt — der Artillerieoberst von B..., von dem ich oben sprach, war auch vom A. O. K. herübergekommen —, daß es sich um ein neues Kaliber von 10,5 Zentimeter handelte. Eine andere Granate hatte ein ähnliches Loch in den Boden geschlagen, war aber da in einer geheimnisvoll sich öffnenden dunkeln Höhlung steckengeblieben. Sanguinische Hoffnungen knüpften sich sogleich daran an, daß man auf diese Weise einem der vermauerten Weinkeller der Gegend auf die Spur gekommen sein möchte. Zugleich ließ sich auch aus den Schußkanälen ziemlich gut die Richtung feststellen, in der die Batterie liegen mußte, und man erwartete binnen kurzem ihren Ort ausfindig zu machen und sie durch unsere eigene Artillerie zum Schweigen bringen zu können.

Die Geschosse hatten fast alle ein und dieselbe Schußlinie eingehalten. Wenn die unbekannte Kanone noch so stand und wenn es gerade jetzt um $^1/_2$ 10 wieder losging mit dem „— — — sssss — — — boeu!", dann waren wir just an der richtigen Stelle.

Es ging aber nicht um $^1/_2$ 10 los, sondern erst um $^1/_2$ 11, als wir wieder im Generalkommando waren. Ruhig zog die Wache am Tor ihre Uhr aus der Tasche und sagte: „Heute stimmt's, um die Zeit schießen die Franzosen gewöhnlich." Wieder flog eine Anzahl der neuen Grüße heran, auch diesmal zum Glück ohne erheblichen Schaden zu stiften. Der Munitionszug stand natürlich nicht mehr auf dem Bahnhof.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Am äußersten rechten Flügel.

23. Dezember 1914.

Die Armee von Kluck war in der ersten Periode des Krieges der äußerste rechte Flügel unserer Heeresfront im Westen gewesen. Seit den Umordnungen, die im Anschluß an die Marneschlacht und die Joffreschen Umfassungsversuche stattfanden, war sie das nicht mehr, sondern die Armee des Herzogs von Württemberg, von deren Kämpfen und Siegen im südlichen Belgien wir gesprochen haben, war jetzt am weitesten nach Norden vorgeschoben worden. Sie hielt die Wacht an der belgischen Meeresküste und in den unmittelbar daran anschließenden Teilen unserer Front.

Ihr galt mein nächster Besuch. Am 20. Dezember fuhr ich, im Pelz vergraben, in einer Fahrt die rund 250 Kilometer von Charleville über Cambrai, Lille, Thielt, den derzeitigen Sitz des A. O. K. der Armee des Herzogs von Württemberg, nach Brügge.

In Friedenstagen Stätten zu durchwandern, die reich sind an alter Geschichte, ist wundervoll. Das Dasein wird gleichsam verdoppelt. Man genießt nicht nur den Reiz der Gegenwart und der vor Augen liegenden Schönheit, sondern aus den Brunnen der Erinnerung steigen Ströme andern, erweiterten Lebens empor. Unsere innere Bildnerkraft entzündet sich an den Denkmälern großer Vergangenheit; sie schlägt wie mit dem Zauberstab an die Steine, und siehe, die Vergangenheit selber tritt aus ihnen vor uns hin und gesellt sich zur Gegenwart.

Solch eine Stätte, wo in normalen Zeiten eine wundervolle Vergangenheit die Gegenwart ganz überschattet, ist, wie nur wenige andere

Digitized by Google

auf der Erde, das flandrische Brügge. Ich weilte das letzte Mal dort vor etwa anderthalb Jahrzehnten, und wenn mir auch vieles von damals wieder entschwunden ist, so hält doch meine Erinnerung das eine fest, daß mir die Gegenwart dieser Städte nur sehr wenig war. Auf einigen Hauptstraßen und Plätzen das platte, unharmonische Getriebe einer gleichgültigen belgischen Mittelstadt, verhäßlicht durch die Geschmacklosigkeiten einer Touristenindustrie; abseits davon in den Seitengassen eine Leblosigkeit, als sei die ganze Einwohnerschaft ausgezogen. Um so mächtiger aber redete der Zauber der Vergangenheit aus ihrem wunderbaren Bilde. Ich durchstreifte Brügge damals mit einem Menschen, der mir lieb war, und wir müssen darin gewandelt sein wie in der Märchenstadt, die vor Heinrich Heine auf dem Grunde des Meeres allmählich lebendig wird: „Altertümlich niederländisch, und menschenbelebt.“ Insbesondere am Abend, wenn die Schatten der Giebelhäuser länger fielen und statt des kalten, harten Mittagslichtes der weiche Goldton der Abendsonne die gotischen Spitzbogen der alten Paläste umspann, dann begann für uns die alte Herrlichkeit Brügges zu erwachen. Dann erzählten die großen schmalen Kaufhäuser am Markt mit den prunkenden Giebeln von den Tagen der Hansa, wo Brügge der Berührungspunkt zweier Handelswelten des Mittelalters war, der mittelmeerischen und der baltischen, und wo an seinen Grachtufern die Koggen Lübecks, Wisbys, Danzigs und Nowgorods den Galeeren Genuas und Venedigs, ja denen von Byzanz begegneten und gegen ihre fremdländischen Waren die berühmten Erzeugnisse des flandrischen Gewerbefleißes eintauschten. Der mächtige Belfried, der über den Markthallen sich mehr als hundert Meter in die Lüfte reckende Stadtturm, der höchste rein weltliche Bau Flanderns, sprach von jenem selbstbewußten Bürgertrotz, der in der Sporenschlacht von Courtrai den französischen Adel besiegte. Andere Zeugen wiederum, glanzvolle Bauten voll Prunk und höfischer Zierlichkeit, riefen die Zeiten wach, wo Brügge unter dem Zepter und als ein Lieblingssitz des burgundischen Herzogshauses den Gipfel seiner Herrlichkeit erreichte. Die Stunden stillster und feinster Andacht aber erlebten wir an den Stätten, wohin sich der schönste Abglanz von Brügges Kunstblüte gerettet hat, vor den Bildern eines van Eyck, Gerard David und vor allem vor denen des einzigen und un-

Digitized by Google

vergleichlichen Hans Memling im Hospital des heiligen Johann, dessen treuherzige Gestalten mit so viel Innigkeit des Empfindens, mit solchem Ernst und Eifer, und nicht zum wenigsten mit so unvergänglich leuchtenden Farben gemalt sind, daß man sich nicht satt sehen kann, und dessen Landschaften, seien es nun breit aufgeführte Hintergründe mit spiegelnden Wassern und tiefen, lichtgesättigten Horizonten, oder auch nur kleine Aus- und Durchblicke durch Fenster und Türspalten, immer aufs neue mit staunendem Entzücken erfüllen.

Nun war ich wieder in Brügge und bin alle die alten Wege wieder gewandelt, bereit, ja durstig, den alten Zauber wieder zu erleben. Ich fand auch fast alles wieder, was mir damals jenes Entzücken eingegeben. Aber — die alte Stimmung wollte nicht wieder kommen. Die Gegenwart ist heute so ungeheuer; viel gewaltiger als alles, was bisher hier geschah. Ihr brausendes, feueratmiges Leben überwältigt die Erinnerungsbilder so sehr, wie der Glutschein ihrer Brände die Farben eines verblaßten Gobelins, wie das Donnern ihrer Geschütze den Klang einer alten Melodie. Diesmal blieb mir Brügges Vergangenheit Hekuba. Ich fühlte mich selbst heute als nichts anderes denn einen mit fortgerissenen und auch wieder mittreibenden und -tragenden Tropfen des brausenden Stromes vom gegenwärtigen Leben, der dies hier jetzt erfüllt.

Brügge, nur 12 Kilometer von der See gelegen, ist zurzeit ein Mittelpunkt für die Streitkräfte, die unsere errungenen Stellungen an der belgischen Nordseeküste decken. Als ich vorvorgestern dort eintraf, herrschte ein besonders reges und spannungsvolles Leben. Man erinnert sich des vor kurzem aufgefangenen Armeebefehls von Joffre, der für die zweite Hälfte des Dezembers eine große Offensive der Verbündeten ankündigte. Jetzt, wo die Stärke der Verbündeten sich so erneuert habe, die Deutschen aber so bedeutende Kräfte nach dem Osten hätten absondern müssen, sei, so hieß es in jenem Befehl, der Erfolg gewiß. Und in der Tat hatten auch die Gegner in diesen Tagen auf ihrem linken, an das Meer gelehnten Flügel sehr leidenschaftliche Vorstöße begonnen, unter Verwendung der schwersten Artillerie, die sie besitzen. Es galt diese Angriffe mit gleicher Energie zurückzuschmettern. So stand und steht Brügge noch ganz in der Spannung des Kampfes. Die alten Gassen wimmelten von Soldaten. Der große Markt mit den Gildenhäusern und

dem Siegesdenkmal von der Sporenschlacht war voller Kraftwagen, mit denen Befehlshaber und Befehlsempfänger hierhin und dorthin sausten. In verschiedenen der großen Paläste waren militärische Bureaus eingerichtet; Offiziere und Ordonnanzen schritten die breiten Treppen auf und nieder. Die weiten Säle im Innern mit den gotisch gewölbten Decken und den von der Vergangenheit erzählenden Prunkgemälden waren durch spanische Wände in einzelne Amtsräume geteilt, Post- und Telephonzellen waren hineingezimmert, Schreibmaschinen und Druckapparate vervielfältigten Mitteilungen und Befehle; in den Sonderräumen der leitenden Offiziere bedeckten Karten die Wände und Tische. Draußen die ehrwürdigen „Hallen", über denen der große Belfried emporsteigt, die Stätten, wo einst die Waren des Orients und Okzidents zusammenströmten, waren zu einem deutschen Lazarett eingerichtet worden, und in das berühmte Glockenspiel des Turms klang von unten der dröhnende Tritt deutscher Marschkolonnen hinein oder das Rumpeln der schweren Furagewagen. Fast war ich in einer der stillen, langen Nebenstraßen, nahe am Johannishospital, zu einem Anflug der alten „Stimmung" gekommen, da ratterte und knatterte eine Kolonne von Motorradfahrern in blitzblanken neuen Lederjacken durch die Gasse. Auf dem Burgplatz vor dem mit den Standbildern der Grafen von Flandern geschmückten Rathaus türmten sich Berge von Heu und Stroh, und in der Ecke vor der Kapelle des Heiligen Blutes, diesem bezaubernden Kleinod üppig krauser, an Spaniens Kathedralen erinnernder Spätgotik, häuften deutsche Soldaten Lager von Steinkohlen zusammen. In einem andern Palast war die Stadtkommandantur eingerichtet. Als ich dort hinkam, um mir mein Quartierbillett zu holen, stand auf dem Hof eine Kompagnie abmarschbereit, die, wenn erforderlich, noch in einen erwarteten Nachtkampf mit eingreifen sollte. In der Vorhalle bewachten Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr eine Anzahl eingebrachter Gefangener. Die Hotels der Stadt waren gefüllt mit Offizieren von Landheer und Marine. Um dort Unterkunft zu finden, bedurfte man außer des Quartierzettels noch eines Anmeldescheins von seiten der Bürgermeisterei. Man holte sich diesen in der engen, kurzen Gasse hinter dem gewölbten Durchgang durch das in so entzückender goldstrotzender Renaissance-Ornamentik prangende kleine Gebäude neben dem

Digitized by Google

Rathaus. Dieses kleine Gebäude ist bekanntlich das Haus des Friedensrichters, und die Gasse, über die es sich wölbt, heißt — ich weiß nicht, ob deswegen — die „Rue de l'Âne aveugle", die Straße des blinden Esels.

Meine Fahrt hierher, vom eben grauenden Morgen bis in den späten Nachmittag in offenem Auto durch Sturm und Regen, war lang gewesen; aber ich ging doch noch lange nicht zu Bett. Im Gasthaus erfuhr ich im Geplauder mit Offizieren noch eine Menge von Einzelheiten über die gegenwärtige Lage und über die Einrichtungen dieses äußersten nördlichen Teiles unseres großen Heeresgürtels. Auch von dem bevorstehenden Weihnachten wurde gesprochen, von den mannigfachen Vorbereitungen, die allenthalben von Führern und Mannschaften dafür getroffen seien; aber auch davon, daß man weit davon entfernt sei, auch nur eine Minute die Wachsamkeit darüber zu vergessen. Im Gegenteil, man war in diesen Tagen vollkommen darauf vorbereitet, daß im Fall einer ernstlichen Gefahr alle Gedanken an Weihnachtsfeier überhaupt zurückzutreten hätten.

Am nächsten Morgen war das Wetter schön. Sonnenschein und blauer Himmel, scharfer Wind und jagende Wolken. Auf glatter, fast schnurgerader Landstraße sauste ich von Brügge nach Norden, der See entgegen.

Ich war ordentlich aufgeregt. So sollte ich denn endlich, nach so langen Jahren zum ersten Male, die Küste wiedersehen, deren weltbekannte Namen: Ostende, Blankenberghe, Heyst, Knocke usw. so ganz andere Bilder wachzurufen pflegen, als man sie jetzt dort sieht; so ganz andere, als sie mir von den sonnig lächelnden Tagen von damals in der Erinnerung schwebten. Nach kaum einer Viertelstunde zeichneten sich vor uns einzelne Häuserzusammenhäufungen ab: geradeaus Blankenberghe, links Wenduyne, rechts Seebrügge; dazwischen von einer zur andern gezogen, schimmernd im auffallenden Sonnenlicht, ein Goldstreifen: die Düne! Wenige Minuten später waren die rückwärtigen Gassen Blankenberghes erreicht; wir fegten hindurch, eine der Strandstraßen aufwärts — und da lag es vor mir, das ewige, das große, das wundervolle Meer, das ich so kenne, so liebe: das mich so oft, so schmeichelnd sanft oder so herrlich stürmend getragen, bis zu den weitesten Fernen dieses Sterns, mit dessen Glanz und dessen Rauschen so viele der reichsten und tiefsten

Digitized by Google

Stunden meines Lebens verbunden sind. Das Meer, dessen freie, der ganzen Erde geschenkte Weiten uns heute ein neidgestachelter Vetter und Nachbar ein für allemal verschließen will.

Es war Ebbe oder beginnende Flut. Breit dehnte sich der elfenbeinfarbene Strand. Aus blaßgrauer Ferne, wo Himmel und Wasser untrennbar verschwammen, zogen die langen Wellen heran und schäumten in perlenumsäumten Fächern über seinen hellen Sand, so daß die dort umhertrippelnden Möwen abwechselnd aufflatterten und sich wieder niederließen. Jauchzend sog ich die kräftige Salzluft ein, während nun mein Gefährt längs der See dahinflog, auf jenen prachtvollen, mit Ziegelplatten gepflasterten Straßen, die hier, teils auf, teils hinter der Düne, fast die gesamte belgische Küste begleiten.

Todeinsam war überall das Meer, das sonst hier so voll unablässiger Bewegung ist. Kein Mast, kein Segel unterbrach die graue, grenzenlose Fläche. Und doch war es eine sehr eigentümliche Einsamkeit. Aufmerksam beobachteten allenthalben deutsche Augen den Horizont, denn jederzeit konnte es hinter jenen blassen Dunstschleiern entlang schleichen wie ein Rudel Wölfe, die nach einer Lücke in der Hürde, einem Augenblick der Unachtsamkeit des Wächters spähen, um hereinzubrechen: die englische Flotte! Jeden Augenblick konnte dort, vielleicht noch ehe sich für das Auge der ferne Nebel zur Gestalt von Schiffen verdichtete, der erste Schuß aufblitzen. Zerschossene Häuser, luxuriöse Badehotels und Pensionsvillen mit zertrümmerten Dächern, klaffenden Wandlöchern, ausgebrannten Zimmern hier und dort am Strande bezeugten die wirksame englische Beschießung von Hab und Gut — ihres belgischen Verbündeten.

Die Gefahr war freilich gegenwärtig wesentlich geringer als früher, denn gerade die Zone, von der aus die englischen Schiffe jederzeit noch ungesehen die Küste bombardieren konnten, ist heute unter der Oberfläche voll unheimlicher, dem Grau des Wassers gleich gefärbter Eisenbälle, die an Ketten über dem Grund hängen, etwa wie die Gummiballons spielender Kinder an ihren Schnürchen, der furchtbaren Seeminen, die einen Gürtel von Tod und Verderben vor unserer Küste ziehen. Wenn die Engländer uns jetzt erreichen wollen, so müssen sie mit großen Gefahren den Minengürtel durchbrechen, und dann fassen wir sie schon selber mit unsern Geschützen.

Digitized by Google

Todeinsam war auch der schöne, schimmernde Sandstrand, der sonst den größeren Teil des Jahres hindurch von buntestem, glänzendem Menschengetriebe wimmelte. Niemand lustwandelte auf ihm; und das war sehr vernünftig. Denn hier und dort hatte die Brandung losgelöste Seeminen angetrieben; halb vergraben im Sande lagen die riesigen zementgrauen Kürbisse da. Der pflichteifrige Chronist der Zeitgeschichte näherte sich ihnen mit einiger Hochachtung, knipste sie — bitte, recht freundlich! — mit seiner Kamera, hütete sich aber sorgfältig, „Anstoß bei ihnen zu erregen". Es ist doch eine Sache, in einem noch keinen Meter dicken Bauche die Kraft zu bergen, einen ganzen Dreadnought für Dutzende von Millionen in die Lüfte fliegen zu lassen, geschweige denn einen Kriegsberichterstatter.

Dafür aber wimmelte es in den weißen windzerzausten Dünen von heimlich geschäftigem Leben. Auf der ganzen Strecke der Küste, soweit ich sie sah, ist die Düne von unsern fleißigen Marineleuten wie von zahllosen Dachs- und Fuchsbauten durchwühlt. Schützengräben, deren schöner trockener Sand mit Flechtwerk gefestigt ist, durchschlängeln sie überall; bombensichere, sauber gezimmerte Unterstände reihen sich aneinander, sorgfältige Betonierungen, in wunderbarer Schnelle hergestellt, tragen die großen schweren Küstenbatterien. Das Ganze ist ein einziger Schutzwall von Eisen und Feuer geworden gegen eine „Invasion" der Engländer. Von der See aus sieht man so gut wie nichts davon; nur ganz in der Nähe, und auch dann eigentlich nur, wenn man es weiß, gewahrt man hier und dort über dem Strandhafer ein Stückchen Kanonenlauf oder durch den Schlitz eines sandgrauen Schutzschildes die Mündung eines Maschinengewehrs. Auf der Landseite schaut es anders aus; da ist der Absturz der Düne durchlöchert und belebt wie in einer chinesischen Lößhöhlenstadt.

Das Wetter wechselte während des ganzen Tages fortwährend. Zeitweilig kleidete sich der Himmel ganz in Grau, der Meernebel kroch bis nahe an die Küste, wütende Regenschauer stürzten über uns hernieder, deren Tropfen, wenn wir so mit 70 bis 80 Kilometer Geschwindigkeit auf der blanken Dünenstraße dahinfegten, wie Peitschenhiebe die nicht von Brille und Kappe geschützten Teile des Gesichts trafen. Himmel und Meer verschmolzen dabei in ein einziges rauschendes, zischendes

Digitized by Google

Chaos. Dann brach wieder die Sonne durch und übergoß mit herrlichem Farbenspiel die schäumende, weit hinaus klare See.

So besonders an dem großen Damm von Seebrügge, gegen den die Wogen im schrägen Sonnenlicht gelbgrau, so recht wie Andreas Achenbach die Nordsee zu malen liebte, Sturm liefen, um ohnmächtig an seinen riesigen Betonquadern zu zerschellen.

Seebrügge (Zeebrugge), das neuerdings so viel genannte, ist von sehr jugendlicher Bedeutung. Die Belgier haben eine heroische Anstrengung gemacht, um dem alten Brügge, das wegen Versandungen und des wachsenden Tiefgangs der Schiffe der Seeweltverkehr schon lange nicht mehr erreichte, zu neuem Leben zu verhelfen. In den Jahren 1895 bis 1907 baute man einen schnurgeraden Schiffahrtskanal von der Stadt bis zur See, von 70 Metern Breite und 8 Metern Tiefe, und schuf an der Küste den Hafen Seebrügge als Vorhafen für die Stadt Brügge, so wie Bremerhaven für Bremen. Über 42 Millionen kostete das Werk, und sein eindrucksvollster Teil ist die riesige Mole, die die Hafenfläche bogenförmig umgibt. Der mächtige Wall ist (nach den Angaben des Baedeker) 2847 Meter lang. Man gründete sein Fundament, indem man ungeheure Eisenkästen von 3 bis 9½ Millionen Kilogramm Gewicht auf dem Meeresboden befestigte. Hierauf türmte man Lagen gewaltiger Steinblöcke. Ein Leuchtturm wurde auf dem abgerundeten Ende der Mole erbaut, die die Hafenfläche vor allem gegen die gefährlichen Nordweststürme sichern sollte. Gegen die See schuf man dann eine Brustwehr wie eine Festungsmauer. Gegen den Hafen verbreiterte sich der Schutzwall zu einer Plattform mit Schuppen, Kranen und Eisenbahngeleisen. Alles war getan, um einem lebhaften Verkehr die Wege zu ebnen, und große Erwartungen für Brügge waren darauf gesetzt worden. Es gibt ein modernes Gemälde, das dies Wiedererwachen Brügges darstellt: Ein schönes Weib erhebt sich aus dem Schlummer und wirft den bannenden Zauberschleier von ihren leuchtenden Gliedern.

Bisher war aber noch wenig von diesen Hoffnungen in Erfüllung gegangen; sehr einsam war die mächtige Hafenfläche noch geblieben. Todeinsam war sie auch heute. Auf die Mole hatten die Engländer ihre Beschießung gerichtet, und das schöne und kostspielige Bauwerk legte ein weiteres Zeugnis für die Segnungen ab, die den Belgiern die Bundes-

Digitized by Google

genossenschaft Englands gebracht hat. Auch die Häuser der kleinen entstehenden Badestadt Seebrügge waren bei dem Bombardement der Engländer zerschossen worden. Ein Stab der Marinetruppen, der zeitweilig darin einquartiert gewesen, war ausgezogen.

Es gibt ja längs der belgischen Küste, wo sich Badeortschaft an Badeortschaft reiht, eine unzählige Menge prächtiger Quartiere, eingerichtet „mit allem Komfort der Neuzeit" und wie geschaffen für diesen Zweck. In einem dieser nahm ich auf die liebenswürdige Einladung eines dort hausenden Marinestabs das Frühstück ein, und es war sehr fesselnd für mich, nun auch einmal mit unsern Seeleuten zu plaudern, mit denen mich so viele Beziehungen verbinden. Indem sie sich gegenwärtig durch die Verteidigung der belgischen Küste an dem großen Stellungs- und Schützengrabenkriege beteiligen, das äußerste Nordende der Front von den Vogesen bis zum Meere vorstellend, spielen sie zurzeit, sollte man meinen, etwas die Rolle des Schwans auf dem Lande. Aber bei ihrem Feuereifer und der Intelligenz des großenteils ausgesuchten Menschenmaterials finden sie sich ausgezeichnet in diese Aufgabe hinein.

Der Rahmen dieses Zusammenseins war interessant genug. Es war der elegante Speisesaal eines glänzenden, ganz „mondänen" Hotels. Die Küche — von Ordonnanzen in Betrieb gesetzt — war trefflich; desgleichen der, requirierte, Inhalt des Kellers. Wir saßen bei einem Glase perlenden Sekts und schauten durch die großen Spiegelscheiben hinaus auf die See, auf der die Sonnenlichter spielten. Auch einige der luxuriös eingerichteten Wohnzimmer hatte ich vorher gesehen. „Ja, wir leben sehr behaglich hier," lachte der Kapitän, „nur daß wir ein wenig von der Laune unseres Vizewirts abhängen, der Herren Engländer, denen es jeden Augenblick einfallen kann, uns hier eine Granate zwischen die Gläser zu werfen." Früher sei die Lage freilich unangenehmer gewesen als jetzt, ehe die Bestückung der Düne vollendet war. Heute könne schließlich nichts Erwünschteres eintreten, als daß sie zu kommen versuchten.

Auch von den Unterseebooten sprachen wir und ihren glänzenden Taten. Ich hatte vorher im Lauf des Vormittags gerade eines gesehen, U .., das hier vorüberkam. Noch eben war das Meer völlig einsam

Digitized by Google

und leer gewesen. Plötzlich lag dicht neben mir am Kai ein Schiff! Schlank, rassig, der Stahlleib scharf zugespitzt, in der Mitte überragt von einem nach vorn und hinten wie ein Schiffsbug zugespitzten Turmdeck. Ein paar Dutzend kräftiger junger Seeleute standen plaudernd, lachend, rauchend auf dem glatten Verdeck und dem scharfkantigen Turm und freuten sich des Atmens im rosigen Licht.

Und auch das Gegenteil des Unterseebootes hatte ich kennen gelernt, das Fahrzeug, das sich vom Wasserspiegel in die Lüfte emporhebt, eines unserer nicht minder kühnen Wasserflugzeuge. Der Flieger, Herr Sch...., ein Mann, der schon 3000 bis 4000 Flüge hinter sich hatte, machte einen Übungsflug mit einer neuen Maschine. Ich sah mit an, wie sie ins Wasser gelassen wurde; wie sie auf ihren einem Schlitten ähnlichen Kufen behaglich auf den Wellen schaukelte, wie dann die Motorflügel zu surren begannen und sie zunächst zwei lange Wasserfurchen auf der Flut zog, bis der Motor sich eingelaufen hatte. In einem raschen Motorboot konnte ich selbst ihr hinaus auf die See folgen. Endlich erhob sie sich, sobald die gewünschte Umdrehungsziffer erreicht war, mühelos in die Lüfte und umkreiste uns nun in kühnen Bogen, anzusehen wie ein wunderlicher fliegender Fisch. Zeitweilig tauchte das Flugzeug auf die Wasserfläche hinab, erhob sich dann wieder, entfernte sich mit großer Geschwindigkeit, so daß es klein wie eine Libelle in der Ferne über dem Meere hing; dann war es wieder heran und über uns, kurz, zeigte sich als ein treffliches Werkzeug in der Hand des Meisters.

Wir sprachen gerade nach Tisch, in tiefen Klubsesseln bei der Zigarette sitzend — immer in der anregenden Reichweite englischer Granaten —, über den hübschen Eindruck, den wir von dem letzteren gehabt, als die Meldung kam, soeben sei einer unserer Wasserflieger von einem kühnen und erfolgreichen Flug zum Pas de Calais und nach Dover zurückgekehrt, und es dauerte nicht lange, da kam er selbst herein, sich beim Kapitän zu melden. Sein erst notdürftig gereinigtes Antlitz zeigte noch den helleren Sattel über der Nase, wo die Fliegerbrille gesessen hatte, und das ganze Wesen des jungen Offiziers — Oberleutnant von P......... — glühte noch von der Erregung seiner Fahrt und dem Eifer des Erfolgs. Er war der erste deutsche Wasserflieger, der nach England gekommen ist. In strammer Diensthaltung übergab er

Digitized by Google

dem Kommandanten seinen Meldezettel. Er hatte über Dover einige Bomben abgeworfen, von denen eine anscheinend in der Nähe des Hafenbahnhofs einschlug. Auf dem Spiegel der Meeresgasse zwischen England und Frankreich, die in klarem Wetter unter ihm lag, hatte er zwei Reihen von Kriegsschiffen von Küste zu Küste gesehen, die von Dover nach Calais gehende Transporte bewachten. Im Hafen von Dover hatte er eine Anzahl Schiffe beobachtet und bei einem den Kriegsschifftyp der Majestic-Klasse festgestellt. Endlich hatte er gesehen, daß in der Wasserstraße der sogenannten Downs längs der englischen Küste ein reger Handelsverkehr sich entlang bewegte. Um 9½ Uhr vormittags war er abgeflogen, gegen 1 Uhr mittags kehrte er bereits zurück. Herzliche Händedrücke des Kapitäns und der Kameraden belohnten seine kecke Tat. —

Ostende, der berühmte Vorort und Glanzpunkt der belgischen Küste, wimmelte von deutschen Soldaten. Hier hatten unsere Truppen bei der Verfolgung des Feindes nach der Einnahme von Antwerpen zuerst die See erreicht. Von einem Freunde, der dabei war, erhielt ich eine sehr lebendige Darstellung davon. Unmittelbar nach der Übergabe Antwerpens war sein Truppenteil von der Belagerungsarmee abgezweigt worden zur Verfolgung und womöglich Abfangung der abziehenden Belgier. Es war eine wilde Jagd. In Gent wie in Brügge rannten die letzten Flüchtlinge gerade zum westlichen Stadttor hinaus, während die Spitze der Unsern das östliche erreichte. Am 15. Oktober, an einem herrlichen Herbsttage, näherte man sich Ostende. Eine fiebernde Aufregung herrschte bei unsern Leuten. Würde es möglich sein, die Feinde noch zu stellen? Viele von ihnen hatten das Meer noch nie erblickt und ersehnten es mit Ungeduld. Alle fühlten das Große, das darin lag, damit nun endlich auch an die englische Welt heranzukommen. Wahrscheinlich würde man die englische Flotte sehen! — Als in der Ferne die Türme Ostendes erschienen, wurde mein Gewährsmann mit den Radfahrern vorausgeschickt. Es war eine Not, die Ungestümen einigermaßen zu vernünftigem Vorgehen anzuhalten. An verschiedenen Seiten drangen sie gleichzeitig in die Stadt ein. — Nichts mehr von den Truppen des Feindes; auch hier war er gerade eben entflohen! Auf dem Rathaus versicherte der Bürgermeister, daß niemand mehr zugegen sei. Inzwischen

Digitized by Google

kam die erste Kompagnie des nachfolgenden Bataillons heran; unverzüglich wurden Rathaus, Postamt, Hafen, Leuchtturm besetzt. Alles aber drängte vor allem, das Meer zu sehen, und die Posten an der See und auf den Landungsbrücken wurden die beneideten. Die Offiziere galoppierten auf dem weichen Badestrand umher.

Jedoch nur kurze Rast gab es an jenem Oktobertage in Ostende. Weiter ging die Verfolgung auf Middelkerke zu. Zwei Kilometer vor dieser Stadt erblickte man denn die feindliche Flotte, nicht weit von der Küste. Binnen kurzem war unsere Artillerie in Stellung gebracht und eröffnete — am 18. Oktober — das Feuer auf sie. Schleunigst zog sich der Feind auf die offene See zurück, von wo er das Feuer erwiderte. Punkt 12 Uhr mittags fiel der erste Schuß der schweren englischen Schiffsgeschütze auf die belgische Küste, und damit begann jene neue Phase des Kampfes, die bis heute, wenn auch in wechselnder Energie und mit Pausen, andauert. —

Es ging schon gegen Sonnenuntergang, als ich von Ostende, zunächst längs des Strandes, weiterfuhr. Auf der berühmten Digue von Ostende flogen wir dahin, vorüber am Kursaal, der langen Reihe glänzender Hotels bis zu dem Royal Palace Hôtel, einem der großen Prunkpaläste der Internationalen Schlafwagengesellschaft, heute freilich ebenso verschlossen wie alle andern. Binnen kurzem sausten wir an dem kleinen Mariakerke vorüber, und ich gedachte des lustigen „Pas de quatre“, den ich hier einst auf der Digue vor dem Hôtel des Bains nach der Musik eines wandernden belgischen Drehklaviers getanzt. Jenseits dieses Vorstädtchens von Ostende begann wieder neben der Straße die gelbe, windzerwühlte Düne. Das kundig gewordene Auge erkannte, wie auch sie mit Schützengräben und Kanonen gespickt war. Seltsam war die Beleuchtung, phantastisch und wild. Den Himmel überzog von Nordwesten her eine dicke, schwerlastende, dunkelblaue Wolkenbank. Das brandende Meer darunter glänzte in einem sonderbaren schwefligen Gelb.

Je weiter ich südwestwärts kam, um so lebhafter wurden die Zeichen des heftigen Kampfes, der seit den jüngsten Tagen an der Küste im Gange war. Die Gegner schienen hier zurzeit wirklich mit aller Gewalt durchbrechen zu wollen. Die Küste war bis jenseits von Westende in unserm Besitz; unsere Schützengrabenlinien liefen unmittelbar vor Nieu-

Digitized by Google



Zuwasserbringen eines deutschen Wasserflugzeugs. 1.



Zuwasserbringen eines deutschen Wasserflugzeugs. 2.
(Vgl. Seite 190.)

Digitized by Google



Das Wasserflugzeug vor dem Aufstieg.
(Vgl. Seite 190.)



Das Wasserflugzeug in der Luft.
(Vgl. Seite 190.)

Digitized by Google

port dahin. Um die Stellung und ihre rückwärtige Verbindung zu erschüttern, hatten die Feinde einen ungeheuern Artilleriekampf begonnen. Sie beschossen unausgesetzt die schnurgerade Küstenstraße, die von Middelkerke über Westende hierher führte; zum Teil mit den riesigsten englischen Schiffsgeschützen, den 38 cm-Kalibern, und mit einer wahnsinnigen Munitionsverschwendung, oft mit Granaten auf einen einzelnen Mann schießend. Bei Tage war keine Truppenbewegung über X...... hinaus möglich. Die Geschosse flogen auch in diesen etwa 8 Kilometer von der feindlichen Front entfernten Ort hinein, ja darüber hinaus. Endlich, als schon die Schatten der Abenddämmerung herabsanken, kamen wir in dem letztgenannten Orte an. Hier herrschte ein mächtiges militärisches Leben. Infanterie von der Yserlinie war angekommen, um in der Nacht die Truppen bei Nieuport abzulösen. Die engen Quartiere quollen über von Soldaten; auf den Gassen alles voller Wagen, Geschütze, Proviant- und Munitionstransporte, Feldküchen, um deren dampfende Kessel die Mannschaften mit ihren Eßnäpfen herumstanden; am Bürgersteig eine lange Reihe von Maschinengewehrkarren aufgereiht, Lastautomobile, Sanitätswagen; kurz, ein großes kriegerisches Bild, und um so eigenartiger, je tiefer die Dunkelheit wurde. Denn offenes Licht durfte nicht gezeigt werden, und so bewegte sich das alles wie graue geschäftige Schatten durcheinander.

Solange es noch hell war, hatten wir die Kommandantur — in einem kleinen Privathause — aufgesucht und in der drangvoll fürchterlichen Enge ihres Flurs, inmitten von Ordonnanzen mit allerlei Anliegen, bei einem überaus frischen und in all dem Wirrwarr glänzend heiteren und ruhigen Offizier liebenswürdigste Auskunft gefunden. Wir erklärten unsere Absicht, solange man noch sehen könnte, so weit wie möglich vorzugehen, um etwas von dem Kampf zu beobachten; natürlich zu Fuß, denn daß wir mit dem Kraftwagen nicht weiter dürften, das wüßten wir.

„Sie können das tun, meine Herren,“ meinte der Offizier, „aber ich möchte Ihnen abraten, denn es hat für Sie gar keinen Sinn. Sie sehen dort auf der Straße nichts anderes, als was Sie bisher gesehen haben, nur daß diese Straße von Granaten bestrichen wird, aus ausgezeichnet eingeschossenen Geschützen. Und das kennen Sie ja zur Genüge.

Digitized by Google

Sehen tut man dabei, wie Sie wissen, auch nichts, man ist bloß plötzlich totgeschossen. Und da Sie das Ihrem Blatt doch nicht beschreiben könnten, so hätten Sie auch davon nichts. Erst in der Nacht könnten Sie mit in die Schützengräben gehen, wenn Sie dazu besonders ermächtigt sind.“ Das war ich nun eben gerade nicht. Im Gegenteil, man hatte uns gebeten, es nicht zu tun, weil ein Zurückkommen leicht unmöglich sein könnte, und dann in den dort besonders kleinen und engen Unterständen für die Mannschaft Unbequemlichkeiten entstehen würden. Ich fragte zuletzt, wie es im ganzen bei Nieuport stände; wir hätten aus den Gesprächen des Tages mit unsern Gastfreunden den Eindruck bekommen, daß die Lage doch ernst sei.

„Na ja, natürlich,“ lachte er, „ernst ist der ganze Krieg. Aber gefährlich ist das hier noch lange nicht. Die Marine! Es sind famose Leute, furchtbar eifrig, aber ihnen ist diese Art Krieg noch neu; wir kennen das schon länger und sehen die Geschichte hier sehr ruhig an.“

Ich bewegte diese Worte und den Geist, der aus ihnen sprach, in meinem Herzen, als wir durch die Nacht nach Brügge heimwärts fuhren.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Heilige Nacht im Felde.

Für den heiligen Abend hatte ich eine sehr freundliche Einladung, an der Weihnachtsfeier beim A. O. K. der Armee des äußersten rechten Flügels teilzunehmen. So überzeugt ich indessen auch war, daß diese Feier im Mittelpunkt der heldenmütigen Heeresabteilung, die die belgische Küste gegen England verteidigt und die furchtbaren Kämpfe an der Yserlinie durchficht, und in Gegenwart ihres obersten Führers schön und stimmungsvoll sein würde — und ich habe bereits erfahren, daß sie es wirklich gewesen ist —, es lag mir doch mehr daran, die Christnacht möglichst bei unsern Leuten draußen an der Front zuzubringen. Daher erbat ich die Erlaubnis, an diesem Tage zu unsern Stellungen an der Yser, in der Gegend des vielgenannten Dixmuiden, zu gehen.

Der Kraftwagen führte mich und einen Kollegen, Berichterstatter österreichischer Blätter, am Nachmittag des 24. Dezembers über Thielt und Thourout bis zu den ersten Häusern des Dorfes Beerst, das nur noch drei Kilometer von der Yser entfernt war. Weiter durfte das Gefährt nicht vorwärts. Es wurde hier in Deckung gestellt, während wir in dem Quartier des Stabes des hier liegenden Bataillons die nahe Dunkelheit abwarteten, die uns gestatten sollte, bis in die vorderste Linie zu gehen.

* * *

Die französische Wanduhr schlug 6. Es war Zeit. Wir traten aus dem warmen, freundlich erleuchteten Zimmer des Quartiers auf die winterliche Dorfstraße. Mit uns unser Gastfreund und Führer

Digitized by Google

Leutnant d. R. B......, Adjutant im Stab des Bataillons, ein blondbärtiger Germane, aus Schleswig-Holstein gebürtig, von frischen Farben und frischem Wesen. Ferner ein junger Unterarzt desselben Stabes, der die vorgeschobene Stellung, die wir aufsuchen wollten, auch noch nicht kannte. Endlich zur Begleitung noch ein kleiner Soldat, fast noch ein halbes Kind; er trug mir über der Schulter einen Sack mit kleinen Geschenken, die ich mitgebracht hatte.

Am Himmel war der letzte farbige Schimmer des Tages verschwunden. Dafür hatte aber der halbvolle Mond, der am Nachmittag wie ein feines Federwölkchen im Blau gestanden hatte, Kraft gewonnen und übergoß nun die Dorfstraße mit einem zarten, blassen Licht. Frostahnung lag in der Luft, kein leisester Windhauch regte sich; es war, als ob man die Stille knistern hörte.

Stille? Ja, was man hier so Stille nennt. Aus irgendeiner Ferne klang dumpfer Geschützdonner herüber. Es mochte bei Ypern sein oder auch an der Seeküste bei Nieuport. Aber den ist man ja so hier gewohnt als Unterton alles andern, daß man ihn kaum noch mit Bewußtsein hört.

Nirgends verriet ein Lichtschimmer eine Spur von Leben in den niedrigen Häusern. Das ganze Dorf schien ausgestorben, verlassen, wie ich nun schon so viele, viele kennen gelernt. — Doch das sich gewöhnende Auge erkannte bald, daß es nicht so war, daß es sich hier und da im Schatten der Häuserwände regte. In kleinen Gruppen standen unsere Leute, kaum sichtbar in dem Feldgrau ihrer Kleidung, vor den Türen, sie wandelten einzeln und zu zweien in halblautem Geplauder oder auch schweigend dahin. Sie gehörten zu einer Kompagnie, die schon um 5 ihre Weihnachtsfeier gehabt hatte. Einer ihrer Kameraden, ein Kriegsfreiwilliger, Student der Theologie im sechsten Semester, hatte ihnen eine Predigt gehalten, und nun ergingen sie sich still für sich, im Gedankenbann der begonnenen heiligen Nacht. In der Kirche des Dorfes hatte eine Feier nicht sein können; sie war längst zu einem Trümmerhaufen verbrannt und zerschossen; wir kamen an den emporstarrenden Giebeln ihrer leeren Ruine vorüber. Von den Häusern schienen viele noch unversehrt; aber es war meist nur das umschleiernde Mondlicht, das die Schäden verdeckte. Unser Führer zeigte uns, wie fast überall Wände und Dächer der noch stehenden

Digitized by Google

Gebäude die Spuren von Granaten und Schrapnells aufwiesen. Im Hause neben dem Quartier des Bataillonsstabes hatte erst vor wenigen Tagen eine Granate das Dach durchschlagen und fünfzehn Leute getötet oder verletzt; man sah, wie das Dach notdürftig wieder geflickt worden war. Er zeigte uns auch hinter jedem der belegten Häuser, auf ihrer vom Feinde abgewandten Seite, die mit Balken und Erde gedeckten unterirdischen Unterstände, in die sich, sobald eine heftigere Kanonade auf das Dorf begann, alle Insassen eilfertig aus den Wohnungen, wie aus einem gestörten Ameisenhaufen herauslaufend, hineinflüchteten. Ein eigenartiger Anblick war es, in einer hell vom Mond beschienenen Hauswand, etwa einen Meter über dem Boden, noch einen jüngst hier eingeschlagenen „Blindgänger" zu sehen. Die Granate, noch unkrepiert, steckte wie eine dunkle Flasche zur Hälfte in der weißen Wand; man hatte sie bisher noch nicht entfernt, weil man nicht recht wußte, wie man ihr beikommen sollte.

Die Häuser der dem Feind zu gelegenen Westseite des Dorfes waren nicht mehr belegt, man hatte sie samt ihren Unterständen wegen allzu großer Gefährdung aufgegeben, und die immer wieder einschlagenden Geschosse hatten sie seitdem größtenteils in Trümmer verwandelt.

Jetzt lag das letzte hinter uns, wir passierten die Wache am Dorfeingang, und dann breitete sich nur noch die einsame Nachtlandschaft vor uns. Geradeaus lief die gepflasterte Landstraße nach Dixmuiden als ein blasser, in der Feuchte ihres Steinpflasters schimmernder Streif. Rechts und links dehnten sich dunkle, schwarzbraune Flächen; waren es Wiesen, Äcker oder Moor, es war schwer zu unterscheiden. Zwischen ihnen die zahllosen, breiten, schnurgeraden Wassergräben, die in diesen Gegenden statt der Hecken die einzelnen Parzellen abteilen und die, weil zu tief und schlammig zum Durchwaten, dieses Gebiet zu einem der militärisch schwierigsten Gelände machen, die es gibt. Ein dünner Frostnebel schwebte über dem Boden, ganz fein, aber doch hinreichend, das Mondlicht zu verteilen, so daß alle scharfen, verdeutlichenden Schatten verschwammen und ein leichter silbriger Glanz alles umfloß, der schon in zwei bis dreihundert Metern Abstand die Dinge in sich auflöste.

Und das war gut so. Denn auch die Landstraße, die unter dem Feuer des Feindes lag, war keineswegs ganz einsam. Ein heimliches

Digitized by Google

Leben pulsierte auf ihr, seit die heilige Nacht herniedersank. Von Zeit zu Zeit lösten sich vor uns aus dem Schatten eines Baumes oder eines zerschossenen Gehöftes nebelhafte Gestalten los. Wachtposten. Seltsam klang ihr halblautes „Wer da?" durch die große Stille, und die Antwort unseres Führers: „Gut Freund! Stab des . . . ten Bataillons!", der dann einige freundliche Erkundigungsworte zu folgen pflegten. „'n Abend, Leute, wie geht's? Habt ihr auch einen trockenen Raum? Seid ihr warm angezogen? Es wird kalt werden heut nacht — wenn es nicht etwa ‚heiß' wird. Na, frohes Fest — morgen oder übermorgen; wer zuletzt lacht, lacht am besten." Von Zeit zu Zeit kam es auch aus der silbrig verschleierten Ferne auf der Landstraße, deren Reihen kahler, vom ewigen Westwind dieser Gegenden schräggestellter Pappeln in das geheimnisvolle, lichte Nichts hinausliefen, im Klang rhythmischer Schritte heran: abgelöste Abteilungen unserer Truppen aus den vorderen Schützengräben. Erst in der Nähe wurden sie deutlich. Wie immer, gingen sie in einzelnen Gruppen, mit Abstand, nicht in dichter Masse, damit nicht eine unglücklich einschlagende Granate zu zahlreiche Verluste schüfe. Auch hier im Vorübergehen halblaute Rede und Widerrede, aber kein Aufenthalt. Sie hatten es eilig, denn für sie ging es ja heut, gerade noch zum heiligen Abend, ins Quartier. Andere ähnliche Abteilungen kamen von gewundenen Seitenwegen heran, unerkennbar woher, und mehrten den leis durch die Nacht dahinflutenden Strom der zur Weihnachtsfeier Eilenden.

Wie an der ganzen deutschen Front, so war man auch hier auf die Möglichkeit gefaßt, daß der Gegner gerade die Christnacht zu einem Überfall benutzen würde. Wußte er doch sehr wohl, daß diese Nacht, die für ihn selbst sehr wenig bedeutet, für den Deutschen die Zeit seines heiligsten, innigsten Festes im Jahre ist, die Zeit seines tiefsten Heimatgedenkens, der Freude und Sehnsucht, wohl geeignet, seine gewöhnliche Wachsamkeit einzuschläfern und seine Widerstandskraft zu verringern. Darum aber hatte man unsererseits dafür gesorgt, daß gerade diese Nacht die Wachsamkeit besonders verschärft würde. Die Besatzungen in den Schützengräben und die Wachtposten auf den Zugangswegen waren verstärkt worden, verdoppelt und mehr; die Mannschaften in den Be-

Digitized by Google

reitschaftsposten unmittelbar dahinter, von denen aus die Besatzungen der Gräben und Wachen und die Patrouillen vorgeschoben werden, ebenfalls, und die Truppen in den nächsten Quartieren hinter der Front waren darauf hingewiesen worden, daß sie alarmbereit zu sein hätten. Die Vorgesetzten hatten die Leute eindringlich auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die die Christnacht für sie barg. Unter anderm war auch das schöne Gedicht von Ostini aus der Weihnachtsnummer der „Jugend“: „Habt acht!“ — — —

Laßt Euch beim Summen der Weihnachtsglocken
Von Traum und Frohsinn nicht verlocken,
Seid dreimal schärfer noch auf der Wacht
In der Weihenacht! usw.

besonders gedruckt, verteilt und angeschlagen worden. Sie hatten es alle begriffen und mit vollem Verständnis sich den Anordnungen gefügt. In den vorderen Stellungen, dort, wo jeder Lichtschein verboten ist und jedes mehr als geflüsterte Wort dem Feind die Position verrät, konnte natürlich überhaupt keine Weihnachtsfeier stattfinden; die Besatzungsmannschaften sollten sie zwei Tage später begehen, nach der Ablösung. Um so froher waren diejenigen, die man gerade heute noch rechtzeitig abgelöst hatte, so daß sie die Weihnachtsfeier im Ruhequartier erreichen konnten.

Mancherlei erzählte im Wandern unser Geleiter über das, was er in den vergangenen Monaten des Krieges mit seiner Truppe auf den verschiedenen Gefechtsfeldern erlebt und erlitten, bei dem Zug durch Belgien, bei den Kämpfen an der Seeküste, bei Nieuport, am Yserkanal usw., schlicht und einfach, als ob dies gar nicht anders hätte sein können. Mir ergab sich aber daraus um so ergreifender, wie Truppe und Führer, obwohl in den schweren Verlusten mannigfach erneut, in Not und Tod allmählich zu einer von viel mehr als dienstlichen, von männlichen Freundschaftsbanden umschlossenen Einheit zusammengewachsen waren. Es war noch gar nicht lange her, da war hier auf diesem Wege, an der Stelle, wo wir eben gingen, der Kommandeur seines Bataillons, Major St....., neben ihm, mitten in einem Geplauder wie wir, plötzlich nieder auf das Angesicht gestürzt, tödlich getroffen von einer der vom Gegner ziellos in die Nacht gestreuten Kugeln. Sie hatten den Körper, einen von ihm gelegentlich geäußerten Wunsch im

Digitized by Google

Gedächtnis hegend, nach Ostende gebracht, wo er mit den Seinen ruhmvoll gekämpft hatte, und dort in trockenem Land bestattet, nicht hier, wo die Überschwemmung nur ganz flache Gräber ermöglicht. Glücklicher war bisher sein Nachfolger in der Führung der Truppe, Hauptmann W....., gewesen; er hatte unlängst in einem einzigen Gefecht einen Schuß durch den Stiefelschaft erhalten, ein zweiter hatte ihm das Brillenfutteral in der Tasche zertrümmert, und im Quartier fand sich nachher, daß noch eine dritte Kugel ihm in den Rock gefahren und, ich weiß nicht mehr, an welchem Hindernis abprallend, in seiner Tasche steckengeblieben war. Er selbst war wie durch ein Wunder dabei völlig unversehrt geblieben.

Auch von den Leuten erzählte Leutnant B...... allerlei Züge. Es sei eine wahre Lust, mit diesen Prachtkerlen zusammen zu arbeiten. Unter anderm sprach er von dem jungen Soldaten, der, außer Hörweite, hinter uns herging, mit besonderer Liebe; es sei ein ganz famoser kleiner Kerl, fix, anstellig, unermüdlich, zu jedem, auch dem gefährlichsten Auftrag sofort bereit. „Neulich lagen wir einmal in einer nassen, scheußlich kalten Nacht draußen im Dreck. Plötzlich kam er irgendwoher aus der Dunkelheit angekrochen, ich hatte keine Ahnung, wo er gelegen, und legte mir noch seine eigene Decke über. Ich wollte sie nicht nehmen, aber er sagte: ‚Lassen Sie doch man, Herr Leutnant, ich komme schon mit dem Karl unter seiner Decke mit unter.' Und weg war er."

Allgemach war nun aber die Nacht um uns doch einsam geworden. Wir mußten auf der Landstraße, die noch immer vor uns ins Nichts hinauslief, schon nahe an Dixmuiden sein, der bekannten furchtbaren „Hölle" der Kämpfe um die Yserlinie. Das Schweigen ringsum — von dem fernen Rollen und Grollen abgesehen — bekam allmählich etwas Unheimliches, die Nerven Aufstachelndes; man dachte daran, daß jeden Augenblick aus dieser finsteren Stille heraus das rasende Gebrüll der feindlichen Feuerschlünde uns gegenüber an der Yser losbrechen konnte, von denen wir jetzt nur noch wenige hundert Meter entfernt waren.

Wir waren in das Gebiet der künstlichen Überschwemmung gelangt, mit deren Hilfe die Belgier, nach dem Muster ihrer niederländischen Vorfahren in den Spanischen Kriegen, den letzten Rest ihres Landes

Digitized by Google

gegen uns zu verteidigen suchen. Zu beiden Seiten der Straße waren größere und immer größere Wasserflecke innerhalb der dunkeln Landmassen aufgetaucht, bis zuletzt zur Rechten des erhöhten Chausseedammes sich eine zusammenhängende Wasserfläche ausdehnte, die sich in dem fahlen Mondlicht unabsehbar zum Horizont hinauszog, unterbrochen nur hier und dort durch einzelne Erdstreifen und einige nähere und fernere inselförmige Landreste, die mit undeutlichen Massen: Büschen oder verlassenen Gehöften, besetzt schienen.

„Meine Herren," sagte unser Führer, „der Weg wird jetzt etwas moddrig", und bog rechts ab von der Chaussee, wo einer der erhöhten Landstreifen sich ins Wasser hinausstreckte. Der Ausdruck „etwas moddrig" war freilich ungefähr so, wie wenn jemand vom Trommelfeuer schwerer Artillerie sagt, es sei „etwas geräuschvoll". Das weiche, nur wenige Zoll über das Wasser emporragende und von ihm durchsetzte Erdreich des ehemaligen Dammes, auf dem wir weitergingen, war durch die Hunderte über ihm hingestapfter Soldatenfüße in einen einzigen nassen, fast grundlosen Brei verwandelt, wo der tastende Schritt nur mit Mühe noch Stellen auffand, an denen man nicht bis über die Wade versank. Eine fürchterliche Waterei begann. Es galt die größte Vorsicht, um in dem ungewissen Licht nicht auszugleiten und in den Wassergraben nebenan oder in den klebrigen Morast unter uns zu fallen — welch letzteres einem von uns auch alsbald begegnete. Es galt aber auch, nicht mit Patschen und Quatschen der Füße allzuviel Lärm zu machen. Ohnehin schien schon der ärgerliche halblaute Ausruf des Gestürzten in der schalltragenden Winternacht die Aufmerksamkeit des Feindes erregt zu haben: denn plötzlich ging es „päng — päng — —" vor uns in der Dunkelheit, und „huip! — — huip! — —" flog es mit leisem, kurzem Pfeifen über unsere Köpfe hinweg — Gewehrschüsse! Und einmal begonnen, hörte nun die Schießerei nicht wieder auf. Zwar sieht man ja auch bei Tage die Geschosse nicht, aber in der unsichern Beleuchtung der halbdunkeln Nacht machte dieses unsichtbare Pfeifen über uns und um uns einen doppelt sonderbaren Eindruck. Irgendwo durch die Luft zog der Tod; wie nah, wußte man nicht. Einige Male schienen die Geschosse dicht neben uns in das Wasser hineinzuzischen. Aber das konnte Selbsttäuschung sein. Wie sonderbar, daß

Digitized by Google

zur selben Stunde, wo wir hier so wanderten, anderswo von Millionen Lippen die süße Melodie emporstieg: „Stille Nacht! — Heilige Nacht! —" Im Herzen erklangen mir die wundersamen alten Worte, die niemand wieder vergißt, der sie in seiner Kindheit gelernt hat: „Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren —" und so fort in der unvergänglichen Schönheit der frohen Botschaft bis zu dem gewaltigen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Hirten auf dem Felde bei ihren Herden? — In dem glatten Wasser zu seiten des Dammes gewahrte ich schon lange seltsame Buckel hier und dort, wie erratische Steinblöcke, anfangs fern, bald nah und näher, endlich einer dicht neben mir; ein fader, widerlicher Geruch stieg auf; jetzt sah ich's: es waren tote Kühe. In dem Kugelregen der vergangenen Gefechte um diese Gegenden zufällig erschossenes Vieh, das hier zu vielen, vielen Hunderten umgekommen ist und nun aufgetriebenen Leibes von den Überschwemmungswassern umhergeschleppt wird. Niemand kann sie ja bestatten; bei Tage ist das Gebiet unbesuchbar wegen der Geschosse des Feindes, nachts wegen der Untiefen und Moräste. Immer neue tauchten auf: schrecklich anzusehen. Hier und da schimmerte das Mondlicht in den verglasten Augen; anderswo ragte ein Bein, ein Horn spukig, wie winkend, aus dem Wasser.

Allmählich wurde der kaum noch über das Niveau sich erhebende Schlammstreifen immer ungangbarer; doch ertastete man sich jetzt hier ein Brett, dort einen Fensterladen oder eine Tür oder eine im Morast verborgene Leiter, die die Soldaten im Laufe der Wochen hierhergeschleppt hatten, um den Pfad gangbar zu halten. Endlich überflutete ihn das Wasser, und wir gingen streckenweise auf schmalen, schwankenden Brückenstegen weiter.

Jetzt verdichtete sich eine Schattengruppe vor uns zu ein paar niedrigen Häusern, die mit einigen Bäumen auf einer kleinen, rings

Digitized by Google

von Wasser umgebenen Inselfläche lagen. Durch einen zertretenen Kohl- oder Gemüsegarten, wie es schien, kamen wir heran und standen nun im Schatten einer niedrigen Hauswand, flüsternd empfangen von einigen erst ganz in der Nähe sichtbar gewordenen Posten. Ein Pochen an einer Brettertür: im Innern ein halblauter Befehl: „Licht weg — zum Donnerwetter!“ Dann öffnet sich die Pforte, aber nur zu einem schmalen Spalt — wir schlüpfen einer nach dem andern hinein, und erst als alle darin sind und die Tür wieder geschlossen ist, flammt eine elektrische Taschenlampe auf; eine Ordonnanz führt uns durch einen leeren Vorraum in ein von einer Petroleumlampe matt erleuchtetes Zimmer, zurzeit das Gemach des Offiziers, der diesen Posten hier befehligt. Die Fenster sind dicht mit Stoffen verhängt; in der Wand ihnen gegenüber sehe ich eine Menge Löcher; es sind Spuren der Kugeln, die durch die Fenster hereingeschlagen sind. Sonst ist der Raum mit einigen Stühlen, Bett, Tisch, Ofen einigermaßen wohnlich ausgestattet und ist wenigstens warm und anscheinend trocken. Auf dem Tisch steht ein winziges Weihnachtsbäumchen, etwa einen Fuß hoch, wie es von daheim in Feldpostpaketen verschickt wird.

So war denn das liebliche Symbol unseres deutschen Christfestes doch auch hierher gelangt, bis an den äußersten Rand der eisernen Mauer, die deutsches Land, deutsches Wesen und deutsche Macht heut gegen die Welt der Feinde abschließt!

Das ist freilich auch alles, was an Weihnachtsfeier hier zu gewahren ist; alles andere ist höchste Spannung und Kampfbereitschaft. Der junge schlanke, sehr gut aussehende Offizier, der uns freundlich empfängt und uns bei einem rasch gebotenen Trunk allerlei von dem Ort hier und den vergangenen Kämpfen um ihn erzählt, hat dabei die Hand fast immer am Telephon; er spricht dazwischen, wie es scheint, mit einem vorgeschobenen Wachtposten in einem Beobachtungsstand, der allerlei Aufmerksamkeit Erregendes vom Feind berichtet. „Gut, gut — wo ist es? — ach da — ja, ich weiß — ich werde gleich noch Leute hinschicken.“ Dann plaudert er weiter. Bei Tage, so erfahren wir, dem Gehöft zu nahen oder es zu verlassen, ist ganz unmöglich; gegenüber müssen Scharfschützen liegen; sobald jemand aus der dem Feind zugekehrten Haustür auch nur den Kopf herausstreckt, ist er fast mit Sicher-

Digitized by Google

heit getroffen. Lautes Sprechen — von Singen ganz abgesehen — ist selbst im Innern des Hauses nicht erwünscht.

„Wollen Sie die Besatzung meines Postens sehen? — dann kommen Sie mit.“

Durch ein paar dunkle Räume geht es, eine Treppe hinab, eine niedrige Tür öffnet sich zu einem großen Vorratskeller. Der ursprünglich reichlich hohe Raum ist so tief mit Stroh beschüttet gegen die Bodenfeuchte, daß er ganz niedrig geworden ist; man kann kaum aufrecht darin stehen. Er ist so aber einigermaßen warm und behaglich geworden. Einige dreißig bis vierzig Mann liegen und hocken darin bei dem trüben Licht einiger Lämpchen, rauchend, plaudernd, einige lesend, alle aber vollkommen angekleidet, die Waffen bereit. Ein paar Grüße und Scherzworte mit ihnen, dann heißt es weitergehen; wir haben das Gefühl, daß die Stimmung dieser Männer hier zu ernst und gespannt ist für einen längern „Schwatz“.

Nach Löschen des Lichts treten wir hinaus ins Freie, nun doch durch die verpönte Tür. Das Mondlicht erscheint unangenehm hell, und rasch huscht man über den beleuchteten Hofraum in den Schatten eines Stalles, wo eine Wache auf und ab geht. Zwischen Haus und Stall fegen immer die Kugeln hindurch; die Feinde müssen darauf festgeschraubte Gewehre eingestellt haben. „Vorgestern ist eine Granate hier durchgegangen; die Ecke hier am Stall hat sie abgeschlagen“, flüsterte die Wache und weist auf eine große herausgeschlagene Lücke in der Stallkante.

„Interessieren Sie sich auch für meine Schützengräben?“ fragt der junge Offizier. „Dann zeige ich Ihnen wenigstens den nächsten.“ Und er führt uns über einige Brücken auf ein benachbartes größeres Stück Festland. Hier tiefen sich, erst in nächster Nähe von dem braundunkeln Boden sich abhebend, die geschlängelten Gräben — ach so flach, so primitiv, wenn ich an die Kunstwerke denke, die ich anderswo gesehen! Aber man kann sie hier nicht tiefer machen, weil sonst das Wasser kommt, und nicht kunstvoller in dem weichen Schlammland. Lautlose Schatten, wandern wir an den Gräben dahin, hier und dort ein paar ebenso lautlose, schattengleich auftauchende Männer begrüßend, die fast regungslos, aber spähenden Auges darin stehen. Und „päng—päng!“

Digitized by Google

geht es immer noch von drüben aus dem dunstverschleierten Westen, und „huip! — huip! —" zieht es über unsere Köpfe.

Dann verabschieden wir uns von dem Offizier, ohne viel Worte, aber mit herzlichem Händedruck, der alles wünscht, was man hier in dieser seltsamen Christnacht wünschen kann. Wir müssen eilen, wenn wir, wie wir versprochen haben, zur Weihnachtsfeier der . . . Kompagnie im Dorf noch zurück sein wollen.

Rückwärts geht es denselben Pfad. Hinter mir der kleine Soldat mit dem wesentlich erleichterten Geschenksäckchen; vor mir die andern. Ich sehe sie in einer Reihe, wunderliche Schemen, über die Brückenstege gehen, die flimmernd und glatt geworden sind im beginnenden Frost. Die Wasserflächen unter ihnen fangen an, trüb und starr zu werden vom sich bildenden Eis. Über mir blitzt winterscharf, in seiner Leuchtkraft sich auch neben dem Mondlicht behauptend, das schöne Sternbild des Orion, mit Rigel und Beteigeuze zu beiden Seiten, und weiterhin das funkelnde Paar Kastor und Pollux. Und mir ist schwer und groß zumute. Wie oft und in wie seltsamen Lagen habe ich zu diesen mir so lieben Sternen emporgeschaut. Tief im Innern fremder Erdteile sind sie mir Vertraute gewesen; auch mehr als einmal in der Christnacht; an unverlierbare Stunden tiefinnern Erlebens und innigsten Heimgedenkens erinnern sie mich. Heute aber fügt sich all diesen seltsamen Nächten die größte und seltsamste hinzu, die heilige Nacht im Felde, in des Feindes Land, hier zwischen Sumpf und eisigen Wassern, unter den Männern, die der fernen Heimat durch ihr Heldentum den Frieden schaffen, in dem sie das große deutsche Fest der Liebe wie sonst begehen kann. Kein Summen der Weihnachtsglocken, wie es in dem Liede Ostinis heißt, tönt in Wirklichkeit bis hierher; aber es ist doch, als rührten meine Wangen die leisen Wogen des unendlichen Meeres von Liebe, Sehnsucht und Dank, das in dieser Stunde aus vielen Millionen deutscher Herzen emporquillt und zu seinen fernen Söhnen herüberdrängt.

* * *

So sah der heilige Abend aus in einem der äußersten Vorposten am Rande der Yserüberschwemmung, dort wo in der Hörweite des Feindes kein Weihnachtsvers gesungen, kein Lichterglanz entzündet werden

Digitized by Google

durfte. Nun will ich noch erzählen, wie es in einem der etwas mehr zurückgelegenen ersten Quartierdörfer zuging, wo man doch den Christbaum brennen lassen konnte, wenngleich auch nur mit allen Vorsichtsmaßregeln und in Alarmbereitschaft.

Wohlbehalten hatte uns unsere Nachtwanderung, an den von neuem anrufenden Posten vorüber, zu dem so mannigfach zerschossenen und wiedergeflickten Dorf zurückgeführt, von dem wir ausgegangen waren. Die meisten Kompagnien hatten dort inzwischen ihre Weihnachtsfeier schon gehalten, nur zu einer der letzten, der Maschinengewehrkompagnie, kamen wir noch gerade zurecht und suchten, nach eiligster Reinigung von unserm Wegschlamm, sie auf.

Die Dorfstraße lag im weißen Mondglanz noch ganz so scheinbar verlassen da wie zuvor. Auch jetzt noch verriet nirgendwo ein Lichtschimmer aus den Fenstern, daß die Ortschaft belegt sein könnte. Wir betraten ein niedriges, kreidig vom Monde beschienenes Haus und fanden im Innern einen langen gedrückten, weißgetünchten Raum, ein ehemaliges Schulzimmer, das bis auf das letzte Eckchen erfüllt war von einigen hundert dicht gedrängt stehender Männer. In der Mitte ein vom Boden bis zur Decke reichender Tannenbaum, einfach, aber hübsch mit brennenden Lichtern, Lametta, bunten Papiersternen und Watteschneeflocken geschmückt. Vor ihm ein Harmonium, das aus einer von den Granaten bisher verschonten Kapelle stammte. Sonst keinerlei andere Zurüstungen; nur daß die Fenster sorgfältig verhängt waren. Der Bataillonskommandeur, Hauptmann W....., derselbe, von dessen Rückkehr aus einem Gefecht mit von Kugeln durchlöcherter Kleidung ich erzählte, leitete die Feier durch ein paar kurze, einfach-herzliche Worte ein. Dann setzte sich ein Soldat an das Harmonium, und nun stieg wirklich, nicht nur im Gedanken, auch hier das alte, unsäglich süße Weihnachtslied, das der Deutsche am meisten liebt, zum Himmel empor: „Stille Nacht — heilige Nacht —."

Es war einer der Augenblicke, wo es auch einem Mann die Kehle zuschnüren konnte und man Mühe hatte, gleich richtig mitzusingen. Wundervoll rollte der schöne Gesang der jungen, starken, ernsten Männerstimmen dahin. Nie habe ich so wie hier die innige Schönheit dieser Melodie empfunden. Wie mit weichem Flügelschlag setzt sie ein: „Stille Nacht — heilige Nacht!"; es ist, als ob Engel mit großen goldenen Fittichen langsam über die schlummernde Erde daherschweben. „Hirten

Digitized by Google

erst — kund gemacht — —", klingen die sich ablösenden Intervalle nicht, als begännen auf den Türmen die Glocken zu läuten? Weiter zieht dann die Melodie ruhig und selig dahin, bis das „Christ der Retter ist da" wie aus einer sich weitenden Brust jubelnd emporsteigt. Hierauf schwebt sie sanft in reinen Dreiklängen abwärts, wie wenn unendlicher Friede sich über uns herniedersenkt.

Das Herz aber mühte sich wieder, die ergreifende Größe des Gegensatzes zu erfassen zwischen der lieblichen Milde dieser Klänge und dieser Worte, der seligen Friedenswonne des Weihnachtsevangeliums, der Innigkeit, mit der sich alle diese Männer hier dem Weihnachtsgedanken hingaben, und auf der andern Seite dem grimmen Kampf auf Tod und Leben der größten Völker der Erde, der in Wahrheit im Gange ist und in dem sie mitten darin standen, die Waffen in der Hand, gestern, zum Teil heute noch, und wohl morgen wieder. Ja, niemand bürgte dafür, daß nicht im Augenblick die niedrige Decke über uns krachend barst und die feindliche Granate in unsere Mitte einschlug!

Wundervoll war der Anblick all dieser kraftvollen schlichten Männer in ihrem einfachen, ernsten Feldgrau, viele das Eiserne Kreuz an der Brust. Alle hatten sie oftmals Schlachten und Tod gesehen, alle hatten sie Kameraden verloren und — ihre Vorgesetzten sagten es uns mehr als einmal — jeder von ihnen war ein „Held". Ihre Gesichter waren im Gesang ernsthaft und feierlich, man fühlte, wie sie an die Heimat, an alles Liebe darin, dachten. Aber sie waren nicht weichlich. Das will ich besonders hervorheben. Sie waren bewegt, aber von schwächlicher Rührseligkeit habe ich an diesem ganzen heiligen Abend nirgends eine Spur gesehen. Wenn etwas, so hat mir gerade diese männliche Gehaltenheit unserer Leute einen tiefen Eindruck gemacht.

An das Lied schloß sich eine sehr schöne, so recht den Ton, der hier verstanden wurde, treffende Ansprache eines Kameraden. Im Zivilverhältnis war er Volksschullehrer. Er betonte namentlich das Band der Liebe, das unsichtbar in dieser Stunde das deutsche Volk daheim: Eltern, Schwestern, Brüder, Gattinnen, Bräute, Kinder, mit uns hier draußen zusammenknüpfte. Auch er sprach sehr einfach, ohne Sentimentalität, und man merkte, wie es gerade darum gefiel. Hierauf folgte der Gesang von „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachts-

Digitized by Google

zeit". Dann trugen, nach der Neigung, die bei uns das Volk überhaupt hat, die aber in diesem Krieg ganz besonders hervortritt, der Freude an Gedichten, ein paar Soldaten Dichtungen vor, selbstgeschaffene, die in verschiedener Form dem Großen und Merkwürdigen dieser Weihnachtsfeier fern im Feindesland Ausdruck gaben. Einer von ihnen gab mir nachher auf meine Bitte die seinige. Sie ist zu lang, um hierher gesetzt zu werden, schilderte aber sehr hübsch zuerst das zerschossene Dorf, das überschwemmte Land, die heißen Kämpfe der vergangenen Wochen. Dann malte sie den Gegensatz der gegenwärtigen friedlichen Weihnachtsfeier dazu aus, sprach von der Weihnacht zu Hause voller Bewegung, bat Gott, uns doch wieder zuteil werden zu lassen, was uns einstens war, endigte aber nicht damit, sondern mit einer frohen Zuversicht auf einen guten Ausgang des Kampfes mit Gottes Hilfe und mit einem Worte des Kaisers, daß das vereinte Deutschland nie bezwungen werden könne.

Das letzte gemeinsame Lied war das alte, das der deutsche Soldat nicht missen will, und das er schon 1870 in Feindesland so viel gesungen hat: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter." Als es verklungen, ergriff der Bataillonskommandeur noch einmal das Wort. Er rief eine Anzahl der Anwesenden bei ihren Namen vor und überreichte ihnen einzeln das Eiserne Kreuz, das schönste Ehrenzeichen, das der deutsche Soldat tragen könne und das Seine Majestät der Kaiser ihnen zum heutigen Tage verliehen habe. Er zeigte ihnen dann, wie das Band zu knüpfen sei, und drückte jedem einzelnen herzlich die Hand. Beglückwünschend umdrängten die Kameraden die Ausgezeichneten.

Und nun kam ein Augenblick der Verlegenheit für mich selbst. In der Meinung, daß an die Feier sich eine Bescherung anschlösse, hatte ich gebeten, um nicht ganz als müßiger Gast mit leeren Händen zu kommen, auch meine bescheidenen Gaben dabei mit hingeben zu dürfen. Infolge des Mangels an Raum fand jedoch hier ein Geschenkaufbau nicht statt, die Liebesgabenpäckchen sollten erst nachher in den einzelnen Quartieren zur Verteilung gelangen. Von mir aber verkündete der Chef jetzt, Ruhe gebietend, daß ich den Soldaten Grüße und Gaben aus der Heimat mitgebracht hätte. Ich war ganz erschrocken und bin, glaube ich, sehr rot geworden. Es war durchaus gegen meine Absicht, plötzlich so im Mittelpunkt dieser Schar wackerer Männer zu stehen, bei denen

Digitized by Google



Von den Engländern versenkte Lastschiffe im Kanal bei Chauny.



Deutsche Schiffbrücke bei Antwerpen.

Digitized by Google



Verschütteter französischer Tunnel, von den deutschen Eisenbahntruppen wiederhergestellt.

(Vgl. Seite 214.)



Deutsche Jäger überschreiten eine Waldlichtung in den Vogesen.

Digitized by Google

ich mich doch nur als ein ganz bescheidener und bewundernder Gast fühlte. Aber wer ins Wasser geworfen wird, muß schwimmen. Mir kam mit einem Male die Erinnerung daran, wie ich vor wenig Wochen erst auf Urlaub in unserem Vaterland geweilt und Zeuge gewesen war, mit welch glühendem, alles andere ausschließendem Eifer dort jedermann für das Weihnachten unserer Truppen vorgesorgt hatte, Geschenke zusammentragend, mit der Phantasie sich ausmalend, wie es wohl zum Christfest dort draußen an der Front aussehen möge, und sorgend, ob die Gaben rechtzeitig hierher gelangen würden. Nun hatte mich ein freundliches Geschick zum heiligen Abend selber an eine der Stellen geführt, die heute Millionen mit der Seele suchten. Da war es doch leicht, ein paar Worte zu sprechen, sie drängten sich von selbst über die Lippen. Und weil sie von Herzen kamen, so fanden sie auch ihren Weg dahin. Und so verstanden, glaube ich, all die Männer auch richtig, wie es gemeint war, als ich dann im Namen einer deutschen Frau, der meinigen, die bescheidenen kleinen Weihnachtsgaben verteilte, die sie mir für deutsche Soldaten an der Front ausgesucht und mitgegeben hatte: Zigarren, Tabak und Tabakspfeifen, kleine Kalender von 1915, Notizbücher, Volksliedersammlungen, Feldherrenbilder — Hindenburg war am begehrtesten —, gerahmte vaterländische Sprüche u. dgl. Wahllos nahm ich sie wie ein Weihnachtsmann aus dem Sack und verteilte sie in die ausgestreckten Hände der Umstehenden, von denen sie dann weiter durch den Saal wanderten. Und ich gestehe, daß ich sehr glücklich war, an dem freundlichen, lächelnden Dank zu sehen, daß ich so nicht nur fremder Zuschauer geblieben, sondern ein kleines freundliches Ereignis in die Weihnachtsfeier hier hatte hineintragen können. —

Nunmehr gingen wir in das Quartier des Bataillonsstabes, um zu guter Letzt auch dessen Feier noch mit zu begehen. Feldmäßig und der Kriegslage an der Front entsprechend blieb es freilich auch hier. Jeder kam, wie er war. Sich festlich umzukleiden, dazu war weder Raum noch Zeit. In dem durch einen Ofen, einige aus dem zerstörten Dixmuiden gerettete Möbel, ein Klavier und über die beschädigten Wände geklebte Tapeten überraschend behaglich gemachten Wohnzimmer, in dessen Ecke ebenfalls ein Christbaum stand, gingen wir — einem allgemein und leidenschaftlich geäußerten Bedürfnis entsprechend — zunächst zu

Tisch. Die gebratenen Hühnchen, die der Koch zur Feier des Tages schon vorher beschafft hatte, wurden durch unser unerwartetes Hinzukommen freilich für unsere Gastgeber ungebührlich verkürzt; allein die große Herzlichkeit der Wirte ließ kein Gefühl einer Peinlichkeit aufkommen, und die Menge der trefflichen Konserven, von denen ja jetzt fast überall an der deutschen Front die Fülle ist, schuf doch noch ein reiches Festmahl. Getrunken wurde dazu „einfach Sekt". Er ist so ziemlich der einzige Luxus, den sich die jungen Leute hier leisten, wo dieser Wein leicht und verhältnismäßig wohlfeil zu beschaffen ist — z. B. aus Brügge — und wo sie für ihren erhöhten Kriegssold sonst kaum eine Verwendung haben. Es bestand aber im Stabsquartier ein unverbrüchliches Gesetz, das auch an diesem Abend nicht außer acht gelassen wurde. In einer Ecke stand ein Globus, und jede Flasche Champagner, die hier getrunken werden sollte, mußte so geöffnet werden, daß man mit ihrem Kork auf England, Rußland oder Frankreich schoß. England war, weil es so schräg oben gelegen, das schwerste, aber trotzdem das beliebteste Ziel; unser Führer, Leutnant B...... — als Artillerist natürlich —, der geübteste Schütze.

Daß wir trotzdem die Situation, hart vor dem Feind, nicht vergaßen, dafür war gesorgt. Mitten während des Essens kam von einem Bereitstand bei Dixmuiden die Mitteilung, daß er unbedingt noch heute abend mehr Munition haben müsse, und es wurde sorgfältig besprochen und angeordnet, mit welchen Wagen und bis wohin sie sogleich vorgebracht werden solle, um dann von dort abgeholt werden zu können.

Dann überreichte eine Ordonnanz einen großen geschriebenen Zettel. Es war das Programm einer Weihnachtsvorführung, die die Mannschaften des Bataillonsstabes, die Ordonnanzen und Burschen des Quartiers für ihre Vorgesetzten heimlich vorbereitet hatten, und zu deren Vortrag nach Tisch die Erlaubnis erbeten wurde. Es wurde abgeräumt, der Baum angezündet, und nun kamen die Leute herein, etwa ein Dutzend an der Zahl, und stellten sich neben dem Klavier auf. Ihr geistiger Leiter war ein Gefreiter, im Zivil Klaviertechniker und begabter Musiker. Die Ausführenden waren meist Sachsen mit unverfälschtem Dialekt, und so betitelte schon das Programm das sehr gefühlvolle Musikstück, das den Anfang machte: „Am Gomer See." Ihm schlossen sich,

Digitized by Google

in zweckmäßiger Abwechslung, einige mehrstimmige Weihnachtschöre an. Die üblichen Lieder, darunter aber auch das köstliche, das ich bisher noch vermißt hatte: „Es ist ein Reis entsprungen.“ Sodann verschiedene Rezitationen deutscher Gedichte: „Weihnachten auf dem Meere“ von Wildenbruch, „Eine Szene aus dem Leben“ von Börries von Münchhausen, „Die Fahne der 61er“ von Julius Wolff, „Deutsches Kriegsglück“ von E. Mautner. Der größere Teil von ihnen „gesprochen vom Königl. Sächsischen Hofschauspieler Werner, genannt Bald“. Den Schluß des Programms bildete eine „Ansprache des Herrn Leutnant und Adjutant“. Man denke doch, was es bedeutet, daß diese kleine Schar einfacher Leute, bunt zusammengewürfelt und gewiß wiederholt durch Verluste wieder gesprengt, zusammengesetzt aus den verschiedensten Berufsarten, mitten unter Kampf und Tod, sich aus eigenem Interesse und Vermögen einen ganz netten vierstimmigen Chor aufrechterhielt und Neigung und Talente genug zu derartigen Vorführungen besaß!

Die Nummer „Ansprache des Herrn Leutnant und Adjutant“ war für diesen selbst, eben unsern freundlichen Führer von vorhin, ganz so überraschend angesetzt worden wie das übrige Programm; er zog sich aber mit gutem Humor aus der Affäre und hielt ihnen aus dem Stegreif eine sehr nette kleine Rede, mit allerlei persönlichen Anspielungen, die viel Freude hervorrief. Zum Schluß kündete er die nun folgende Bescherung an. Die aus der Heimat gekommenen, noch ungeöffneten Weihnachtspäckchen sowohl wie die von den Kameraden für einander vorbereiteten Pakete wurden hereingebracht und nacheinander enthüllt. Es versteht sich von selbst, daß es auch an allerlei Neckereien und Ulkgeschenken dabei nicht fehlte. Zur Bescherung gehörte, daß auch hier der Kommandeur nicht weniger als drei Eiserne Kreuze verteilte, die auf die kleine Schar zum Weihnachtsfest entfallen waren. Entsprechend dem intimern Rahmen der Feier fügte er hier noch bei jedem hinzu, wofür er das seine erhalten hätte, und die Gewißheit, daß es auch den andern, die es noch nicht besaßen, nur noch an der rechten Gelegenheit gefehlt hätte, dasselbe zu leisten.

Die Herren erzählten dann, nachdem die Soldaten wieder hinausgegangen waren in den Raum, wo sie ihren eigenen Weihnachtspunsch tranken, noch mancherlei von den schneidigen Taten ihrer Leute. So war z. B. vor kurzem in der Gegend vor Dixmuiden, wo wir vorhin

14*

Digitized by Google

gewesen waren, aus dem Schweigen des Feuers gegenüber gefolgert worden, daß ein vor uns liegender Graben vom Feinde geräumt sei. Es wurde beschlossen, ihn am nächsten Tage zu nehmen, sobald genügendes Material zur Überschreitung des Schlamms und der Gräben herbeigeschafft worden sei. Zwei der Leute ließen sich aber von der Neugier, vielleicht auch in der Hoffnung auf eine Beute, da die Belgier bei eiligem Rückzug gern allerlei Konserven zurückzulassen pflegten, verleiten, in der Nacht schon auf eigene Faust dorthin zu gehen. Gewehre hatten sie, da der Graben ja frei sein sollte, gar nicht mitgenommen. Als sie aber in den Graben hinabspringen, sehen sie plötzlich acht bewaffnete Belgier vor sich! Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, schreit der eine der beiden Unsrigen die Überraschten mit schrecklicher Stimme an: „Hände hoch!" Sofort rasseln die Gewehre zu Boden, und sechzehn Hände fliegen in die Luft. Schleunigst erraffen unsere beiden jeder ein Gewehr, lassen die acht Belgier antreten, bepacken sie mit Konserven, kommandieren „Vorwärts marsch" und langen mit ihnen wohlbehalten bei der deutschen Feldwache wieder an.

Leutnant B...... schenkte mir als wertvolles Andenken die als Titelbild beigegebene Photographie des Gehöftes, das wir heut nacht am Überschwemmungsrande aufgesucht hatten und das den Namen Beerst-Bloote führt. Das Bild ist doppelt zu schätzen, insofern seine Aufnahme im Tageslicht eine gefährliche Sache gewesen ist.

Die Stunden dehnten sich im freundlichen Geplauder bis weit jenseits Mitternacht. Noch mehrmals wurden einzelne der Leute von draußen hereinbeordert, um noch dies und jenes aus ihren, den Vorgesetzten vertrauten, Vortragsschätzen zum besten zu geben. Noch manches Mal auch wurde nach den gegen uns verbündeten Mächten auf der Erdkugel geschossen. Diese selbst aber ließen uns in dieser Nacht in Frieden; hier erfolgte in der Christnacht kein Angriff, wie an verschiedenen andern Stellen der Front.

Angesichts der Enge des Quartiers unserer Gastgeber verstand es sich von selbst, daß wir nicht hierblieben, sondern heimkehrten. Wir verabschiedeten uns mit herzlichstem Dank, und nach ein paar Stunden ziemlich „frischer" Fahrt im offenen Kraftwagen — der Mond war lange untergegangen, aber über uns blitzten am dunkeln Firmament frostscharf und herrlich die Sterne der heiligen Nacht — gelangten wir gegen Morgen zu unserm eigenen Quartier zurück.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Vom Meer zum Fels.

6. Januar 1915.

Vom Fels zum Meer, vom Wasgenwald bis zur Nordsee, reicht der eiserne Wall, den wir gegen Frankreich und seine Verbündeten aufgerichtet haben. Wir weilten soeben an seinem äußersten rechten Flügel, im weißen, winddurchwühlten Dünensand am Ufer der Nordsee und am Rande der Yserüberschwemmung. Nun bitte ich den Leser, in einem Riesensprung mit mir von dort, vom Meer, hinunterzueilen zum Fels, zum linken Flügel in den Vogesen.

Briefe aus Deutschland teilen mir mit, daß daheim Schnee und klarer Wintersonnenschein geherrscht haben soll. Ich habe mich bisher hier leider nur des Wetters erfreut, das bei uns dem November eigen zu sein pflegt: einige Grad über Null, Nebel, Sturm, Morast von unten, Schlacker von oben. So war die Fahrt nach den Vogesen ein einziger langer Nebelweg. Die erste Hälfte, bis zum Großen Hauptquartier, im offenen Kraftwagen, eingepferdht zwischen Reisegefährten, Pelz, Decken und Gepäck wie in einem Gipsverband; die zweite in der von dort an bereits wieder in Betrieb gesetzten Eisenbahn. Und ich war unromantisch genug, den bequemen D-Zug-Wagen — deutschen Materials, wie alles hier —, in dem man sich doch bewegen kann, für eine lange Fahrt wesentlich erfreulicher zu finden als das Auto.

Die wahrhaft großartige Energie unserer Eisenbahntruppen hat in einem erstaunlichen Umfang die Zerstörungen bereits wieder ausgebessert, die der Gegner ausgeführt hat; täglich nimmt der Bahnverkehr an Ausdehnung und Regelmäßigkeit des Betriebes zu.

Digitized by Google

Die Maas, die Chiers und andere kleinere Flüsse, denen ich unterwegs begegnete, gingen alle mit Hochwasser. Weithin hatten sie ihre breiten, anmutig geschwungenen Täler überschwemmt; ihre Fluten drängten sich unter den fast ertrunkenen Bogen steinerner Brücken hindurch; die Landstraßen liefen auf schmalen Dämmen dahin oder tauchten ganz unter die Wasserfläche, so daß nur noch die darüber aufragenden Pappelreihen ihren weiteren Verlauf anzeigten. Beim Übergang über die Eisenbahnbrücken sah man, wie die deutschen Ingenieure neben dem zerstörten Bau den neuen Schienenweg in den verschiedensten Formen, aus runden Baumstämmen, aus kunstvoll zugeschnittenem Balkengerüst, aus eisernen Trägern modernster Konstruktion und oft gewaltigsten Verhältnissen hergestellt hatten. Die Eisenbauten, zum Teil an große, leistungsfähige deutsche Firmen vergeben, sind oft bewundernswerte Arbeiten, die eine eingehende technische Schilderung verdienten und sie teilweise auch schon gefunden haben. Wo die neuen Brücken noch aus Holz bestanden, fuhr der Zug langsam, um sie zu schonen. Um so besser konnte ich dabei beobachten, wie neben dem provisorischen Bau, fast gleichzeitig, auch noch ein dauerhafterer begonnen worden ist und der Vollendung naht, mit neuen, fest gegründeten Steinpfeilern, um deren Fundamente der zusammengedrängte Schwall des Hochwassers schäumend sich hindurchzwängte. An den Uferdämmen, auf den Gerüsten über den brausenden Wassern, überall bewegten sich unsere wackeren Eisenbahner, trotz Wind und Regen unermüdlich schaffend, herum und erwiderten die Grüße, die man ihnen zuwinkte.

Ähnlich stattlich waren die Arbeiten an den gesprengten, aber wieder ausgeräumten und neu geschützten oder abgemauerten Tunnels oder an den an ihrer Statt geschaffenen Umgehungsbahnen. Neben dem rasch in Ordnung gebrachten einen Geleis der Bahnen sah man vielfach bereits das zweite, in Wiederherstellung oder auch neuer Schöpfung. Kurz, wir nehmen, wie alle Dinge, auch diese Okkupation sehr gründlich und richten uns hier ganz häuslich ein.

Auf dem Bahnhof der in den Augustkämpfen so fürchterlich mitgenommenen Stadt Longuyon hatte der Zug einen Aufenthalt. Hier wie überall hinter der Front war alles voll Soldaten. In der Bahnhofswirtschaft, deren „Wartesaal“ mittelst einer Gartenbank und zweier bis zur Formlosigkeit zertrümmerten Marmortische wieder „gemütlich“

Digitized by Google

gemacht war, wurden Kaffee und alkoholfreie Getränke für ein sehr billiges Geld ausgeschenkt. Der ganze Bahnbetrieb innerhalb des Okkupationsgebiets ist bis Metz hin durchaus militärische Angelegenheit; Privatpersonen dürfen ihn nicht benutzen, Fahrkarten kann man nicht kaufen. Die Fahrt auf der Bahn ist nur mit den von der Militärbehörde ausgestellten und unterwegs oft geprüften Ausweisen gestattet. Erst von Metz an nimmt man sich nach Straßburg am Schalter ein richtiges, bezahltes, pappenes Billett, erhält aber auch dies nur unter Vorweisung eines Berechtigungsscheins. Denn auch in Elsaß-Lothringen, das ja zum Operationsbereich gehört, findet dieselbe sorgfältige Überwachung des Verkehrs statt, wie auf dem ganzen Gebiet des Kriegsschauplatzes.

In Metz ging ich über in den allgemeinen deutschen Eisenbahnverkehr, d. h. ich bestieg den gewöhnlichen durchgehenden Schnellzug von Luxemburg nach Straßburg, der aber mit seiner feenhaften Beleuchtung und seiner unglaublichen Schnelligkeit dem vom Operationsgebiet Kommenden als eine staunenswerte Kulturerrungenschaft erscheint.

Die Nacht war längst diesem Tage gefolgt, der mit seiner Nebeltrübe eigentlich nie recht einer gewesen war, als ich in Straßburg eintraf. Hier erfuhr ich, daß gerade ein Adjutant des Stabes des Generalkommandos in den Vogesen, zu dem ich gehen wollte, mit seinem Kraftwagen zurückfahre und mich mitnehmen werde, so daß ich noch heute nacht an meinen Bestimmungsort gelangen könne.

Im Grund war mir das leid. Ich kannte die Vogesen überhaupt noch nicht und hätte mir ihren ersten Eindruck gern durch Hinzu- und Emporfahrt bei Tageslicht erworben. Ein freundliches Entgelt dafür bot mir aber der Umstand, daß der junge Offizier, der mich hinaufzugeleiten hatte, Leutnant K.., ein ungemein frischer Mann war, der unermüdlich und ausgezeichnet von den Taten und Erlebnissen seines Heeresteils erzählte und von Anfang an bis heute die so fesselnden Kämpfe um die nördlichen Vogesen mitgemacht hatte. Wir aßen erst, beide mit gleichem Behagen, im „Roten Haus“ zu Abend und erfreuten uns in gleicher Weise an der Fülle von Licht, der — wie es uns vorkam — erstaunlichen Eleganz der Räume und des anmutigen Anblicks von gutgekleideten Damen; denn für die Kämpfer in den Bergwäldern da oben bedeutet ein Urlaub nach Straßburg — selbst des Zahnarztes wegen — oder

Digitized by Google

ein Kommandoauftrag dahin einen ebenso seltenen und erfreulichen Sprung in die Zivilisation, wie für einen Berichterstatter aus dem Hauptquartier.

Weil in den Anfängen des Krieges es bei diesen Vogesenkämpfen sich um minder gewaltige Truppenmassen und auf der Karte um minder riesige Tigersprünge der vorstürmenden Armeen handelte, als weiter im Norden, so haben sie im Volke nicht soviel Beachtung gefunden als jene, und erst die künftige Kriegsgeschichte wird ihre Einzelheiten uns allen vertraut machen. Sicher ist aber, daß die Tüchtigkeit der Leistungen unserer Preußen, Badener, Württemberger, Bayern, die hier in bunter Mischung gekämpft haben, hinter der keines anderen Heeresteiles zurücksteht; man erstaunt im Gegenteil fast noch mehr, wenn man kennen lernt, unter welchen Umständen hier gefochten werden mußte. Und doppelt, wenn man berücksichtigt, daß damals größtenteils Reserve- und Landwehrtruppen diese Aufgaben zu lösen hatten.

Es war eine Lieblingsidee der Franzosen bei Beginn des Krieges gewesen, mit einem gewaltigen Offensivstoß Elsaß und Lothringen zu „befreien" und dann von da aus nach Süddeutschland einzufallen. So kamen sie teils durch die „Trouée de Belfort", die große Lücke zwischen den Vogesen und dem schweizerischen Jura, teils über die Vogesengrenze, die vor dem Kriege ungefähr den Hauptkamm des Gebirges entlang lief, herüber. Wir hatten bekanntlich unsere Hauptstoßkraft in den Anfängen des Krieges auf den Norden verlegt, und so gelang es ihnen in den ersten Augustwochen, im Süden in das Oberelsaß einzudringen und im nördlichen Teil der Vogesen in den Gefechten bei Schirmeck und Foudav (jetzt Breusch-Urbach) unsere Grenztruppen zu schlagen und einen großen Teil des Gebirges zu besetzen. In die Ebene aber stiegen sie, mit Ausnahme des südlichsten Elsaß, nicht hinab. Der Rückschlag erfolgte im Süden durch die Schlacht von Mülhausen, in den nördlichen Vogesen durch unser Wiedervordringen im Zusammenhang mit der Riesenschlacht in Lothringen vom 20. August, ja zum Teil noch vorher. Schon am 18. August wetzte das glänzende Treffen von Weiler gegen die von Markirch aus vorgedrungenen Franzosen die Schlappe von Schirmeck wieder aus. Am 21. August erfolgte die glorreiche Rückeroberung des von den Franzosen stark befestigten Dononsberges oberhalb Schirmeck. Dann stürmten die Unsrigen über den Vogesenkamm hinüber und weit jenseits

Digitized by Google

in des Feindes Land hinein. Welch ungeheure Schwierigkeiten überwunden wurden, ermißt man erst recht, wenn man das Land berücksichtigt, um das es sich handelt; durchweg ein steiles, tiefdurchfurchtes Gebirge, bedeckt mit schwerem, alles verhüllendem Walde. In diesem Walde hatten sich die Franzosen sorgfältig eingenistet, ihn überall mit Verteidigungswerken durchsetzt, mit Verhauen, Stacheldrähten, Schützengräben, Artillerie- und Maschinengewehrstellungen aller Art, die von weitem, ja häufig in nächster Nähe, völlig unsichtbar blieben. Das Ganze war wie mit unheimlichen Fallen durchzogen. Hier mußten nun unsere Truppen in den heißen Augusttagen, den schweren Tornister auf dem Rücken, die jähen Berglehnen hinan und wieder hinab, zwischen Unterholz und Felsen hindurch, die die Aussicht auf wenige Meter beschränken, die Verbindung der Schützenlinien lockern, die gemeinsame Leitung fast unmöglich machen. Es war großenteils ein Kampf von Mann gegen Mann, von Waldfleck zu Waldfleck, ja von Baum zu Baum. Die Talsohlen, die breiten Lichtungen standen unter Artilleriefeuer; jeder Hof, jede Köhlerhütte war eine kleine Festung. Und der Feind hatte hier überdies eine besondere Vorzugstruppe für diese Art Kampf zur Stelle, die französischen Alpenjäger; glänzende Schützen, von Kindheit her gewöhnte Bergsteiger, eigens ausgebildet für den Gebirgskrieg. Diese Leute, meist große, sehnige Gestalten, besaßen die Instinkte und Fertigkeiten von Indianern und Waldläufern; so besonders die Kunst des Verbergens in Büschen, in anscheinend völlig harmlosen Holz- oder Heuhaufen. Sie erkletterten mit großer Gewandtheit die hohen Baumwipfel und verschwanden dort unter dem Laub. Ja, sie banden sich oben fest, um nicht herunterzufallen, wenn sie etwa durch die den Wald überstreuende Artillerie getroffen wurden, und dadurch nicht die Anwesenheit anderer Baumschützen zu verraten. So ließen sie oftmals unsere Leute arglos in den scheinbar geräumten Wald einrücken, um dann plötzlich, von hinten, von oben, von der Seite, ein unsichtbares Feuer auf sie zu eröffnen. — Und wir haben sie doch verdrängt!

Die großartigste Tat war die Erstürmung des Donon; dieselbe, von der ich in meiner ersten Kriegsdepesche an meine Zeitung hatte berichten können (Kap. 3). Dieser etwa 5 Kilometer nordwestlich von Schirmeck sich erhebende, bis zu 1008 Meter Höhe ansteigende Berg

Digitized by Google

hat durch seine beherrschende Gestaltung schon in altersgrauen Zeiten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Bereits der keltischen Bevölkerung soll er ein großer religiöser Mittelpunkt gewesen sein, und sehr interessante alte Trümmer, die heute großenteils in das Museum von Épinal geschleppt worden sind, bezeugen, daß er zur Römerzeit Heiligtümer klassischen Kults getragen hat. Seit 1871 lag er dicht an der deutschen Grenze, aber noch auf unserm Gebiet. Dann hatten ihn im Anfang des Krieges die Franzosen besetzt und befestigt. In langwierigem Kampfe arbeiteten sich nunmehr unsere Truppen von Schirmeck aus mit Schützengraben auf Schützengraben und Artilleriefeuer an den Fuß der fast uneinnehmbar scheinenden Kuppe heran, die mit Gefels, dichtem Gestrüpp und Wald bedeckt ist. In der Frühe des 21. Augusts erfolgte zunächst die Erschütterung der Verteidigung durch eine Kanonade schwerer Haubitzen. Dann beginnt das Erklettern der steilen Wände durch unsere Infanterie unter wütendem Feuer der Franzosen. Schritt für Schritt wird von einer Deckung zur andern sprungweise Raum gewonnen. Die deutsche Zähigkeit zeigt sich: der Berg muß unser werden! Endlich sind wir bis nahe an den Gipfel vorgedrungen. Da ertönt das Signal zum Sturm. Unter dem Schmettern der Hörner und dem Wirbeln der Trommeln, stürmen die Unsrigen heran mit dem wilden „Hurra!", dem die Nerven der Franzosen nirgends standhalten können. Wer sich noch retten kann, rennt davon in wilder Flucht. Der Gipfel ist gewonnen!

Mein Tischgenosse erzählt von dem herrlichen Rausch, der damals in den schönen Tagen des täglichen unaufhaltsamen Vorwärtsdringens auch hier die ganze Truppe erfüllte. „Was war das noch für ein Krieg", sagt er. „Abends schmiß man sich mit seinen Leuten hin, wo man gerad' war. Einen Schützengraben erst noch auszuheben, fiel einem gar nicht ein. Wozu? Morgen mit Tagesgrauen ging es ja doch weiter voran. Ob man ein warmes Nachtmahl hatte oder nicht, was lag daran, man half sich aus und war den nächsten Morgen ebenso frisch wie den ersten. Die Zeit trug einen. Ich bin nach der Wiederherstellung von meiner Verwundung Adjutant des Stabes geworden. Das ist ja sehr schön. Aber wenn's mal wieder vorwärts geht, dann möchte ich doch wieder nach vorn." Und er erzählte mit Vergnügen von einem seiner damaligen Leute, einem, ich glaube im Zivilverhältnis ziemlich mit Fragezeichen zu

Digitized by Google

behandelnden Gesellen, jedenfalls wohl passioniertem Wilddieb. „Das war der rechte Mann für diese Art Gefecht hier. Er hatte eine geradezu rätselhafte Fähigkeit, bei Streifpatrouillen Deckung zu finden; es war als hätte er eine Tarnkappe, so konnte er einem vor den eigenen Augen, in ein paar Meter Entfernung, verschwinden; man sah und hörte nichts mehr von ihm, bis man nach ihm rief. Dann stand er plötzlich wie aus dem Boden gewachsen, wieder dicht bei einem. Schießen konnte er wie der Teufel, und er sah und hörte alles. Und fand auch alles.“ Und dann kam eine amüsante Geschichte von einem großartigen Keller voll Wein, der dank seiner Findigkeit in den heißesten Augusttagen requiriert werden konnte.

Seitdem hat sich auch hier der große Stellungskrieg entwickelt. Unsere Linien sind gegen die äußersten damals erreichten Punkte auch hier etwas zurückgenommen, verlaufen aber in den Breiten der nördlichen Vogesen noch weit in Feindesland.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als unser Kraftwagen uns aus Straßburg hinaustrug. Diesmal ein geschlossener. So sah ich in der finsteren Regennacht um so weniger, wo ich fuhr. Zeitweilig durchflogen wir irgendwelche nächtliche Städtchen in spärlicher Beleuchtung. An Schlagbäumen wurde dann das Auto von bärtigen Landsturmleuten angehalten; nach Legitimierung ging es weiter. Bald fühlte ich wohl, wie der Boden anstieg, ich hörte angeschwollene Wasser neben dem Wege rauschen, den Fuß dunkler Bergwände schien der Doppelstrahl der glühenden Augen unseres Fahrzeuges zu bestreichen. Endlich, nach ein- bis zweistündiger Fahrt, hielten wir in einer kleinen Dorfgasse. In einem Häuschen empfängt mich ein dunkler schmaler Flur, links ein kleines, eisiges Zimmer mit kahlem Bretterboden; ein Bett mit einem stramm gestopften buntgewürfelten Deckbett sehe ich, auf einem Holztisch einen Leuchter, eine Blechschüssel mit Wasser auf einem Tisch, sonst nicht viel anderes. „Gute Nacht. Schlafen Sie, so gut Sie können, wir müssen uns hier alle einrichten, wie Sie sehen werden“, und ich war allein. Wo ich auf diesem Stern eigentlich war, davon hatte ich nur eine sehr unbestimmte Vorstellung.

Aber gedacht habe ich wenig, geschlafen dagegen so unmittelbar und fest, wie selten.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Oben im Wasgenwald.

7. Januar 1915.

Trübe Frühdämmerung dringt durch das kleine Fenster. Über meinem buntgewürfelten, dicken Deckbett an der Wand begrüßt mich ein schönes buntes militärisches Gruppenbild: „Abschied vom Regiment", auf dem einer der Soldatenköpfe aus einer aufgeklebten Photographie besteht. Offenbar der Sohn des Hauses. Draußen rieselt's, plätschert's, rauscht's. Ist das Regen oder ein Bach? Ich springe ans Fenster. Es ist beides. Aber der Bach ist nicht legitim; er ist das Ergebnis der Dachtraufen auf der Gasse eines kleinen Gebirgsdorfes, in das mich die gestrige geheimnisvolle Fahrt durch Nebel und Nacht versetzt hat. Alles trieft von Feuchte; vor den Häusern stehen schlammigrote Pfuhle, der Himmel scheint bis zu den Essen herniederzuhängen — kurz, es ist der richtige, ordnungsgemäße Morgen für eine Landpartie im Gebirge.

Nur einiges ist ungewöhnlich im Bilde. In dem großen offenen Torweg mir gegenüber stehen ein paar Wachtposten mit aufgepflanztem Seitengewehr, langen Mänteln und dicken Schuhen, in denen sie immer von einem Fuß auf den andern treten. In dem Hof dahinter sieht man neben nassen Strohhaufen die Wagen einer militärischen Proviantkolonne, und durch die Straße reiten Husaren. Die dicken, strammen, blitzblanken Gäule dampfen von Feuchte. In diesem merkwürdigen Kriege geht es den Rößlein der Reiterei am allerbesten, seit ihre Herren sich geradeso mit an diesem Schützengrabenkrieg beteiligen, wie oben am Meeresstrand die Seeleute.

Eine halbe Stunde später sitze ich mit dem im vorhergehenden Kapitel genannten jungen Adjutanten und einigen andern Stabsoffizieren in dem „Kasino" des Generalkommandos, das in diesem Dorfe

Digitized by Google

hier sein Quartier aufgeschlagen hat; d. h. in der niedrigen, durch einen großen vorspringenden Kachelofen zwiegeteilten und wie eine alte Meerschaumpfeife „angerauchten" Schenkstube des Bauernwirtshauses. Ich kann nunmehr endlich feststellen, daß ich mich oben in dem seiner Lieblichkeit halber bekannten Breuschtal befinde, jener breiten Furche, die in nordostsüdwestlicher Richtung die nördlichen Vogesen teilt und einen wichtigen Verbindungsweg von der Rheinebene bei Straßburg über das Gebirge in das französische Stromgebiet der oberen Mosel bildet. Die Ortschaft ist eines der zahlreichen Dörfer in den Vogesen, in denen sich die Bevölkerung großenteils von der Textilindustrie, in der Hauptsache der Baumwollspinnerei, nährt, wie sie im Elsaß seit langem heimisch ist und sich in den Bergen durch Ausnutzung der Wasserkräfte neuerdings immer lebhafter entwickelt hat. Meine nächtliche Schlafkammer war auch die eines Spinnereiarbeiters gewesen. In Häusern dieser Art ist das Generalkommando und die zu ihm gehörige Mannschaft sehr bescheidentlich untergebracht. Aber die Herren schienen doch alle in ihrer Stimmung darunter wenig zu leiden; im Gegenteil, ich fand bei allen die gleiche Frische und Frohmütigkeit wie bei meinem Gastfreund von gestern. Sie schien mir nach allem, was ich hörte, hier ganz besonders ein Abglanz der Wesensart ihres Chefs, ihres Generals zu sein, eines Mannes, von dessen regsamer, mitreißender Lebensfülle und gewinnender Kameradschaftlichkeit ich viel Rühmens hörte.

Unter den Offizieren, mit denen ich hier im „Kasino" frühstückte, war auch der Träger eines berühmten Namens, der Rittmeister der Reserve von B....., der in seinem Zivilverhältnis Geheimer Kommerzienrat und Leiter einer der ersten großindustriellen Unternehmungen der Reichshauptstadt auf dem Gebiet des Lokomotivbaues und was damit zusammenhängt, ist und der mir ganz desselben fröhlichen Geistes erschien wie die andern.

Die Herren führten mich dann über die Gasse hinüber, wo in einem andern bescheidenen Dorfhaus die Amtsräume des Generalkommandos eingerichtet waren. Hier lernte ich Se. Exzellenz von E....... selbst kennen, und die kurze Frist, die ich mit ihm zusammen war, schuf mir einen Eindruck, der ganz und gar mit den über ihn vernommenen Äußerungen in Einklang stand. Der General fragte mich dabei nach meinen engeren Wünschen, und auf die Bitte, möglichst vorn an

Digitized by Google

der Front diejenigen Stellungen sehen zu dürfen, die für dieses Kampfgebiet hier besonders charakteristisch wären, erörterte er mir an einer prachtvollen, bisher noch nicht veröffentlichten deutschen Geländekarte die Lage und Bedeutung der Stellungen jenseits des Grenzkamms, die er mir zu besuchen riet. Ich fragte ihn, ob der verstärkte Offensivdruck der Franzosen, der sich gerade in den gegenwärtigen Tagen im Oberelsaß fühlbar machte und zu den Kämpfen um Sennheim, Steinbach, Oberburnhaupt usw. führte, auch bei ihm bemerkbar sei. Er erwiderte, daß das jetzt nicht der Fall wäre. Gefochten würde ja auch hier, aber doch nicht in anderer Weise als sonst. Es war ja auch nicht unwahrscheinlich, daß diese Kämpfe am Südostfuß der Vogesen keineswegs einen umfassenden, weitzielenden Vorstoß der Franzosen bedeuteten, sondern nur dem Wunsche entsprangen, die Dörfer in der Ebene zu gewinnen, um bessere Winterunterkünfte für die französischen Truppen zu finden, die auf den Bergen der Südvogesen, die sie besetzt hielten, und die sehr viel rauher sind als die nördlichen, augenscheinlich stark unter Kälte und Schnee und schwierigen Verbindungen litten. Der Chef des Stabes versah mich in liebenswürdigster Weise mit Kartenmaterial für die in Frage kommende Gegend, der Erste Generalstabsoffizier mit literarischem, darunter auch dem hier spielenden Lienhardschen Roman „Oberlin“, und ein gerade meinen Weg fahrender, zufällig hier anwesender Divisionsführer der Armeegruppe nahm mich gleich in seinem Kraftwagen mit.

Wir folgten zuerst der Breusch aufwärts, die rauschend und übervoll dahinfloß. Dann wand sich der Weg nach rechts ein einsames Tal hinauf, dessen walddunkle Wände sich oben in Nebelmassen verloren. Allmählich verengerte es sich. Endlich eine zwischen waldigen Berglehnen eingesenkte Paßhöhe. Auf der Straße Wachtposten; zur Seite ein Wirtshaus, weiterhin leere Schützengräben und Spuren vergangener Kämpfe. Es ist der Col du Hantz, die ehemalige Grenzscheide zwischen Deutschland und Frankreich. Von hier steigt der Weg die Westseite des Gebirges hinab. Die Franzosen sprechen das Wort Hantz, das aus dem deutschen „Schanze“ entstanden sein soll, nicht nasal aus, sondern wie wir, und unsere Leute haben den Namen des Passes in „Goldener Hans“ verwandelt.

Der Col du Hantz gilt als eine ausgesprochene Wetterscheide. Heute aber verzichtete er durchaus auf diese Tätigkeit; es regnete und

Digitized by Google

stürmte auf der Abstiegseite ganz ebenso wie auf der andern, und ich sah von der Umgebung der Straße, die von hier über das heute in unserem Besitz befindliche Städtchen Senones-sur-Meurthe hinunterzieht, auch nur beschränkte Ausschnitte; nur die grauen, dunkeln Gehänge von waldigen Höhen, die sich bereits in geringer Erhebung wenig über der Talsohle im Nebel verloren. Endlich hielt das Gefährt vor der Pforte eines weitläufigen Landhauses, dem Sitz des Generalleutnants von K...... und seines Stabes, meinem Ziel und Heim für die nächsten Tage.

Ich kam gerade zur Mittagstafel. Die Ordonnanz hatte mich angemeldet als der Herr „Kriegsbestatter" Soundso, und ein Teil der Tafelrunde forderte mich lachend auf, doch diesem Titel Ehre zu machen. Ein anderer Teil aber protestierte lebhaft. Er schien noch große Taten vorzuhaben. Das Haus, das der Stab bewohnte, gehörte einem geflüchteten französischen Baumwollgroßindustriellen, einem mehrfachen Millionär, und war ein weiteres Beispiel des erstaunlichen, parvenühaften Ungeschmacks, der in Frankreich so häufig zu sein scheint, und von dem ich zu meiner Verwunderung immer neue Zeugnisse in den Schlössern antreffe, die den militärischen Behörden als Quartiere dienen. Die Welt, und vor allem die französische selbst, ist ja der Überzeugung, daß die Franzosen eine ausgesprochen geschmackvolle Nation seien, und der einzelne Franzose damit auch ein besonders geschmackvolles Individuum. Nach allem, was ich in den verschiedensten Orten des französischen Kriegsschauplatzes erlebe, möchte ich aber fast glauben, daß man da eine Verwechslung begeht. Man sollte vielleicht besser sagen, daß die Franzosen ein Volk sind, dessen Kultur noch einen Stil hat. Daher die große Uniformität im städtischen Hausbau, in der Form der Möbel, der Zimmereinrichtung usw. gebildeter Familien. Dieser Stil, die Tradition, trägt den einzelnen und bewahrt ihn vor groben Geschmacklosigkeiten, sobald er sich daran hält. Eigentlichen individuellen „Geschmack" scheint der einzelne aber durchaus nicht zu haben. Eher das Gegenteil. Man betrachte doch selbst Paris, dieses Mekka der Kultur! Wunderschön sein Straßenbild überall, wo es alt und uniform ist. Schrecklich fast immer, wo etwas Neues versucht wird. Jahrmarktsscheußlichkeiten wie auf den großen Boulevards die neuen Kinotheater, selbst erster Firmen, wären bei uns vollkommen undenkbar; eine zugleich

Digitized by Google

so ordinäre wie geschmacksrohe Sache wie das ochsenblutfarbene Reklamehaus des „Matin“ wäre gänzlich ausgeschlossen. So finden wir denn hier im Felde in den so zahlreichen Häusern reich gewordener Bürgerfamilien, die augenscheinlich noch nicht seit Generationen in der Tradition leben, oft eine geradezu kindliche Hilflosigkeit in Dingen des Geschmacks. Selbst in Wohnsitzen, deren Erbauer sich sichtlich ohne Rücksicht auf Kosten das Haus von einem vornehmen Architekten hat aufführen und von einem kostspieligen Dekorateur einrichten lassen, erkennt man nicht nur sofort diese Entstehung, sondern überall zeigen plump gefälschte „alte“ Ölgemälde, kitschige Familienporträts, ordinäres Dutzendporzellan an der Wand, wertlose Teppiche und dergleichen die Geschmacksbarbarei des Betreffenden. Ich glaube nicht, daß es in Deutschland, das doch mit seiner Bevölkerungszunahme und seiner aufstrebenden Volkswirtschaft viel mehr ein Land der Emporkömmlinge vorstellt, in dieser Hinsicht entfernt so arg ist wie in Frankreich.

Das Landhaus hier war schon von außen bösartig, mit seinen Balkons im „Jugendstil“, den dazu gar nicht passenden, an kleine indische Tempelpavillons erinnernden Mansardengiebelchen auf dem Dach und seinen blitzblau angestrichenen Dachrinnen. Auch im Innern feierte der „Jugendstil“, der Stil der seekranken Linie, den wir in Deutschland so rasch überwunden haben, Orgien. In dem Speisezimmer, einem mäßig großen Raum, ragte aus der Wand ein mächtiger Kamin in schwersten Renaissanceformen, aus rotem Porphyr gemeißelt, der in Verhältnissen, Stil und Material in den Saal eines der Feudalschlösser des 17. Jahrhunderts gepaßt hätte, nicht aber in dieses Zimmer mit dem kleinbürgerlichen Mobiliar und den gerafften Plüschgardinen. Und dieser Kamin war überdies bloß eine Attrappe; er hatte gar keine Abzugsöffnung und bestand auch nur etwa bis zu Manneshöhe aus wirklichem Porphyr; der Rest war nachgeahmter aus grobbemaltem Holz!

Trotzdem waren die Herren, die dies alles genau so beurteilten wie ich, sehr vergnügt über ihre Villa. Diese französischen Landsitze haben bei dem Familiensinn und der Sitte des Logierbesuchens in Frankreich fast immer eine Fülle von Gastzimmern und sind mit allen Erfordernissen eines zahlreichen Besuchs ausgestattet. So sind sie die gegebenen Orte für Stabsquartiere. Die gegenwärtigen Bewohner wußten

Digitized by Google



Phot.: Radetzky.

Katholischer Feldgottesdienst einer bayerischen Kompagnie in den Vogesen.

Digitized by Google



Blockhütten in den Vogesen.
(Vgl. Seite 228 ff.)



Schützengraben in den Vogesen.
(Vgl. Seite 229.)

Digitized by Google

wohl, daß ihre Behausung im Bereich des feindlichen Artilleriefeuers lag, schon die ganze lange Zeit, die sie hier hausten; und sie waren sich auch vollkommen gewiß, daß der Gegner über ihre Anwesenheit genau unterrichtet war. Es konnte ihm jeden Augenblick einfallen, sie mit Granaten zu überschütten. Indes, sie machten sich gar nichts daraus, denn auch sie kannten das Quartier des Kommandierenden der Franzosen ebenso gut, und auch dies lag genau so unter deutschem Artilleriefeuer, und sie wußten, daß dies beides auch den Franzosen bekannt war. Es bestand daher eine Art stillschweigenden Kartells zwischen beiden; jeder war überzeugt, in dem Augenblick, wo ich dich in deinem Quartier belästige, schießt du mir meines über dem Kopf zusammen, und beide schätzten in dieser Jahreszeit ein erträgliches Unterkommen gleichermaßen. Auch hier also, wie ich es neulich von der Seeküste schilderte, ein Wohnen auf stündliche Kündigung; hier jedoch eine, bei der Wirt und Mieter gleiche Unannehmlichkeiten haben würden.

Das Wetter und die frühe Dunkelheit machten es zwecklos, noch heute zu den Stellungen auf den Bergen zu gehen. Der freundliche Hauptmann J......., der Stabsadjutant, dessen besonderer Obhut ich hier anvertraut war, verschaffte mir ein ungestörtes Plätzchen, und ich verbrachte den Nachmittag mit stiller Arbeit.

Am Abend war in unserm Heim Festtafel zur Feier des siebzigsten Geburtstages Sr. Majestät des Königs von Bayern. Die zur Division gehörigen Brigadekommandeure waren mit ihrer Begleitung gekommen. In der weitläufigen Dielenhalle (im Jugendstil) war eine lange Tafel gedeckt, einfach geschmückt; Fahnen hingen von der Galerie, und das Bildnis des Königs prangte an der Wand. Einer der Generale, ein Bayer, Graf Z.., hielt die schlichte packende Tischrede, in der das innige Ineinanderaufgehen der deutschen Stämme in dieser großen Zeit sehr hübsch zum Ausdruck kam. Eine treffende Illustration dazu bot die Tafel selbst, die wirklich aus Vertretern so ziemlich aller deutschen Stämme bunt zusammengesetzt war, der Mischung der in den Vogesen kämpfenden Armeen entsprechend. Während der Tafel trug auf der Galerie ein Mannschaftschor vierstimmige Lieder vor: „Du Schwert an meiner Linken", „In einem kühlen Grunde" und ähnliches. Es war ein hübsches, gehaltenes, vornehm einfaches Fest, in guten Formen und doch

Digitized by Google

voller Leben, denn es waren lauter Leute an der Tafel, die mit guten Manieren einander Gehaltvolles zu sagen hatten. Wieder einmal hatte ich Lust, mich an den Kopf zu fassen und mich zu fragen: ist die Welt denn ganz und gar verrückt geworden, daß sie uns heute so ziemlich allgemein für Barbaren, Säufer, geistlose Drillpuppen und was sonst noch für einen Abschaum der Spezies Mensch hält?

Mit Lächeln — es war menschlich so nett! — sah ich, wie ein Umstand gleich von vornherein der Tafel ein freundliches Behagen gab. Die Küche war am heutigen Tage von einer Wirtin aus Senones übernommen worden, und sie selbst, eine bildhübsche junge Frau, und ihre nahezu gleichaltrige, ebenso reizende Schwester halfen den Ordonnanzen servieren. Es ging, als die beiden sauberen Frauen hereinkamen, ohne daß etwas gesagt wurde, wie ein heiteres Leuchten durch die ganze Versammlung, und die beiden Frauen selbst fühlten die leichte elektrische Spannung auch sogleich heraus, die sich zwischen ihnen und diesen vielen Männern ergab. Einen Augenblick verlegen, dann lächelnd, immer aber mit natürlicher französischer Grazie und guter Art lösten sie ihre Aufgabe, und nicht ein Wort oder Blick, auch vom jüngsten nicht, trat ihnen zu nahe.

Nach Ende der Tafel saß die Gesellschaft noch lange beisammen in angeregtestem Geplauder. Der Oberstabsarzt erzählte mir von seinen Vorbeugungsmaßregeln gegen Typhus, die er durchgeführt, und schilderte mir die Bäder- und Duscheneinrichtungen, die er geschaffen; der Intendanturrat sprach von den bedeutsamen wirtschaftlichen Maßnahmen, die man hier in dem besetzten Gebiet durchführte; vor allem von den großartigen Mengen von Baumwolle, die man hier beschlagnahmen konnte, um sie der Heimat zuzuführen; von der sorgfältigen Verwertung des vorhandenen Viehbestandes, der es gestattete, genau 100 Tage lang die Truppen mit Fleisch zu ernähren, ohne die Heimat in Anspruch zu nehmen. Auch politisiert wurde heftig, und manches Gute und manches — Temperamentvolle wurde über die Zukunftsgestaltung Europas gesagt. Einer der Reserveoffiziere war im bürgerlichen Leben Konservator der Münchener Pinakothek. Er spielte uns auf dem Klavier Schumann und Beethoven und zuletzt Bach, aus dem Kopfe. Für letzteren leidenschaftlich begeistert, analysierte er uns in einem engeren Kreise verschiedene seiner Fugen, und auf die Bemerkung, daß das doch vielleicht eine gar zu rein

Digitized by Google

mathematische Kunst sein möchte, verfocht er mit Feuereifer das Gegenteil und suchte uns das nähere Verständnis einer darunter zu vermitteln, die ihn durch ihre wunderbare, ganz seelische Wirkung in einer schweren Krise seines Lebens geradezu innerlich gerettet hätte. Dann holte der Kriegsgerichtsrat Noten aus seinem Zimmer und sang mit angenehmer, wohlgeschulter Stimme: „Es war, als hätte der Himmel“ von Schumann, das „Waldesgespräch“ und anderes.

Endlich ging auch dieser „Abend bei den Barbaren“ im fernen Waldtal der Vogesen zu Ende, und dann lag ich oben in meinem sauberen Mansardenzimmerchen und lauschte noch lange auf den wilden Sturm, der mit rasendem Heulen und jähen Stößen das Dach umtobte.

8. Januar 1915.

Der große Befestigungsgürtel zwischen Deutschland und Frankreich kommt heute auf der Westseite der Vogesen ungefähr über Blâmont und Cirey heran und läuft dann östlich von St.-Dié vorbei zum Hauptkamm des Gebirges, den er im Südwesten von Markirch erreicht. Die Linie geht in der Gegend, in der ich mich befinde, d. h. in der Breitenlage des Col du Hantz, einige Kilometer westlich an dem Städtchen Senones vorüber. Hier begleitet das Tal des Rabodeaubaches ein langgestreckter Höhenzug in nordwest-südöstlicher Richtung, wie ein großer Wall, mit Gipfelhöhen von mehr als sechs-, sieben- und achthundert Metern. Sein Kamm ist größtenteils in unsern Händen, nur der westlichste Teil noch in französischen. Zeitweilig, wenn die Nebel sich etwas heben, kann ich die dunkle Wand, deren Gipfelhöhe infolge der perspektivischen Verkürzung wie einzelne Wogen hintereinanderliegen, von meinem Quartier aus sehen.

Der wilde Sturm der Nacht hat sich gelegt; er soll, wie wir hören, oben im Wald verschiedentlich erheblichen Schaden angerichtet haben. Die Schleusen des Himmels haben sich aber noch immer nicht geschlossen, und Nebelschleier umhüllen rings die Berge. Doch dies ist nun eins. Ich leihe mir einen wasserdichten Umhang, so ein Ding, das sie in Straßburg „Revanchemäntelchen“ nennen; von unten kann es nicht nasser kommen als bei Dixmuiden: also los! Ich bedaure nur den Ordonnanzoffizier, Freiherrn von Rotenhan, der mich begleiten soll

Digitized by Google

und es mit großer Liebenswürdigkeit tut. Mit dem Kraftwagen geht es bis an den Hang der Berge, dann zu Fuß bergauf.

Der Wald dampft von Feuchte, Bächlein rieseln überall auf dem Holzfällerpfad, der teils Feld, teils Schlamm ist. Aber zum Glück kein lehmiger Schlamm, sondern sandiger; wir sind im Bereich des schönen triassischen Buntsandsteins der Nordvogesen. Den Laubwald der unteren Gehänge mit seinem buschigen, regentriefenden Unterholz löst weiter oben hochstämmiger Nadelwald ab, großenteils Edeltannen, die gegen oben immer gewaltiger werden. Eigentlich ist die Wanderung wundervoll. Einsamkeit und Schweigen ringsum. Lockere Nebelschwaden ziehen geräuschlos durch die Wipfel. Zuweilen weitet sich der Wald wie ein Dom. Die mächtigen, straffen Stämme, die die feierlichen Kronen tragen, sind ganz grün vom Moos; eine märchenblaue Dämmerung hängt zwischen ihnen im Hintergrunde. Wenn sich ein Durchblick in die Ferne, ins Tal hinunter, auftut, so schauen wir in ein lichtgraues wallendes Nichts, von dem wir doch wissen, daß es drüben Seltsames und Nichtgeheures birgt. — Jetzt kommt neben unserm Pfad durch den Wald eine Chaussee herauf, die hier den Bergwall überschreitet. Zwischen den Stämmen ziehen Ballen dickeren, weißlichen Gewölks dahin. Das ist kein Nebel mehr, das ist Rauch; Menschen sind in der Nähe! Und mit einem Male sind wir im Bereich der Grenzwacht, die hier den Übergang deckt.

Wir stehen dicht vor den Verteidigungsanlagen, nachdem wir wenige Minuten vorher noch nichts davon gewahrt haben. Zwischen Waldbäumen und teils natürlichem, teils gepflanztem Unterholz, Deckung gegen Fliegersicht, erscheint eine Anzahl Blockhütten. Es erinnert mich lebhaft an mein Streifen im „wilden Westen“ Arizonas. Der junge Leutnant, der diesen Posten befehligt, kommt herbei und führt uns herum durch seine Anlagen. Sehr interessant ist es, wie die Bedingungen des Geländes und des Materials diese hier wieder ganz anders gestalten, als die in den früher geschilderten Gegenden. Der Felsboden, der hier nahe unter der Humusdecke liegt, gestattet nicht, Höhlenunterstände zu schaffen, es müssen, größerenteils wenigstens, oberirdische Bauten sein. Für diese steht aber dafür hier in unerschöpflicher Fülle und jeder beliebigen Größe das prachtvolle Holz des Waldes zur Verfügung. Ferner sind die benachbarten Industriegegenden reich an geschnittenen Brettern,

Digitized by Google

Werkzeugen, Eisenteilen aller Art. So war es möglich, auch hier vortreffliche Unterkunftsstätten herzustellen. Die Wände sind aus kräftigen Baumstämmen gefertigt und mit Moos und Erde sorgfältig gedichtet, der Boden mit guten Brettern gedielt, das Dach mit geteerter Pappe gedeckt. Auch des großen Luxus richtiger Glasfenster und ordentlicher Türen erfreuen sie sich. In den Mannschaftsräumen sind umfangreiche Pritschen angebracht mit reichlichem Stroh, auf dem die Leute schlafen; in der Offizierskammer, die zugleich Telephonzelle ist, schiffskojenartig Bett und Tisch, die Wände mit Brettern verschalt und mit Landkarten und Ansichtsbildchen geziert.

Längs der Chaussee liefen die Schützengräben eine Strecke dahin, sie unter Feuer haltend. Auch diese nur bis zu halber Mannshöhe in den Boden eingeschnitten, gegen vorn durch eine starke Brustwehr aus Baumstämmen geschützt. Der oberste Stamm durch daruntergeschobene Sandsäcke etwas gehoben, so daß die Zwischenräume zwischen den Säcken die Schießscharten vorstellten. Auch oben war ein fortlaufendes Dach darüber; etwas, was ich sonst noch nicht gesehen hatte, eine Deckung gegen Baumschützen und gegen Fliegererkundung. Zu letzterm Zweck war es oben mit grünen Zweigen überdeckt, die auch auf der Hinterseite noch tief herabhingen, um den Schießscharten einen dunkeln Hintergrund zu schaffen; sie würden sonst von vorn als helle Öffnungen erscheinen und dem Feind ein gutes Ziel bieten. Ein wenig abwärts von der Paßhöhe lief das Stacheldrahthindernis in unüberschreitbarer Breite über die Straße. An den äußeren Drähten sah man stellenweise leere Konservenbüchsen hängen. Das ist ein Trick, den man von den Franzosen übernommen hat. In die Büchsen werden Steinchen getan, die klappern, wenn sich zur Nacht jemand an den Stacheldrahtverhau heranschleicht, um ihn zu durchschneiden. Die Wache, die hier ohnehin Indianerohren bekommt, hört ihn dann und legt ihm das.

Gelegentlich haben sich unsere Leute nachts an den französischen Drahtverhau herangeschlichen und einen Bindfaden an einen solchen mit einer Blechdose versehenen Stacheldraht angebunden. Dann sind sie wieder zurückgekrochen und haben nun durch Zupfen an dem Faden drüben die Nachtruhe des Schützengrabens erheblich gestört.

Auf einem schmalen, nur den Eingeweihten bekannten Zickzackschlupf durchschritten wir den Drahtgürtel und stiegen nun höher hinauf zu den beherrschenden Gipfelhöhen unserer Stellungen. Eine Patrouille

Digitized by Google

von zwei Mann, die mit schußfertigem Gewehr vor und hinter uns schritten, zeigte uns den Weg. In steiler, oft beschwerlicher Kletterei ging es durch dichtesten Wald hinan, die Pfade, die unsere Verbindungspatrouillen bei Tag und bei Nacht zu gehen haben. Um sie in der Nacht nicht zu verfehlen, hatte man an den schwierigeren Stellen Ariadneschnüre von dünnen Drähten oder Bindfaden gezogen; anderswo helle Papierfetzen an die Bäume gebunden. Heute wäre es freilich auch ohne das möglich gewesen, sie zu finden, wenn man immer derjenigen Richtung folgte, wo der Morast in dem durchweichten Waldboden am tiefsten war; wo nämlich die vielen Soldatenstiefel ihn im Lauf des nassen Winters am gründlichsten durchknetet hatten. Endlich war die Höhe erreicht, die auf der Karte die Benennung . . . Meter trägt. Krauser, von der ewigen Wolkenfeuchte hier oben mit Moosbärten und Flechten überhangener Wald überzog die Kuppe, die aus riesigen, verwitterten Blöcken groben Konglomerats bestand. Nur einige wenige Ausblicke führten in die Ferne. Noch sah man auch hier nichts, aber die sichtlich sich lockernde Fügung des Nebelgebräues ließ die Hoffnung auf ein Aufklaren des Wetters zu. Strahlenförmig zwischen Farnbüscheln und Heidekraut hinablaufende Drahthindernisse schützten den Posten, der diese wichtige Höhe bewachte.

Von dort ging es weiter, den auf- und absteigenden Kamm entlang, durch schwersten Hochwald; einen Weg, der in Friedenszeiten die schönste Waldwanderung gewesen wäre, die sich denken läßt. Heut noch unendlich fesselnder gemacht durch die aufeinanderfolgenden großartigen Verteidigungsanlagen der Unsrigen.

Eine seltsame Welt ist das hier oben im Nebelwald, in dem unsere Leute, fern von den sonstigen Wohnungen des Menschengeschlechts, nun schon seit Monden hausen. Für einen jungen Mann, der frisch von der Schule kommt, die Phantasie noch voll vom „Letzten Mohikaner“ und dem „Lederstrumpf“, jedenfalls eine Verwirklichung seiner romantischsten Träume. Allenthalben im Walddunkel die niedrigen Blockhütten, in denen die Mannschaften, die nicht beschäftigt sind, schlafen, rauchen oder lesen; immer aber die Waffe zur Hand, um auf Alarmruf in die Stellungen zu springen. Dazwischen die Schützengrabenbollwerke, von Stamm zu Stamm dahinlaufend. In kleinen Abständen stehen hinter ihnen die Wachen, das Gewehr unter dem Arm, eingehüllt von Kopf bis zu Fuß in das wasser-

Digitized by Google

dichte Segeltuch ihres Schlafsacks, regungslos, wie Baumstümpfe; aber ihr Auge späht unausgesetzt über den Abhang hinaus, der sich jenseits des hölzernen Walles hinabsenkt. Wenn der Offizier vorübergeht, meldet der Mann, fast ohne sich zu bewegen: „Wachtposten Nr. soundso, nichts Neues vom Feind.“ Anderswo schleppen Leute neue Stämme herbei und bauen weitere Gräben und Wälle. Wie lange werden die Spuren dieser Anlagen hier noch künftigen Geschlechtern von dem großen Kriege erzählen! Hier und dort sehen wir eine Strickleiter an einem Riesenstamm emporsteigen und im Gezweig zu unsern Häupten verschwinden. Das ist ein Hochstand; sie führt 20, ja 30 Meter hoch zu einem Baumausguckposten, und man begreift bei der Höhe des glatten Stammes kaum, wie der erste da hinaufgekommen ist. Auf der höchsten, die vorhergehende noch überragenden Höhe, . . . Meter auf der Karte, haust in einem mit dem Mannschaftsraum unter einem Dach liegenden Blockhauszimmer der Leiter dieser Anlagen hier, Oberleutnant F..., und er nötigt mir von neuem, wie alle diese jungen Offiziere hier oben, Erstaunen darüber ab, wie man in dieser ewig nebelbrauenden Einsamkeit, den Sturmnächten und der Kargheit der Lebensverhältnisse, ja auch unter dem lähmenden Einfluß der Tatsache, daß manchmal wochenlang gar nichts sich ereignet an dieser Stelle, sich eine solche Lebensfrische und einen solchen Humor bewahrt, wie sie es tun. Es liegt das mit daran, daß doch die Spannung der Möglichkeiten immer groß ist, und daß immer neue Aufgaben des Ausbaus und der Vervollkommnung der Stellungen den Intellekt und die Energie beschäftigen.

Von da geht's wieder hinab, zu einer weiteren Stellung, der interessantesten von allen, weil sie nun den Abschnitt des Höhenzuges deckt, der an den französischen Teil anstößt. Leider verbietet es mir leicht begreifliche Rücksicht, eine genaue Schilderung unserer Anlagen, die unter dem Kommando des Hauptmanns Baron Andrian standen, zu geben. Es ist hier mit den umfassendsten Mitteln Großartiges an dem Waldgebirg angepaßten Verteidigungswerken geschaffen. Der ganze Wald ist durchsetzt mit Drahthindernissen; die Schützengräben sind mit Maschinengewehren ausgerüstet, die den schußfrei gemachten Waldteil davor nach allen Seiten bestreichen können. Auch die Franzosen bedienen sich natürlich seiner. Wie eine Art Spritzenstrahl, den man hin und her schwenkt, streut das Maschinengewehr das Ge-

Digitized by Google

lände ab; man kann am Waldrande durch das Splittern der Äste und Rindenteile das Einschlagen seiner Geschosse verfolgen und sich ducken, wenn der Strahl kommt. Auch in den Baumkronen hat der Gegner zuweilen solche Maschinengewehre eingebaut; die Schützengräben haben deshalb eben hier auch Deckungen gegen oben. Zu den Unterständen für die Mannschaft sind vielfach eiserne T-Träger verwandt, bedeckt mit Erde und Steinen, so daß sie bombensicher geworden sind.

Je näher ich den feindlichen Stellungen gekommen war, um so unruhiger war es geworden. Wenn ich von der großen Stille sprach, so ist dabei immer — wie ich schon früher einmal betonte — ferner Geschützdonner ausgenommen; den hört man auf dem Kriegsschauplatz von Zeit zu Zeit stets, achtet aber gar nicht mehr darauf, wenn er einen nicht besonders angeht. Hier kam aber auch näheres Gewehrfeuer hinzu. Die Schüsse hallten in den Gewölben des Waldes derart, daß ich sie zuerst für Artillerieschläge hielt. Allmählich wurde die Knallerei auf beiden Seiten immer lebhafter. Eine steile Höhe, die in Händen der Franzosen ist, überragt hier auf eine beträchtliche Strecke den Weg, der zu unsern äußersten Feldwachenstellungen führt. Mit Scharfschützen, Maschinengewehren und Gebirgsartillerie ist er gespickt. Im Sommer deckte das dichte Wipfeldach den Zugang vollständig; jetzt, im Winter, verlieren selbst die Tannen und Fichten so viel Nadeln, daß der Schutz spärlich wird und die Straße von drüben stellenweise sichtbar werden muß. Man konnte von solchen dünn gewordenen Stellen aus zu den nur ein paar hundert Meter entfernten, mit spitzigen Baumwipfeln besetzten Wänden hinüberschauen. Mit welchen Mitteln an den bedenklichsten Stellen des Zuwegs dieser Gefahr begegnet wurde, wie überhaupt hier die verschiedentlichsten List- und Scheinstellungen angelegt waren, beschreibe ich nicht, aber die bloße Tatsache, daß wir solche haben, kennt der Feind natürlich, denn er macht's ja ganz ebenso.

Endlich war ich auf allerlei Schleich- und Schlupfwegen bis zu einer der allervordersten Feldwachen vorgedrungen. Eine stärkere Abteilung hielt sie besetzt. Hier war ich auf wenige Dutzende von Metern den gegnerischen Stellungen gegenüber. Durch die Schießscharten der Stahlschilde sah ich auch mit dem bloßen Auge zwischen den Stämmen über dem Farnkraut die rötliche Linie des aufgeworfenen Waldbodens,

Digitized by Google

belegt mit einem Wall von Sandsäcken. In den Lücken dazwischen bewegte es sich zuweilen. Es war eigen, das schmale Streifchen Erdboden dazwischen vor sich zu sehen, ein Teil des langen, langen schmalen Geländebandes, das zurzeit keinem der Völker gehört, in dem Mors Imperator ist! — Wie sehr Alleinherrscher, mag daraus hervorgehen, daß an einer Stelle unweit von hier seit Wochen in einem Drahthindernis ein toter Franzose hängt. Niemand kann zu ihm, um ihn zu bestatten.

Von der Feldwache aus lief seitwärts ein Gang die Berglehne hinauf, der weiterhin zu einem Punkt der Schützengräben führen sollte, wo die deutschen und französischen Werke noch näher aneinanderliegen; derjenigen Örtlichkeit, wo sie wohl auf der ganzen Strecke von der Nordsee bis zur Schweiz überhaupt einander am nächsten sind, denn sie greifen dort sogar buchstäblich übereinander hinweg. Es liegt da ein großer, etwa vier Meter hoher Felsblock, eine Art Kanzel, der von der einen Seite her durch die Verwitterung etwas unterhöhlt ist. Bis an diesen Felsen hatten die Franzosen einen Annäherungsgraben vorgetrieben und die Höhlung unter dem Fels ausgetieft. In einer Nacht aber hatten unsere Leute ihrerseits einen Annäherungsweg von der andern Seite her herangeführt, die Oberfläche der Kanzel erklettert und sie mit einer Brustwehr von Sandsäcken befestigt. So saßen die Deutschen hier tatsächlich oben über der Stellung der Franzosen. Sie beherrschten den französischen Zugangsweg, so daß er nur bei Nacht für den Gegner möglich war. In der Höhlung selbst saßen die Franzosen, so lange sie darin blieben, wohlgedeckt gegen die Schüsse von oben. Und doch gelang es einem kecken Bayern, sie daraus zu vertreiben. Der Vorfall ist mir folgendermaßen erzählt worden: Der Bayer hatte eines Tages mit nur einem andern die Wache oben und hörte, daß eine Anzahl Franzosen unten versammelt sein müsse, die versäumt hatten, vor Tagesanbruch zurückzukehren. Obwohl es äußerst lebensgefährlich war, sich über der Brüstung zu zeigen, denn der nächste Schützengraben der Franzosen war nicht sehr weit entfernt, erhob er doch den Oberkörper über den kleinen Wall und schoß steil hinab in den Graben, und beide machten so viel Lärm, daß die Gegner unten wahrscheinlich die Vorstellung einer sehr viel größeren Anzahl dort oben bekamen. Die Franzosen drückten sich aber dicht an die Wand, so daß das Schießen sie nicht erreichte. Jetzt schrie der

Digitized by Google

Bayer hinunter: „Kummts außa oder a Handgranaten kummt!“ Nichts regte sich. Darauf erhob er sich halben Leibes und warf, traf aber neben den Graben. Immerhin machte das platzende Geschoß einen solchen Eindruck, daß, als er sich dann unbekümmert ganz aufrichtete und schrie, jetzt käme die nächste, einer von den Franzosen nach dem andern waffenlos aus dem Graben hervorkroch. Zuletzt waren es sechs Mann, die der Bayer dann stolz als seine Gefangenen mit nach Hause brachte. Er ist deshalb für die nur selten verliehene bayerische Tapferkeitsmedaille eingegeben. Seitdem haben die Franzosen die Stellung nicht wieder besetzt.

Gern hätte ich selbst den interessanten Punkt aufgesucht, wo Deutschland in dieser Weise „über“ Frankreich herrschte, allein mein Führer durfte es nicht gestatten: war doch nachher der Kommandierende in seinem freundlichen Verantwortlichkeitsgefühl für mich schon einigermaßen entsetzt, daß ich bis zu jener Feldwache gegangen war.

Die Nähe der beiderseitigen Schützengräben hat hier vor einiger Zeit noch zu einem andern lustigen Vorfall geführt. Unsere Leute in den Gräben hatten die Kunde von einem unserer großen Hindenburg-Siege erfahren und schrien aus vollen Kehlen Hurra! Sofort erhob sich eine leidenschaftliche Schießerei aus den französischen Gräben, die stundenlang anhielt, um die man sich unsererseits aber nicht im geringsten kümmerte. Am nächsten Tage erschien im französischen Kriegsbulletin die Geschichte von einem großen Sturmangriff der Deutschen in dieser Gegend, der mit glänzendem Erfolg abgewiesen worden sei!

Spät am Nachmittag war es, als ich von den Bergen wieder abwärts stieg. Meine Hoffnung auf Besserung des Wetters trog mich nicht; der Regen hörte auf, der Wolkenschleier zerriß. Zwischen den Riesenstämmen des Tannenforstes erschienen Schlitze tiefblauen Himmels; wunderbare Durchblicke, wie der auf Böcklins „Schweigen im Walde“. Und als ich dann weiter unten auf freiere Hänge kam, breitete sich endlich vor mir in überraschender Schönheit die anmutige Landschaft des Senoner Tales mit seinen reizenden Ortschaften aus, überragt in der Ferne von den dunkeln majestätischen Höhen der Südvogesen, in der Nähe von den pyramidischen Gipfeln der nördlichen Sandsteinzone. Auf einigen von ihnen hatte es in der Höhe unter der Nebeldecke geschneit, und so stiegen sie im Sonnenschein empor, mit blaudunkeln Sockeln, oben aber strahlend in kristallenem Winterglanz.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel.

Der Erfolg von Blâmont—Cirey—Allarmont.

Ich weilte während des Februars einige Wochen in Deutschland, um dort mit Genehmigung des Generalstabs in einer Anzahl größerer Städte Vorträge über den Krieg zu halten. Die feurige Anteilnahme an allem, was ihn betraf, und die unveränderte Begeisterung für die heilige Sache des Vaterlandes, die ich daheim allenthalben fand, erfüllten mein Herz mit tiefer Freude.

An Ereignissen an der Westfront hatte inzwischen nur die steigende Heftigkeit der französischen Versuche, in der Champagne unsere Linien zu durchbrechen, eine größere Aufmerksamkeit erregt. Diese Kämpfe waren aber noch so im Fluß, daß die Zeit für eine Berichterstattung über sie noch nicht gekommen war.

Dagegen erfuhr ich gerade am Tag meiner Rückkehr ins Große Hauptquartier, dem 28. Februar, von einem schönen unbestreitbaren und abgeschlossenen Erfolge, den wir tags zuvor, also am 27. Februar, im Westen der nördlichen Vogesen gemacht hatten, unweit der Gegend, wo ich Anfang Januar geweilt hatte. Hier hatten wir nach der amtlichen Meldung des W. T. B. die Franzosen aus ihren Stellungen bei Bionville—Blâmont geworfen und den Gegner in einer Breite von 20 Kilometern um durchschnittlich 4 bis 5 Kilometer zurückgedrängt.

In der Öffentlichkeit fand diese Nachricht merkwürdigerweise nur geringe Beachtung; wohl weil zurzeit außer den erbitterten Kämpfen in der Champagne auch noch viele andere Dinge, wie der begonnene Unterseebootkrieg, die Nachwirkungen der großartigen Masurenschlacht, die Dardanellenbeschießung, die Gemüter beschäftigten. Und doch handelte

Digitized by Google

es sich bei dem Ereignis vom 27. Februar um die weitaus größte räumliche Verschiebung der bisherigen Frontlinie, um den bedeutendsten Geländegewinn, der seit Herausbildung des Stellungskampfes überhaupt auf dem ganzen westlichen Kriegsschauplatz gemacht worden war.

Ich bat unverzüglich, diese Gegend besuchen zu dürfen. Mein alter Kamerad von Reims, Hauptmann Pietsch, begleitete mich. Ich denke, der Leser wird aus dem Folgenden entnehmen, daß nicht nur jener positive Geländegewinn die allgemeine Anteilnahme unseres Volkes an jener Tat verdient, sondern daß auch die Sorgfalt und Geschicklichkeit ihrer Vorbereitung und der Schneid der Ausführung höchster Mitfreude würdig sind.

Das Gebiet, um das es sich handelt, liegt in dem ungefähr rechten Winkel, den auf unsern Atlaskarten die deutsch-französische Grenze in Lothringen mit der Vogesenkammgrenze bildet.

Landschaftlich besteht es aus zwei verschieden gearteten Teilen. Den Osten nehmen die westlichen Hänge der Vogesen ein. Hier ziehen von der Haupterhebungsachse dieses Gebirges mehrere langgestreckte, ziemlich parallel nebeneinander herstreichende Buntsandsteinrücken in der Richtung Nordwest-Südost bis zur Senke des Meurthetales hinab. Die mauerförmig geschlossenen Kämme, von Höhen von sechs-, sieben-, stellenweise achthundert Metern über dem Meeresspiegel überragt und mit dichtem Walde bedeckt, sind schwer überschreitbar; quer gerichtete Straßenzüge sind selten und daher von besonderer Bedeutung. Zwischen ihnen streichen ebenso gerichtete Taltröge dahin, bald korridorartig schmal, bald mit kleinen beckenförmigen Erweiterungen: die Betten zur Meurthe strömender Flüßchen, wie Rabodeau und Plaine. Ihre anmutigen Gründe, besetzt mit hübschen Dörfern und Städtchen, sind die Hauptbahnen des von Südwest her in dieses Bergland eindringenden Verkehrs, die Sitze der Landwirtschaft und vor allem der lebhaften hier landsässigen Textilindustrie. Gegen Norden dacht sich der nördlichste dieser Bergrücken in einem schwer übersichtlichen, stark zerschnittenen Gelände gegen die Lothringische Hochebene ab, in dessen gewundenen Tälchen sich die Zuflüsse der bei Lunéville ebenfalls in die Meurthe mündenden Vezouse sammeln. Auch dieses Gebiet ist mit dichtem Wald bedeckt und außerhalb der Verkehrswege schwer zu passieren, und auch hier hat die Industrie Leben und für eine Anzahl Großbesitzer Reichtum hineingetragen.

Digitized by Google

Das ganze Übrige des für uns in Frage kommenden Gebiets, westwärts hiervon, gehört der sogenannten Lothringischen Hochebene an, jenem Übergangsland zwischen den Randbergen des Oberrheintals und der Champagne, über das, ohne natürlichen Anhalt, seit 1871 die deutsch-französische Grenze dahinläuft. Der übliche Ausdruck Ebene für diese vielumkämpfte Landschaft, in der sich die Wasser der Mosel und der Maas sammeln, und die, quer zu ihnen gerichtet, der Rhein-Marne-Kanal durchzieht, ist für unsere Gegend wenigstens irreführend. Sie zeigt ein zwar flaches, doch überall bewegtes Auf und Ab von Bodenwellen. Wo die Straßen nach französischer Art viele Kilometer schnurgeradeaus dahinziehen, hat man auch hier, wie in so vielen andern Gegenden Frankreichs, wenn man mit dem Kraftwagen darauf hinsaust, den Eindruck, als durchquerte man mit dem Schiff eine lang daherrollende Dünung. Von den höhern Punkten aus kann man die Landschaft weithin übersehen und glaubt sie mit dem Auge zu beherrschen, um so mehr, als das Land meist waldarm und offen erscheint. In Wahrheit entzieht sich aber stets ein großer Teil des Geländes den Blicken, gibt dadurch mannigfach Gelegenheit, beträchtliche Truppenmassen ungesehen vom Gegner zu bewegen, und erschwert die Übersicht über die feindlichen Stellungen.

Der Vorstoß unserer Truppen am 27. Februar fand gleichzeitig auf der ganzen Linie von Lagarde über Blâmont—Cirey—Val bis Bionville-Allarmont im Plainetal statt. Er war das Ergebnis einer langen und sorgfältigen Vorbereitung, während deren man erkundet hatte, daß hier eine besonders unzureichend gedeckte Stellung der Franzosen gegenüberlag. Der rechte Flügel unserer Bewegung lag etwa südwestlich von Lagarde, der östliche in der Umgebung des Donon. Es handelte sich also um eine sehr groß angelegte einheitliche Unternehmung auf mehr als 20 Kilometer Front. Die ausführenden Truppen bestanden aus Bayern, Sachsen und Preußen. Die Hauptstellung der Franzosen uns gegenüber war die stark befestigte Meurthelinie, von St.-Dié über Baccarat, den berühmten Glasschleiferort, bis nach Lunéville. Davor hatten sie sich eine zweite starke Stellung geschaffen, die am Nordrand des Forstes von Mondon im Tal der Vezouse und der Verdurette über Badonviller bis Celles im Plainetal dahinzog. Vor dieser, vorgeschoben

bis nahe an unsere eigenen Stellungen, noch eine Reihe stark befestigter Vorposten, die sie auch allmählich untereinander verbunden hatten. Alles dies war mit der bekannten Geschicklichkeit der Franzosen im Verteidigungskrieg unter sorgfältiger Verwertung der Geländeschwierigkeiten mit Schützengräben, Drahthindernissen und andern Mitteln so gut gesichert, daß nur die eingehendste Vorbereitung des Unternehmens Aussicht auf Erfolg versprach.

Der Hauptsinn unseres Angriffs war, neben dem Geländegewinn an sich, der, unsere Front durch Abflachen der einspringenden Winkel unserer Stellungen zu verkürzen. Der Vorgang der Kämpfe war etwa der folgende: Zwischen 4 und 5 Uhr morgens setzten sie ein. In der Mitte gingen die Truppen von Blâmont und Cirey aus in südwestlicher Richtung vor. Anfangs war überall der Kampf leicht, da die Franzosen völlig überrascht waren. Sie wurden in dem offenen, flachwelligen Gelände auf eine große Strecke hin einfach überrannt. Je weiter man dann nach Süden kam und den französischen Hauptstellungen sich näherte, um so schwerer wurde das Ringen. Gegen Badonviller hin wurde der Kampf sehr hart; die Dörfer Parux und Bréménil wurden zum Teil im nächsten Nahkampf, bis zum Gebrauch der blanken Waffe, gewonnen. Besonders heftig gestaltete sich das Gefecht in dem Waldgebirgsgelände, in das man hier schon eindringen mußte. Jede Kuppe war befestigt, die Steilhänge mit Gräben und Verhauen durchzogen; es war fast ein Ringen von Baum zu Baum. Um 4 bis 5 Uhr nachmittags, das heißt also nach 12 Stunden, waren unsere Truppen im Besitz der französischen Vorpostenstellungen auf den Höhen südlich von Bréménil. Sie waren stellenweise um 10 Kilometer vorgedrungen. Auf dem rechten Flügel, wo man innerhalb des offenen Geländes blieb und sein Ziel weniger weit gedeckt hatte, waren die ebenfalls siegreichen Kämpfe wesentlich leichter geblieben. Sehr hartnäckig gestalteten sie sich auf dem linken, im Bereich des Plainetals. Hier entwickelten sich die härtesten Gefechte um die Höhe 542, die auf der Nordseite des Plainetals sich erhebt, nordwestwärts von Bionville, in dem Winkel, den die bei Les Collines das Plainetal verlassende Straße nach Badonviller bildet, die einzige direkte Verbindung dieses Tales mit dem Nordwesten, den man sonst nur auf dem weiten Umweg über Raon-l'Étape erreicht. Die Höhe 542

Digitized by Google

beherrscht diese Straße, und sie war deshalb von den Franzosen, unter Benutzung des dichten Waldkleides und der Felsbildungen, besonders stark verschanzt. Auch hier wurde der Gegner überrascht, so daß es unsern Leuten gelang, bereits nach wenigen Stunden die Höhe zu nehmen. Mit Hinblick auf die Wichtigkeit des Punktes machten die Franzosen aber die äußersten Anstrengungen, sich wieder in ihren Besitz zu setzen. Sie stürmten mit der größten Wut vor, drängten auch während des Tages die Unsrigen wieder von der Höhe herab; am Abend aber hatten wir sie wieder in Besitz. Besonders bewundernswert ist, wie nun unsere Leute, trotz des mehr als zwölfstündigen schwersten Kampfes, sofort die Nacht vom 27. zum 28. benutzten, um die gewonnene Stellung aufs wirksamste mit neuen, gegen die andere, die französische Seite gerichteten Befestigungen zu versehen, so daß sie seitdem in den folgenden Tagen die immer erneuten wütenden Angriffe der Franzosen, bis jetzt 37 an der Zahl, zurückweisen konnten und wir sie bis heut im Besitz haben. Der Geländegewinn im Plainetal beträgt nur etwa 1 Kilometer, aber er gehört mit zu den hervorragendsten Leistungen unserer Truppen an der Front.

Auch bei diesen Kämpfen im schwierigsten Waldgelände hat unsere Artillerie, unterstützt durch geschickt aufgestellte Beobachtungsposten, sich vorzüglich betätigt, stets in vorderster Linie mit eingegriffen und die zur Verstärkung aus dem unteren Plaine- und dem Meurthetal herangeholte französische Artillerie, indem sie sie unter Flankenfeuer nahm, immer wieder zersprengt. Bei unsern Truppen befanden sich auch gegen 700 Lothringer, die sich mit der größten Bravour geschlagen haben.

Es sei aber hervorgehoben, daß auch der Gegner hohe Tapferkeit bewiesen hat, sobald er sich von seiner Überraschung erholt hatte. Zu Haufen türmten sich die Leichen der Franzosen vor den Hindernissen der Höhe 542, und trotzdem griffen sie immer aufs neue mit größter Erbitterung an.

Um zu verhindern, daß von den Flügeln französische Verstärkungen herbeigezogen würden, hatte man auch rechts und links in den Nachbargebieten Kämpfe einsetzen lassen. So gingen jenseits des rechten Flügels Truppen von uns gegen Parroy vor, und ebenso entwickelten wir auf dem linken Flügel, in der Gegend von Senones, eine lebhafte Gefechts-

Digitized by Google

tätigkeit. Trotzdem erfuhren wir aus Gefangenenaussagen, daß die französische Oberleitung mit der größten Eile versucht hat, aus dem ganzen Gebiet der Meurthestellung alle verfügbaren Truppen in Gewaltmärschen heranzuwerfen; ja noch weiter hinaus, zu der Gegend westlich von Lunéville, nach St.-Dié und zur Festungsbesatzung von Épinal griff sie. Radfahrer, reitende Batterien, Kavallerie wurden herbeigeholt, ohne daß es gelang, den Erfolg rückgängig zu machen.

Unser Geländegewinn betrug stellenweise 10 Kilometer, durchschnittlich, wie gesagt, etwa 4 bis 5; die Abkürzung unserer Frontlinie dadurch etwa 10 Kilometer.

Dieser Gesamtüberblick über die Geschehnisse mag nun im folgenden hier und dort noch an der Hand meiner eigenen Bereisung des Gebietes etwas im einzelnen verdeutlicht werden.

Die Morgenfrische eines März-Vorfrühlingstages wehte uns um die Ohren, als uns der Kraftwagen des A. O. K. Straßburg den Vogesen entgegentrug. Der Nachrichtenoffizier Major R..... hatte die Güte, uns selbst zu begleiten. Mit uns war auch noch der bekannte schweizerische Oberst Müller, der Berichterstatter des „Berner Bund“, dem wir so viele unbefangene und verständnisvolle Schilderungen unseres Heeres verdanken. Die Luft war rauh, der Himmel bedeckt; blasser Dunst hing in der Weite und beraubte die Landschaft aller Farbe. Verschwommen und ohne Linienschönheit erhoben sich allmählich neben mir aus der Rheinebene die Berge, als unser Weg in das Breuschtal hineinbog. Wohl fühlte man, wie in der Natur allenthalben drängend und sehnend das Frühlingsahnen und Frühlingswünschen lag, gerade wie in uns Menschen allen nach diesem schweren Winter; aber noch war auf den harten Feldern, in dem starren Geäst der Bäume am Wege kaum zu erkennen, daß es Lenz werden wollte. Ebensowenig, wie ja auch für die Menschheit der Gegenwart irgendein Anzeichen vorhanden war, daß nun bald das Eis des gegenseitigen Hasses schmelzen und die Sonne des Friedens wieder leuchten solle.

Und doch, Bedrücklichkeit wollte in uns allen nicht aufkommen. In mir lebte die Vorfreude, die Stätten zu sehen, wo unsere tapfern Jungen wieder einmal gezeigt hatten, was wir können, und wie so gar nicht



Phot. Naderzky.

Am Adlerfelsen in den Vogesen.

(Vgl. Seite 245.)

Digitized by Google



Ablösung in den Vogesen.



Unterstand in einem Wäldchen.

Digitized by Google

dieser lange Winter ihrer gesunden Kraft geschadet hatte. Und den andern ging es augenscheinlich nicht anders. Wir waren voll von Lebenslust und tauschten heiter Geschichten aus. Oberst Müller rezitierte mit Behagen ein allerliebstes Schützengrabenliedchen — vielleicht ist es einem oder dem andern der Leser anderweit schon bekannt geworden —, worin der mit einem Meer von Liebesgaben Überschwemmte in seiner Antwort an die Heimat in drolliger Weise alle diese Dinge herzählt: Liebesschals und Liebessocken, Liebesmützen, Liebespfeifen usw. usw., und zum Schluß klagt: „So viel Liebe — und kein Mädel!" Worauf ihm dann aus Deutschland eine Erwiderung gekommen ist, die mit den Versen schließt: „Wenn am Wegesrand erblüht der Flieder, mit dem Frühling kommt das Mädel wieder." Ich selbst konnte mich erkenntlich zeigen durch ein Scherzliedchen, das mitten unter den grimmigen Kämpfen bei Soissons entstanden ist und das ich bei meinem Besuch des Schlachtfeldes (ich habe davon nicht erzählt, da ich hier ja nur Einzelnes aus der Fülle der Gesichte herausgreifen kann) mitgebracht hatte. Die Märker sangen es dort in den Schützengräben, um die feindlichen „Minenwerfer" zu verspotten, von deren außerordentlichen „Wirkungen" vorher in der gegnerischen Presse geredet worden war. Der hinter jedem Vers gesungene Rundreim machte mit rhythmischem Summen das Geräusch nach, mit dem die dicken, langsamen Minengeschosse herübergeflogen kamen:

„Ssss — ssss — ssss — ssss!
Was meinen Sie wohl, welche Wirkung das hat!"

Der letzte Vers sagte dann: und wenn es Friede wird und wir nach Hause kommen, dann fliegt uns auch dort eine „Mine" entgegen; die fliegt uns aber — um den Hals, und:

„Was meinen Sie wohl, welche Wirkung das hat?"

Gegen 11 Uhr wurde es lichter und lichter, die gleichmäßige Dunstdecke über uns nahm Form und Gestalt an, wurde zu wallenden Wolken, die mehr und mehr zerrissen: heller Sonnenschein brach hier und dort hindurch, blitzte auf den grauen Wassern des schäumend überquellenden Flusses im Tal und huschte über die hübschen Giebel der alten Städtchen, die wir durcheilten. Und von da an ist dieser Tag ein unablässiges Crescendo von hinreißender Schönheit geworden, bis zu dem unsagbar goldenen Abend.

Digitized by Google

Die Ortschaften des Breuschtals sind sehr reizend und in ihrem Aussehen ausgesprochen deutsch. Aber die Bevölkerung ist letzteres nicht überall ebenso. Vor dem Kriege von 1870 hatten sich die Franzosen nicht viel um die Vogesen gekümmert. Seitdem diese Grenzgebiet wurden, ist das anders geworden, sie kamen touristisch in Frankreich in Mode. Die neuerliche Entwicklung des Kraftfahrsports trug dazu noch bei. Da die französischen Automobilisten meist wohlhabend und vornehm auftraten, so machten sie viel Eindruck auf die gegenüber dem Besitz achtungsvolle Bevölkerung. Auch die Jagden der deutschen Seite wurden gern von begüterten Franzosen gepachtet. In der gleichen Richtung wirkte es, daß die reichen Großindustriellen der Vogesentäler häufig durch Familienverbindungen herüber und hinüber mit französischen Gesellschaftskreisen verknüpft waren, viel französischen Besuch erhielten und ganz von selbst durch ihre französischen Sympathien ihre Angestellten und Arbeiter französisch beeinflußten.

Bei dem Städtchen Schirmeck bogen wir aus dem Breuschtal nach rechts ab; die Fahrt verließ hier den Weg meiner ersten Vogesenreise, von der ich dem Leser im 16. Kapitel berichtete. In vielgewundenem Tal, an dessen Rändern auf waldfreien Hängen schimmernder Schnee lag, schraubten wir uns zu der Paßhöhe empor, die zu Füßen des berühmten Donon berges den Kamm und damit die ehemalige Grenze überschreitet. Der Name des hier gelegenen Touristenhotels „Velleda" erinnert daran, daß dieser Donon, der weithin sichtbare höchste Gipfel der nördlichen Vogesen, wie schon einmal erwähnt, in der keltischen Vorzeit dieser Gegenden ein Göttersitz und Kultmittelpunkt gewesen sein soll. In majestätischem Schweigen türmte sich zur Rechten unseres Weges die mächtige Doppelwölbung des kleinen und großen Donon empor, düster in ihrem schweren Waldkleide. Saubere neue Blockhäuser beherbergen unsere Paßwachen. Ein Drahtverhau mit zur Seite geschobenem spanischen Reiter deutet die Paßhöhe an; von dort senkt sich unser Weg wieder abwärts in das offenere Plainetal hinab.

Bei Raon-sur-Plaine erreichen wir die Sohle des Plainetals und fahren nun in dem gewundenen Korridor zwischen steilen Waldwänden dahin. Die Dörfer tragen vielfach die Spuren von Artilleriekampf und Feuersbrunst; sie sind aber doch zum größern Teil unversehrt. Man

Digitized by Google

hat aus ihnen auch die heimische nichtmilitärpflichtige Bevölkerung, wie es sonst vielfach im Operationsgebiet wegen mancher Unzuträglichkeiten, insbesondere Kundschafterei, geschehen mußte, nicht abgeschoben, weil ihre kleinen Dienste für Quartier und Verpflegung willkommen sind. Das Verhältnis zu unsern Soldaten ist meist ein ganz freundschaftliches geworden, und prächtige Kriegsgenrebilder zogen an uns vorüber. Hier wuschen hübsche Mädchen lachend Soldatenwäsche am Steintrog des laufenden Dorfbrunnens. Maultiere wurden beschlagen, was immer ein Theater ist. Die großen, sehr leistungsfähigen, aber überaus störrischen Tiere wollen absolut nicht. Sie müssen mit Stricken gefesselt, die Nase muß ihnen mit einer Schmiedezange zusammengekniffen werden; fünf, sechs Mann sind dabei angestrengt beschäftigt, und Frauen und Kinder und Soldaten stehen mit klugen Ratschlägen und Witzworten herum, bis das Tier sich losreißt, und der Kreis schreiend auseinanderstiebt. Anderswo ziehen ablösende oder abgelöste Truppenteile mit Gewehr und Tornister durch die Straßen, oder die Dienstfreien schlendern behaglich, die Pfeife im Munde, die Hände in den Hosentaschen, zu zweien und dreien daher oder lehnen mit den Frauen plaudernd an den Haustüren. In ..... erreichten wir das Quartier des Generals N....., desjenigen Truppenführers, der am 27. Februar und in den Folgekämpfen die Operationen im Abschnitt des Plainegebietes zu leiten hatte. Die vorzügliche Art, mit der er dieser Aufgabe gerecht geworden ist, hatte Se. Majestät der Kaiser durch Verleihung eines hohen Schwerterordens zum Ausdruck gebracht. Er selbst zwar wies auf unsere Beglückwünschung alles Verdienst seinen wackern Truppen zu; ich habe aber in diesen Tagen von beiden Seiten her, sowohl von den für ihren Führer begeisterten Untergebenen wie aus den Kreisen der Oberleitung, gleichmäßig betonen hören, wie ausgezeichnet er den großen Schlag vorbereitet und geführt hat. Zu unserer Freude übernahm er selbst jetzt unsere Führung durch das Kampfgelände.

Wir fuhren zunächst mit dem Kraftwagen noch einige Dorfschaften weiter vorwärts, bis zu der letzten, die wir im Plainetal besetzt halten, dem Doppelort Bionville-Allarmont. Ganz wie ich es von einigen Siedelungen im Tal von Senones erzählte, liegt dieser Ort bereits im Artilleriebereich der Feinde und könnte von ihnen zerschossen werden.

Digitized by Google

Aber das gleiche ist der Fall von unserer Seite her mit den nächsten noch französischen Ortschaften. Hier wie dort besteht deshalb, ähnlich wie ich es vom Tal von Senones berichtete, eine Art stillschweigenden Übereinkommens, das nicht zu tun, wenn der Gegner es nicht tut. Bei den Franzosen liegt überdies noch eine besondere Veranlassung vor, diese Verwüstung zu vermeiden; denn es ist französisches Gut, was sie zerstören würden, und französische Dorfbewohner würden dabei mit ums Leben kommen.

In Allarmont schlossen sich uns noch einige Offiziere der hier in den Bergen verteilten Truppen an. Schlanke, sehnige Gestalten mit hagern Gesichtern, sichtlich gestählt durch den vielmonatigen Wald- und Gebirgskrieg mit seinem Blockhausdasein und seinen Indianerlisten. Insbesondere einer darunter rief mir unterwegs mehr als einmal die Jugenderinnerungen an „Lederstrumpf" wach. Eine Jagdflinte über der Schulter, die graugrüne Uniform und die faltige Mütze wettergeprüft, schritt er so sicher und elastisch über die Hänge dahin, wußte überall so genau Bescheid, und das ruhige graue Auge blickte so scharf und klar, daß ich mich kaum gewundert hätte, wenn er „Mokassins" an den Beinen getragen und „Hugh" gesagt hätte.

Wir bewaffneten uns alle mit Alpenstöcken für die Bergwanderung. Vom Orte führte ein sehr geschickt, bisweilen geradezu witzig angelegter Deckungspfad über das offene Gelände des Talbodens in den Schatten des schützenden Waldes, der hier alle Gehänge und auch die Gipfel und Kämme dicht umhüllt. Wieder war es, wie damals bei Senones, eine wunderschöne Wanderung, auf der, je weiter nach oben, um so prächtiger sich die herrlichen Edeltannen mit bläulich-silbrigem Nadelwerk entwickelten. Nur war sie diesmal gar nicht einsam. Im Gegenteil, der Wald wimmelte von Soldaten. Hier schufen Pionierkompagnien treffliche Wege in den neugewonnenen Bereichen, brauchbar auch für unsere Artillerie; sie rodeten Bäume, die im Wege standen, pflasterten lehmige Stellen mit zerklopftem Buntsandstein, schützten die Straßenanlage durch Drahthindernisse. Anderswo wurden Blockhäuser gebaut, Hochstände angelegt u. a. m. Unablässig begegneten wir marschierenden Truppenteilen, solchen, die aus den Stellungen kamen, und solchen, die sie ablösen sollten. Von Zeit zu Zeit kamen Patrouillen durch den Wald, deren Führer dann,

Digitized by Google

straff zusammengenommen, dem General ihre Meldungen machten. Karawanen von komisch aussehenden Eselchen beförderten Vorräte auf die Höhen. Es waren zum Teil Tiere, die man aus den belgischen Strandbadeorten hierhergebracht hatte, und auch sie mochten angesichts ihrer gegenwärtigen Tätigkeit wohl ihr Haupt darüber schütteln, wie die Welt sich verändert hat; sie sollten aber ihre Sache ganz vortrefflich machen. Einer der uns begleitenden Leute hatte einen als Kriegshund abgerichteten schlanken deutschen Schäferhund mit sich und erzählte mir, wie er vor ein paar Tagen mit dessen Hilfe im Wald einen Franzosen aufgespürt und gefangengenommen hätte.

Die Bergwände sind zwar oft steil, aber relativ erheben sie sich doch nur wenige hundert Meter über dem Tal. Bald hatten wir daher den parallel der Talsohle dahinlaufenden Hochkamm erreicht und schritten auf ihm dahin. Hier hat die Verwitterung überaus phantastische Felsformationen ausgenagt. Härtere Schichten haben sich besonders erhalten; und zwar sind es hier, wie auch in der Senonesgegend, stets grobkörnige Konglomerate, zusammengebackene Bildungen aus dem Strandgeröll der alten triassischen Meere, in denen die von den Wogen abgerundeten Kiesel so eisenfest verkittet sind, daß man sie kaum losbrechen kann, selbst wenn sie schon mehr als zur Hälfte aus der Wand herausgewittert sind; eine Gesteinsbildung, die anscheinend widerstandsfähiger ist als die feinkörnigen Sandsteine. Sie ragen als massige Wände, turmartige Blöcke oder als wagerechte unterwaschene Platten empor und bilden zuweilen seltsame natürliche Burgen. Hochwald umwuchert und verbirgt sie. Zwischen ihnen haben sich verschiedentlich unsere Leute eingenistet, durch Treppen die Felsklötze verbunden, Blockhütten eingebaut, uneinnehmbare Verschanzungen angelegt, kurz sich wieder einmal in der Wirklichkeit ein Reich geschaffen, wie es sich die blühendste Knabenromantik nur ersehnen könnte.

Wir trafen hier den Oberst St........, denselben, der den Kampf um die Höhe 542 durchgeführt hat und seitdem die Verteidigung dieser von den Franzosen mit solcher Hartnäckigkeit immer wieder angegriffenen Stellung leitet. An der prächtigen Art dieses Mannes, der, solange nun dieser Wald- und Gebirgskampf schon dauert, inmitten seiner Truppen draußen im Walde selber haust, hatte ich meine Herzensfreude. Eine der Kompagnien, die zur Ablösung ins Tal gingen, zog von der

Digitized by Google

Höhe 542 gerade her, schon an sich ein merkwürdiges Bild. Auf dem gewundenen Weg zwischen den uralten Stämmen, durch deren Wipfel die Goldlichter der Sonne spielten, und dem seltsamen Gefels kamen sie heran, den schwerbepackten „Affen" auf dem Rücken, die meisten die kurze Pfeife in dem guten deutschen bärtigen Angesicht, dessen bürgerliche Biederkeit so wunderlich kontrastierte mit dem Märchenwald und dem Dasein, das sie nun schon so lange darin führen. Jeden einzelnen der Leute schien der Oberst persönlich zu kennen, für jeden fast unter ihnen hatte er beim Vorüberziehen einen heitern Zuruf, eine muntere Frage, eine väterlich freundliche Ermahnung; die vom Schweiß der Mittagswanderung feuchten Mienen eines jeden einzelnen leuchteten beim Vorübergehen, und jeder erwiderte Frage oder Zuruf je nach Witz, alle aber aus dem Gefühl jener prachtvollen Kameradschaftlichkeit heraus, die sich in diesem Kriege zwischen unsern Leuten und ihren Offizieren herausgebildet hat. Ähnlich auch zwischen den Gliedern des Offizierkorps selbst. Ich wollte wohl, ich fände die rechten Worte, um zu sagen, was ich meine. Immer von neuem freue ich mich an der ritterlichen, vollendet höflichen Art, mit der in unserm Offizierkorps hier im Felde der im Range Höhere den Untergebenen behandelt, und an der ganz merkwürdigen Mischung von Unbefangenheit und Ehrerbietung auf der andern Seite, wie sie sich in dem steten gemeinsamen Erleben und in dem steten Gefühl des gemeinsam verfolgten großen Zieles herausgebildet hat. Auch hier auf dieser Wanderung beobachtete ich es wieder mit Vergnügen, wie frei, gelassen und sicher sich die Offiziere untereinander bewegten, in den Stellungen, die wir passierten, ihren Aufgaben nachgingen, ihre Meldungen machten, dem General oder dem Oberst ihre Auskünfte gaben oder diese und jene Handreichung leisteten, immer aber dabei durch respektvollste Form, durch den militärischen Gruß, durch die momentane Straffung des gewandten Körpers das Verhältnis taktvoll wahrend. Die militärische Etikette hat hier im Felde die belächelte automatische Starrheit, die ihr im Frieden zuweilen anhaftet, völlig verloren; sie erscheint nur als das, was sie sein soll: die stets gegenwärtige gute Form, die im Grunde eine Selbstachtung und um so mehr wert ist, je größer die Versuchung des Sichgehenlassens, und deren richtige Wahrung die wirkliche freie Bewegung auf die Dauer allein

Digitized by Google

ermöglicht. Das Streben unserer Offiziere, hier auf dem Kriegsschauplatze, selbst im Schützengrabendasein, eine gewisse Eleganz aufrechtzuerhalten — ich glaube kaum, daß in der deutschen Armee je so viel Eingläser getragen sind, wie man jetzt sieht, und doch ist aus ihr jede Spur von „Äh-bähtum“ verschwunden —, ist etwas höchst Wertvolles. Ich erkenne darin eine Erscheinung männlicher Eigenzucht wieder, wie ich sie in fremden Erdteilen bei unsern Feinden, den Engländern, so oft bewundernd gesehen und als einen der Gründe ihrer Erfolge empfunden habe, wenn dort, selbst in den entlegensten und kulturlosesten Gegenden, die jungen Kaufleute, Reisenden oder Kolonialbeamten abends sich unweigerlich wie daheim umkleideten und mit frischer Wäsche und dem Dinnerjackett zu ihrer eigenen Tafel gingen. Das ist nicht nur äußerlich, das ist mehr.

Und nun dazu das innere Verhältnis. Ich bin immer wieder, wohin ich an der Front bisher gekommen, von neuem entzückt und bewegt gewesen von diesem Geist der warmherzigen Bewunderung, des Vertrauens, ja der begeisterten Liebe und Verehrung, die diese Männer hier miteinander verknüpft. Gewiß kann das nicht überall gleich sein, denn es hängt von den Persönlichkeiten ab, die nicht überall gleich sind. Aber es ist eine so häufige Erscheinung in der deutschen Armee hier draußen, daß man eben erkennt, es kommt darin ebenso wie in manchem andern des gegenwärtigen Lebens in Deutschland zum Ausdruck, wie die große Zeit alles Kleine und Kleinliche fortgefegt und unseres Volkes beste Eigenschaften entfaltet hat.

Oberst St........ und die übrigen uns geleitenden Offiziere erzählten mancherlei Einzelheiten vom Gang der Kämpfe am 27. Februar. Von langer Hand hatte der General den Angriff vorbereitet. Vor allem auch dafür Sorge getragen, daß der Gegner ahnungslos blieb bei unsern eignen Bewegungen; was um so schwieriger war, als wir sie ja inmitten einer französischen Bevölkerung vollzogen. Welche Mittel dazu dienen mußten, darf ich natürlich nicht ausplaudern. Nur als ein kleines Beispiel, wieweit ins einzelne sich die Vorsorge erstreckte, sei folgendes erzählt: In der langen Ruhelage hatten sich, wie es auch anderswo zwischen den Fronten geschieht, die beiderseitigen Patrouillen daran gewöhnt, an Orten, die sie gelegentlich von der einen wie von der

Digitized by Google

andern Seite her erreichten, an einem auffallenden Baumstamm oder auf einem merkwürdigen Steinblock, sich Briefe mit einem Witz, einem Schimpfwort oder irgendeiner Mitteilung zu hinterlassen. Eine wirkliche Anbrüderung entwickelte sich daraus nicht, dazu werden die Verbote, die bekanntlich nach einigen nicht unbedenklichen Anläufen dieser Art in den ersten Monaten des Krieges für die ganze Front ergangen sind, zu streng aufrechterhalten. So war es denn nur eine Art Fanfaronnade, daß einige Tage vor dem Angriff eine französische Patrouille im Walde an die deutsche eine Aufforderung erlassen hatte: „Kameraden, wenn ihr wieder hierherkommt, bringt doch eine Flasche Champagner mit; wir trinken sie dann zusammen aus." Der General, der davon erfuhr, sorgte dafür, daß in der Tat eine solche hinterlegt wurde, um den Gegner in dem Gefühl zu bestärken, daß die gemütliche Situation so weiter ginge.

Für 5 Uhr in der Frühe war der Beginn des Angriffs angesetzt. „Ich denke," hatte General N...... zu dem Obersten St........ gesagt, „daß Sie wohl gegen 10 die Höhe 542 werden haben können." — „Wenn der Herr General für alle Fälle das akademische Viertel bewilligen wollen," hatte der, die Hand an der Mütze, geantwortet, „so kann ich dafür einstehen." Um 9 Uhr 50 Minuten genau war die Stellung gewonnen! Die Franzosen wurden zu Anfang einfach überrannt. Die Pioniere zerschnitten unter der Deckung von Maschinengewehrfeuer die Drahthindernisse, und unsere Leute stürmten mit Hurra unaufhaltsam vor. Sie hatten die Stellung, ehe der Gegner sich vollkommen sammeln konnte. Dann freilich erst begann der heftigste Teil des Kampfes. Den Tag über wogte er auf der Höhe hin und wider, bis endlich am Abend unser Erfolg besiegelt war. Die Höhe, eine plateauartige Abzweigung des nördlichen Randwalles des Plainetals, die die hier herüberführende Straße aus diesem Tal nach Badonviller beherrscht, wurde noch in derselben Nacht von den Unsern trotz des den ganzen Tag währenden Kampfes aufs stärkste mit Gräben und Stacheldrähten befestigt und konnte nun so den 30 bis 40 seitdem erfolgten Versuchen der Franzosen, sie wieder zu nehmen, standhalten. Auch hier wurde mir von der Gefährlichkeit der von den Leuten „Baumaffen" genannten feindlichen Schützen erzählt, die in den Wipfeln verborgen stecken und von dort herunterschießen.

Digitized by Google

Von einem hochgelegenen Ausblick aus überschauten wir das ganze Plainetal zu unsern Füßen. Wie ein Modell lag es da; der flache, von Wiesen erfüllte Talboden, zu beiden Seiten die gleichmäßig bewaldeten Hänge, deren Vorsprünge in der Ferne silhouettenartig wie eine Doppelreihe von Kulissen gegen das Tal vorsprangen; oben alle gleichmäßig hoch, so daß das geologisch geübte Auge ohne weiteres dort die Fläche des ursprünglichen Sandsteinplateaus erkannte, in die die Talformen sich eingegraben haben. Südwärts auf den Bergwogen am Horizont zeigte mir der General die Höhe 717 der Generalstabskarte auf dem Rücken, der das Tal von Senones begleitet. Auf der hatte ich vor zwei Monaten selbst gestanden, wenngleich damals in wallendem Gewölk. Erst gestern Abend hatte ich zufällig im Foyer der Oper in Straßburg, in einem Zwischenakt von „Carmen" — wie das mir selber klingt, wenn ich solch eine Bemerkung hier einstreuen kann! —, auch den Freiherrn von Rotenhan wieder gesehen, der mich damals auf meiner Wanderung durch das „Nebelheim" des Wasgenwaldes geführt hatte. In der Ferne unten, in einer Erweiterung des einem Fjord nicht unähnlichen Tals, lag das langgestreckte Städtchen Celles. Die Landschaft war wunderschön. Das Tal war wie eine Schüssel voll Sonne, und der durchleuchtete Dunst zog um jede Bergkulisse einen feinen helleren Umriß, so daß sie wie auf einem jener zarttönigen japanischen Tuschgemälde in der Luft standen.

In dieses Bild der Anmut und des Friedens zeichnete der General uns die Linien unserer gegenwärtigen Kampfstellung hinein.

Ein scharfes Auge entdeckte hinten im Tal einen französischen Fesselballon; gerade über der Kirchturmspitze von Celles schwebte er als ein winziges Pünktchen im Lichtdunst; er mußte von dort in trefflicher Weise das Tal mit seinem Ausblick beherrschen. Von diesem Fesselballon sollte ich den Tag darauf noch einmal hören. Da riß er sich nämlich gegen 10 Uhr vormittags von seiner Trosse los und trieb mit zwei Insassen über die Vogesen auf deutsches Gebiet. Gegen 11 Uhr kam er in der Rheinebene zum Sinken, und — so prompt arbeiten wir — bereits um 12 Uhr mittags standen die beiden Insassen in Straßburg zum Verhör vor dem Major R....., demselben, der heute mit mir in der Ferne den Ballon über Celles stehen sah.

Digitized by Google

Auch nach der Nordseite hatten wir von einer andern freiern Stelle des Höhenrückens einen fesselnden Ausblick. Dort schauten wir über das breite, krause, allmählich sich erniedrigende Waldgehügel hinweg, mit dem die Vogesen sich hier nordwestwärts gegen die lothringische Fläche senken. Ganz in der Ferne schweifte der Blick bereits in die lichtere offene Ebene hinaus. Eine an ihrem Rande erkennbare Ortschaft war das vorhin genannte Parux, einer der am schwersten umkämpften Orte dieser Landschaft und heute in unserm Besitz.

Wir stiegen dann wieder herunter zur Talsohle, und der liebenswürdige und körperlich unermüdliche General führte uns auch noch auf der gegenüberliegenden Seite talab bis zu den äußersten, neuerdings von uns gewonnenen Vorstellungen, die mit einem geradezu abenteuerlichen Netz von Stacheldrahtverhauen geschützt waren. Auf dem Rückweg hatten wir die sinkende Sonne hinter uns. Wir gingen im Waldschutz am Rand des Wiesentals. Das Abendlicht lag mit einer wundersamen Lieblichkeit auf den vom Flüßchen in Windungen durchzogenen Matten und den wie in Goldbronze schimmernden Wölbungen des Waldrandes. Aber hinauszutreten in diese süße Lichtfülle oder gar das so anmutvolle Tal zu queren, hätte voraussichtlich den sichern Tod bedeutet.

Der folgende Tag galt dem Besuch des mittleren Abschnitts des Kampfgeländes vom 27. Februar, der sich gegen Nordwest an den Plaineabschnitt anschließt. An Stelle des Majors begleitete uns heut, mit der gleichen Liebenswürdigkeit, Herr Hauptmann W......., ein anderer Offizier des Straßburger A. O. K. Die Fahrt ging diesmal zuerst mit der Bahn nach Saarburg, über die Zaberner Stiege, jene Landsenke zwischen den eigentlichen Vogesen und ihren nördlichen Fortsetzungen am Rand der Rheinebene, die schon zur Römerzeit ein Hauptverbindungsweg zwischen dem rheinischen Koloniallande auf germanischem Boden und Gallien war; der Name Zaberns kommt ja von Tavernae und erinnert an die Wegschenken. Heut zieht dort eine der größten Verkehrslinien des Kontinents hindurch, die der Orientexpreß von Paris nach Konstantinopel — augenblicklich allerdings seligen Angedenkens — durchläuft. Auch die Franzosen haben in der Zeit, wo sie bis Straßburg herrschten, das elsässische Außenland an dieser Stelle in möglichst innige

Digitized by Google

Verbindung mit Frankreich zu bringen gesucht, indem sie außer einer trefflichen Straße auch noch den Rhein-Marne-Kanal hier herübergeführt haben. Es ist sehr interessant, von der Bahn aus den großenteils neben ihr herlaufenden Kanal zu beobachten, der zwar schmal, aber mit bewundernswerter Sorgfalt dahingeführt ist, zum Teil hinter einem Damm, beträchtlich hoch über der Talsohle, begleitet von einem schönen, baumgesäumten Weg, der als Treidelpfad dient. Je mehr er sich dem Sattel der Zaberner Stiege nähert, um so dichter liegen die Schleusen nebeneinander, mit deren Hilfe er sie erklettert; jede bezeichnet durch ein sauberes gelbes Schleusenwärterhäuschen. Die letzte Höhe überschreitet er nicht, sondern ist, ebenso wie die Bahn und neben dieser, in einem langen Tunnel unterirdisch darunter hinweggeführt.

Jenseits dieses Tunnels sind wir binnen kurzem in der offenen Landschaft der sogenannten Ebene von Lothringen.

In Saarburg erwartete uns ein Auto und führte uns raschen Fluges auf Blâmont zu. Die Gegend war hier landschaftlich, in dieser Jahreszeit wenigstens, recht reizlos. Den westlichen und nördlichen Winden preisgegeben, schien sie ziemlich rauh zu sein; vom Frühling war, mit Ausnahme der jungen roten Gerten der zahlreichen Kopfweiden, noch nichts zu gewahren. Flache Buckel dehnten sich, kahl und einförmig in den Mulden lagen nüchterne Ortschaften, nach nordfranzösischer Art die Misthaufen in Parade vor den Häusern längs der Landstraße gereiht. Wo wir Wälder durchquerten, die zum Teil noch heut auch innerhalb Deutsch-Lothringens in französischem Privatbesitz sind, zeigten sie unansehnlichen und unordentlichen Wuchs. Bald hinter Saarburg nimmt die Landstraße den Charakter jener schnurgeraden Chausseen an, die man in Nordfrankreich überall findet, und auch in vielen Teilen Belgiens und Luxemburgs, der uns aber immer wieder befremdet. Viele Kilometer weit ohne Rücksicht auf das Gelände wie mit dem Lineal gezogen, liegen sie wie weiße Bänder weithin sichtbar über den Bodenwellen und heben diese für das Auge besonders hervor. Es muß einfach zum Verzweifeln sein, als Handwerksbursch auf einer solchen Straße daherzutrotten; fegt man mit dem Kraftwagen darüber hin, so ist es ganz amüsant. Wenn man von einem erhöhten Sattel aus das Ding 8 bis 10 Kilometer weit in mehrfachen

Digitized by Google

Wellen schnurgerade vor sich liegen sieht, so erinnert es an eine Lunapark-Rutschbahn im Riesenmaß. Mit hundert und mehr Kilometer Geschwindigkeit saust man in die Tiefe der Welle hinunter, daß einem die Luft wie ein Brett auf dem Gesicht liegt; auf der andern Seite geht es in allmählich verlangsamter Fahrt wieder aufwärts bis zum nächsten Wellenkamm, und so weiter, in gigantischen Schaukelschwingen durch die Welt.

Im Süden in der Ferne sah ich, wie am Horizont eine Brandung über einem Korallenriff, die dunkeln Wogen der Vogesenberge stehen, das Gebiet, in dem wir gestern geweilt. Von neuem wurde es verständlich, wie der Donon in alter Zeit zu einer so weitreichenden Verehrung kommen konnte. Wie ein natürlicher Altar hebt er sich, weithin alles beherrschend, zu den Wolken empor. Wer auf seinem Gipfel weilt, muß den Göttern nahe sein.

Zu Seiten unseres Weges erscheinen alte Schützengräben, die niedrigen Wälle früherer Artilleriestellungen. Gräber mit kleinen Holzkreuzchen. Dinge, wie sie unser Auge in diesen Monden nun schon so viel Hunderte von Malen gesehen hat, und von denen das ganze Land von der alten Grenze der deutschen Macht bis zur heutigen bedeckt ist wie von den Narben einer überstandenen schweren Krankheit. Hier sind es die Spuren der Schlacht in Lothringen vom 20. August und der folgenden Kämpfe. Nicht weit vor Blâmont überschreiten wir die alte deutsch-französische Grenze. Ein Grenzpfahl kennzeichnet sie nicht. Immer ist es das erste für die in den Anfängen des Krieges über die Grenzen flutenden französischen Truppen gewesen, diese Grenzpfähle auszureißen. — Nun: uns kann's recht sein!

Von Blâmont geht es ostwärts, die Vezouse aufwärts, nach Cirey. Hier erwartet uns ein Hauptmann des Generalkommandos, der uns zur weitern Führung beigegeben ist. Zunächst müssen wir ein paar Minuten dem Pionierpark widmen, den sie sich hier angelegt haben. Mein Kamerad und ich sehen uns an: muß es sein? Wir haben solche Etappeneinrichtungen so zur Genüge gesehen und beschrieben! — Aber dieser Blickewechsel war ganz unnötig. Es war wirklich doch sehr interessant, das nach einiger Zeit wieder einmal anzusehen und zu beobachten, wie der technische Sinn unserer Zeit sich mit seiner ganzen ungeheuern

Digitized by Google

Energie und Erfindungsgabe auf dieses neue Gebiet der Bedürfnisse des Stellungskrieges stürzt und sofort beginnt, die anfängliche örtliche Improvisation dort durch vollendetere und in Mengen hergestellte Mittel zu ersetzen. Für die Unterstände, bisher mit einfachsten Mitteln, wie das Land sie bot, zusammengezimmert, stehen jetzt fertige Wellblechgewölbe zur Verfügung, die man nur aneinanderzusetzen und mit Erde zu bedecken braucht. Für die Nässe der Schützengräben, die man sonst mit Blecheimern mühsam ausschöpfte, gibt es jetzt besondere Pumpen usw.

Auf der Weiterreise fahren wir an den starken Stellungen vorüber, die wir vor dem 27. Februar innehatten. Sie sind jetzt verlassen. Ähnlich den Pfählen der Weinberge bedecken überall die breiten Gürtel der Stacheldrahthindernisse die Gehänge.

Wie auf der See die Dünung der Sturmbewegung vorausläuft, erheben sich allgemach unter den schweren fetten Schollen der lothringischen Hochfläche die Ausläufer der Vogesenwogen. Das Gelände wird zusehends bewegter; binnen kurzem sind wir wieder im ausgesprochenen Bergland, und alsbald umfängt uns auch der Wald, und hohe landschaftliche Lieblichkeit beginnt. An Val führt uns der Weg vorüber, einer ehemaligen Vorpostenstellung von uns, im enger werdenden Tal der Bezouse. Bedeutende Baumwollspinnereien liegen hier. Sie stehen jetzt still, der Ort ist verlassen.

Und nun tauchen wir ganz hinein in die schönste, lieblichste Mittelgebirgslandschaft. Ein Wirrsal von kleinen Tälern, Schluchten, Bergrücken, prachtvollen Walddickichten, untermischt mit einsamen Lichtungen, in denen der Neuling jede Orientierung verliert und nur dem Landeskundigen folgen kann. Wir kommen nach Angomont, einem kleinen, mitten im Wald gelegenen Gebirgsdorf, das ebenfalls von den Bewohnern verlassen scheint. Hier sind wir schon nahe an der Kampffront. Es ist gerade Mittagszeit. Auf der Dorfstraße sind die „Gulaschkanonen", die famosen neuen fahrbaren Feldküchen, vorgefahren. In vergnüglichen Gruppen herumstehend erwarten die Kompagnien ihr Mahl. Sie haben in einem Garten an der Straße sich eine „Wirtschaft mit Damenbedienung" geschaffen, mit langen Holztischen und Bänken. In der Ecke steht eine lebensgroße Puppe in weiß der Himmel wo auf-

getriebenen weißen Damenkleidern, einen Sonnenschirm über dem Haupt, das aus einem mit Stoff überzogenen Kürbis hergestellt und mit einem Hut dernier cri versehen ist. Der im Ort kommandierende Offizier ladet uns zu Mittag in ein ganz ländliches, aber behaglich geheiztes Bauernhaus, und hier essen wir, wie die Soldaten, aus der Gulaschkanone Erbsen, Kartoffeln und Speck — ganz ausgezeichnet! Der Schinkenspeck insbesondere von einer Vortrefflichkeit, wie sie einfach nicht besser sein kann. Wir trinken dazu französischen Rotwein und lesen uns aus der gerade eingetroffenen Zeitung die wahnsinnige französische Proklamation vom 8. März vor, nach der unsere Armee und unser Volk am Hungertuche nagen.

Von Angomont ging es zu Fuß weiter, durch ein lebhaft bewegtes Gelände, durch enge Tälchen, steile Hänge hinauf und wieder hinunter, an Berglehnen dahin, über Bäche und Wurzeln und fast immer im dichtesten Wald. Von neuem sahen wir allenthalben, wie unsere Leute sich im neuerworbenen Gebiet dauernd einrichteten, unter den hohen Wipfeln oder an Felsenwänden ihre Blockhäuser bauten und behaglich ausstatteten. Wie Märchenbilder sah es manchmal aus, wenn in der Ferne zwischen den moosigen Stämmen der feine, so wunderbar blaue Rauch der Holzkohle aus verborgenen Essen emporstieg. An schlüpfrigen Gehängen schufen sie lange Treppenwege, oder sie legten Knüppeldämme durch den Wald für die Artillerie. Glänzend versteckte Geschützstände sahen wir und die äußersten Grabenlinien, ähnlich im Gestrüpp verborgen, die wir am Rande des eroberten Gebietes aufgeführt haben. Mehrfach waren wir dicht am Feind; herüber und hinüber krachten — wie immer, man spricht dort gar nicht mehr davon — die Gewehrschüsse. Wir mußten auf den Wink unseres Leiters die Stimmen zum Flüstern dämpfen. Streckenweise, wenn es über Lichtungen ging oder durch losern Wuchs, mußten wir in Abständen gehen, oder vielmehr laufen, bis zur nächsten Deckung. An einer dieser Lichtungen trieb wieder ein gefährlicher Baumschütze sein Wesen, der schon eine Reihe Unvorsichtiger weggeknallt hatte. Unsere Leute kannten ihn genau und hatten ihn den „Schießmaxe“ getauft, aber es war noch nicht gelungen, ihn zu beseitigen. An einer andern Stelle hatten sie sich vor einem ihrer Höhlenunterstände soeben eine schöne weiße Bank gezimmert. Die

Digitized by Google

Örtlichkeit schien sonst durch dichtes Unterholz vor dem jenseits eines schmalen Wiesentälchens liegenden Gegner gut gedeckt, das weiße Holz mußte aber doch durchgeschimmert haben, denn unverzüglich schlugen daneben ein paar Schüsse ein. Wir hatten gerade auf der Bank Probe gesessen und waren weitergegangen. Einem Unteroffizier pfiffen die Geschosse noch dicht am Ohr vorbei, und schleunigst wurde vorläufig ein dunkles Tuch über das zu helle Ziel geworfen.

In einem der Offiziersunterschlupfhäuser oben am Wald traf ich zu meiner Freude Rudolf Herzog, den berühmten Dichter und so sehr sympathischen Menschen, der bekanntlich seit Kriegsbeginn aus künstlerischen Zwecken an der Front weilt und sie bald hier, bald dort besucht. Er schloß sich unserer Wanderung an. Viel wurde uns auch hier unterwegs von den beteiligten Offizieren an Einzelzügen aus den schweren Waldkämpfen dieser Gegend erzählt. Auch hier haben die Franzosen mit der größten Hartnäckigkeit versucht, die verlorenen Stellungen wiederzugewinnen. Sie rannten gegen unsere neuerbauten Hindernisse mit einer solchen Wut an, daß oft Hunderte von ihren Toten nebeneinander in unsern Drahtverhauen hingen. Und sie setzen das noch heute fort. Alle Angriffe aber haben die Unsrigen mit glänzender Zähigkeit und Aufopferung zurückgewiesen. Einer der Offiziere hier erzählte uns folgende Geschichte. Er sah über eine Lichtung hinweg, die vom schärfsten Gewehrfeuer des Gegners bestrichen war, aus dem Walde einen unserer Leute herauskommen, augenscheinlich als Überbringer irgendeiner Nachricht von einer vorgeschobenen Abteilung, die weiter vorwärts kämpfte. „Werfen Sie sich hin und kriechen Sie," rief er ihm sofort zu, „hier wird geschossen!" — „Naa, Herr Major, dös macht mir nix", erwidert lachend der drüben, ein prachtvoller, großer, breitschultriger und darum übermütiger Mann. Plötzlich aber stolpert er vorwärts, stürzt zu Boden, aus seinem Munde schießt das Blut. Mit größter Mühe gelingt es einigen Kameraden, ihn herüberzuholen. Ein schwerer Halsschuß hat ihn getroffen. Lange liegt er regungslos mit geschlossenen Augen; es scheint rasch zu Ende zu gehen. Mit einem Male schaut er auf und bringt durch das strömende Blut hindurch die Worte heraus: „Der — Herr Hauptmann — läßt melden — Patronenmangel." Dann wird er bewußtlos. Wieder

Digitized by Google

dauert es eine Weile, da beginnt er von neuem: „Ja, ich — muß aber nun — zurück —, der Herr Hauptmann weiß — sonst nicht, ob — die Meldung — ausgeführt ist.“ — „Laß nur gut sein, mein Sohn, erst kommt der Doktor.“ — Er aber wehrt ab, das ginge nicht, es sei sehr eilig, und er beruhigt sich erst, als ihm versichert wird, ein anderer sei bereits geschickt. Inzwischen ist der Arzt gekommen und will ihm einen Verband anlegen. Da schüttelt er den Kopf: „Es nutzt nix mehr — es ist vorbei“, und der Arzt sieht wohl, daß er recht hat. Nach wieder einer kurzen Weile wendet er sich noch einmal an den Major: „Kommen wir denn vorwärts?“ und nach der kräftigen Bejahung dieser Frage lächelt er: „Dann — grüßen Sie noch meine Frau und meine Kinder —“, und verscheidet. —

Unter den Waldsiedelungen war eine besonders hübsch gemacht. Sie gehörte zu einem wichtigen Artillerieleitungsstand, wo eine lebhafte Tätigkeit herrschte, mit Scherenfernrohren, Telephonen, kommenden und gehenden Meldungen. Hier war das Gehölz mit sorgfältigen Hölzerpfaden durchzogen; vor den saubern, neugezimmerten Bretterhäuschen waren kleine Gartenbeete angelegt, mit weißem Sand bestreut und mit blühenden Primeln aus dem Walde bepflanzt; ganz frisch. Der König von Sachsen sollte morgen die Truppe, die ja hier hauptsächlich aus Sachsen bestand, besuchen, und man hoffte, daß er auch hierher kommen würde. Die Wohnung des Chefs, eines Mannes mit einem feinen geistigen Kopf, einzimmerig natürlich wie alle, war ein kleines Schmuckkästchen; die Bretterwand mit einem gelblichen Velvet (aus einer der vielen Spinnereien hier) zwischen Holzleisten bespannt, auf dem ein paar geschickt ausgewählte Zeichnungen aus illustrierten Blättern angeheftet waren. Das requirierte Sofa paßte ausgesucht in der Farbe dazu, so daß das Ganze die Erinnerung an sezessionistische Einrichtungsraffinements wachrief. In das Fenster waren sogar ein paar kleine Glasphotographien mit rubinroter Umrahmung eingelassen. Und das war alles erst in den letzten Wochen geschaffen, nach dem Vorstoß und während der fortdauernden Kämpfe; geschaffen an einem der gefährdetsten Orte, die es geben kann — denn nach nichts sucht der Feind leidenschaftlicher mit seinen Geschützen als nach einem Artilleriebeobachtungsstand —, und ohne irgendeinen andern Schutz als den, daß er

Digitized by Google



Französischer Schiffahrtskanal mit begleitender Landstraße.
(Vgl. Seite 251.)

Digitized by Google



General N..... vor seinem Quartier in Luvigny.
(Vgl. Seite 243.)



Landschaft in der Lause-Champagne.
(Vgl. Seite 260 f.)

Digitized by Google

ihn noch nicht gefunden hat. Wahrlich, in solcher Lage sich noch so den Sinn für Lebensanmut zu bewahren, das ist auch Heldenmut und ist Kraft und Gesundheit.

Unter den Geschützständen selbst, die wir besuchten, der allerinteressanteste war die Batterie einiger der großen Kanonen, die wir in der Festung Maubeuge erobert haben. Sie waren inzwischen unserer Munition, ohne nennenswerte Schwierigkeit, angepaßt worden, frisch bemalt und sonst vollkommen in Ordnung gebracht. Der Platz des Dorfes . . . ., wo sie feuerten, bot ein Kriegsgemälde von wilder, fremdartiger Größe. Die Ortschaft war durch Granaten und Feuersbrunst bis auf das letzte Haus zerschossen und ausgebrannt. Nur noch ein Gewirr nackter Giebel, zerrissener Mauern und Schutthaufen starrte empor. Zwischen diesen grausigen Trümmern standen die französischen Riesengeschütze, mit ihren ungewöhnlich langen, schlanken Rohren wie schlangenhalsige Ungetüme, die ihre Rüssel schnüffelnd hoch in die Luft reckten. Mehrmals fuhr aus diesen Rohren mit betäubendem Krach ein blasser Feuerstrahl, und ein endloses, langsam ersterbendes Heulen kündete den Flug des Geschosses. Währenddem ging die Sonne unter in einem glühenden Licht. Ihr Widerschein lag auf den zerfetzten Giebelzacken, so daß sie wie die Flammen einer neuen Feuersbrunst rings um die Geschütze loderten.

Nach Angomont zurückgekehrt, bestiegen wir wieder unsern Kraftwagen, durchflogen in Eilfahrt die unter feindlichem Granatfeuer liegende Strecke bei dem arg zerschossenen Bréménil und kehrten dann über Cirey und Blâmont wieder nach Saarburg zurück.

Am folgenden Tage bereisten wir den dritten und letzten Abschnitt des Schlachtfeldes. Auch heut wieder mit dem Auto von Saarburg aus. Diesmal aber auf Lagarde zu. Wir folgten dabei im allgemeinen der Richtung des Rhein-Marne-Kanals und hatten Gelegenheit zu bewundern, wie dieses Werk durch das wellige Gelände dahingeführt worden ist, zum Teil auf Dämmen, zum Teil in Einschnitten. Unweit Gondrexange durchkreuzt der Kanal einen der großen, flachen Seen, Weiher genannt, die über die lothringische Fläche verstreut sind. Auch hier ist er, durch den See hindurch, von Dämmen eingefaßt, und mitten

im See zweigt sich von ihm nach Nordosten, ebenfalls zwischen Dämmen, der Saar-Kohlenkanal ab, auf dem die Kohlenschätze unseres Saarkohlenbeckens der französischen Industrie zugeführt werden, und der dieses wertvolle Gebiet unseres Vaterlandes bekanntlich mit Frankreich in eine innigere Verbindung setzt, als der unkanalisierte Saar-Moselweg es mit dem innern Deutschland tut.

In Lagarde wurde uns von den schweren Augustgefechten um dies Dorf erzählt, von dem todesverachtenden Sturmangriff der Unsrigen über die offenen Höhen herunter, der dann plötzlich auf den unüberschreitbaren Rhein-Marne-Kanal stieß; von dem heimtückischen Überfall auf ein Kavallerieregiment innerhalb des — auf deutschem Boden gelegenen — Dorfes, von dem durch Schüsse von in Zivil gekleideten Personen aus den Häusern plötzlich eine Schwadron getötet auf dem Pflaster lag; und von dem Erfolg, der endlich doch unser ward.

Von hier ging es über die alte Grenze. Allenthalben waren die zum Teil furchtbar zusammengeschossenen Ortschaften in sorgfältigsten Verteidigungszustand versetzt, die Dorfeingänge mit Drahtgittern und spanischen Reitern verwahrt. Überall auf den Höhen, längs der wichtigern Wege und quer zu ihnen, waren Gräben, Wälle, Hindernisse angebracht. Es war geradezu abenteuerlich, was für Massen von Drahthindernissen durch die alten und neuen Stellungen über diese Gegenden ausgestreut worden sind. Überall sah man die breiten, unüberschreitbaren Bänder dahinziehen. Auch die wichtige Eisenbahnlinie, die hier über Avricourt nach Paris läuft, war gesperrt und scharf verwahrt. Von den Stellungen des Feindes war selten etwas zu sehen. In dem scheinbar offenen Gelände entzogen sie sich doch, ebenso wie die unsrigen dem Gegner, vielfach hinter den flachen Bodenwellen. Trotzdem hatte ich mehrfach von hohen Punkten aus sehr weite Umblicke über die heut besonders öde anmutende, in kaltem, grauem Licht und unter einem schneidenden Wind daliegende Landschaft. Am südwestlichen Horizont, die höchste der kahlen Bodenwellen krönend, erschien das berühmte Sperrfort Manonviller, das als das stärkste aller in Frankreich bezeichnet wurde, und das unsere „dicke Berta", im Verein mit den Kruppschen 21-cm-Mörsern, doch Ende August 1914 so glatt zu Falle gebracht hatte. Ich sah die Stelle, von der aus die „dicke Berta" ihre Arbeit getan. Die Fran-

Digitized by Google

zosen haben bei der Rückbewegung die Höhe wieder in ihre Hand bekommen und besitzen sie einstweilen noch.

Der Boden des Landes soll außerordentlich fruchtbar sein. Zurzeit bekundete er das durch seinen zähen Schlamm, in dem man in der vielbetretenen Umgebung der Schützengrabenlinien nur auf den dort angelegten Knüppelpfaden, den „Ochsenklavieren", wie die Leute sie getauft haben, vorwärts kommen kann. In den Dörfern freilich sah es heut verhältnismäßig sauber aus; wo es ging, hatte man sogar die Misthaufen entfernt; grünweiße Fähnchen flatterten an den von Soldaten belegten Häusern, Girlanden zogen sich hier und dort über die Straße, ja den Versuch zu bescheidenen Ehrenpforten hatte man gemacht. Der König von Sachsen fuhr in der Gegend herum, um seine wackern Truppen zu ihrem schönen Erfolge zu beglückwünschen.

Den Schlußpunkt der heutigen Tagesfahrt bildete ein Besuch der beherrschenden Höhe 371 im Nordosten von Blâmont, von der aus der Oberkommandierende der Armee, Generaloberst von Falkenhausen, am 27. Februar das Gefecht beobachtet hatte. Hier fügte sich alles, was wir gesehen und gehört hatten, noch einmal zu einem klaren Gesamtbilde ineinander.

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Bei den Helden der Champagne.

29. März 1915.

Lichtgesättigter Himmel über uns, stahlblau und stahlhart; denn die Luft ist eisig. Große weiße Wolken stehen daran wie götterhafte Marmorgebilde. Zwischen ihnen blitzt seltsam, rätselvoll, ein helleuchtender Stern auf. Ist ein neues Gestirn am hellen Tage erschienen und besiegt mit seinem weißen Strahl die Sonnenlichtfülle dort oben? — Jetzt erlischt das Funkeln; aber das Auge hält den Punkt fest im schwimmenden Blau: ein Flieger ist's! Das Glas erkennt in der klaren Luft deutlich das Eiserne Kreuz an der Unterfläche seiner Flügel, das ihn vor unsern Geschossen schützt. Ein deutscher Flieger, der sich über uns in Kreisbogen emporschraubt zu der üblichen Höhe von mehr als 2000 Meter, um dann seinen Flug über die feindlichen Stellungen anzutreten. — Dort in der Ferne, weiter nach Süden, wo die Wolken in der Nähe der Sonne in kaum erträglichem Glanz schimmern, schwebt ein zweiter. Dieser muß schon über den Linien des Gegners sein. In der Tat, man beschießt ihn. Unweit von ihm blühen plötzlich im blauen Äther aus dem Nichts die kleinen blendend weißen Wolkenbällchen auf, die das Platzen der nach ihm geschossenen Schrapnells bedeuten. Näher und näher kommen sie an ihn heran. Unbeirrt aber schwebt die feine winzige Libelle zwischen ihnen hindurch und verschwindet hinter den Säumen der großen Wolkengebilde.

Wir sind in der Champagne, westlich von den Argonnen, und zwar in demjenigen Teil, den der Franzose selber la pouilleuse, „die lausige“, nennt. Das weiße, poröse Kreidegestein, aus dem der Untergrund be-

Digitized by Google

steht, tritt hier unmittelbar zutage und saugt das Wasser rasch ein. Dürr und arm ist infolgedessen die Landschaft; die Höhen der sanften, breitrückigen Bodenwellen tragen nur kurzes, lockeres Gras und hier und dort dürftige Äcker, neuerdings auch Wälder von Kiefern. Der Boden erzeugt in der Trockenheit einen mehligen Staub, in der Nässe einen gelben, schmierigen Schlamm, der glitschig ist wie Seife. Die spärlichen Ansiedlungen verbergen sich in den Talmulden, wo die auf den Höhen gesammelten Wasser in klaren Quellen und Weihern zutage treten. Wir sind von der Ortschaft .... aus, die schon im Feuerbereich der Feinde liegt, auf die Höhe ... der Karte hinaufgefahren, geleitet von einer kleinen Reiterkavalkade unter einem jungen Husarenoffizier, dem eine leuchtend rote Mütze keck auf dem Ohr sitzt. Schneidend, niederträchtig pfiff der winterliche Märzwind uns von den kahlen Höhen herunter entgegen, aber es war doch ein herrliches Bild. Wie glänzend der Husar ritt, wie famos die Linien der flatternden Reitermäntel und die wehenden Schweife der galoppierenden Pferde gegen den Himmel standen, und wie groß, in ihren weißlichen und olivgrünen Tönen an mittelmeerische Kalklandschaften erinnernd, die Gegend sich zu unsern Füßen weiter und weiter entrollte, die in der Weltgeschichte fortan ihre Berühmtheit haben wird. Eine Gegend, in der seit Monaten ein Ringen stattfindet, wie es erbitterter, opferreicher, grausiger und bewunderungswürdiger bis heute in der Geschichte nicht vorgekommen ist.

Am östlichen Horizont sehe ich als lange, dunkle, niedrige, oben fast ganz horizontale Mauer das Waldgebirge der Argonnen hinziehen, jene schaurigen, von den Granaten zerfetzten Forsten, in denen seit Wochen und Monaten das Grausen haust. Vor uns gegen Süd breitet sich das Gehügel, wo die Kämpfe sich abgespielt haben, die unsere oberste Heeresleitung in der bekannten Veröffentlichung vom 10. März zusammenfassend die „Winterschlacht in der Champagne“ genannt hat. Die seit Ende des vorigen Jahres an verschiedenen Stellen einsetzenden Versuche Joffres, zur Offensive überzugehen, sind bisher an keiner Stelle so leidenschaftlich und hartnäckig unternommen worden, wie in der Gegend der Champagne Pouilleuse zwischen Reims und den Argonnen; näher bezeichnet, auf der Linie von Souain über Perthes nach Massiges. Der Grund, weshalb sich die Franzosen gerade hier auf Erzwingung des

Digitized by Google

Durchbruchs versteift haben, liegt wohl zum Teil daran, daß unsere Stellungslinie hier in einer Landschaft läuft, die keinerlei schroffe Höhen oder ausgesprochene Talfurchen, keine größeren Flußbarrieren oder Überschwemmungsflächen und damit besondere natürliche Verteidigungslinien besitzt. Unsere Gräben sind gerade da angelegt worden, wo die Front sich nach der Festsetzung des rechten Flügels an der Aisne eben befand. Auf seiten der Franzosen ist das Lager von Châlons mit seinen Kriegsvorräten nahe, eine gutgelegene Eisenbahnlinie: Suippes—Ste.-Menehould, führt dicht hinter ihrer Front vorbei, und wäre ihnen der Durchbruch an dieser Stelle gelungen, so würden sie die ganze deutsche Kampffront ziemlich genau in zwei Hälften auseinandergerissen haben. So wurde im Laufe der Zeit der französische Druck gegen uns hier immer stärker und stärker; immer neue, immer größere Massen führten sie heran und konzentrierten sich dabei zugleich auf nur sechs Kilometer Breite, d. h. sie stießen gleichsam wie mit einem Widder immerzu auf dieselbe Stelle einer Mauer, in der Hoffnung, so endlich doch ein Loch zu machen. Sie schonten die ungeheuersten Opfer an Menschen und Munition nicht und setzten die Angriffe mit derselben Wut auch fort, nachdem sie sich überzeugt haben mußten, daß der Durchbruch doch nicht gelingen würde; so daß man nur noch die Erklärung dafür hatte, sie wollten um jeden Preis uns wenigstens zwingen, unsere Truppen im Osten zur Hilfe heranzuziehen, und so ihre Verbündeten, die Russen, entlasten. Auch das aber ist ihnen nicht geglückt: sie haben die drohende Niederlage in Masuren nicht abwenden können und haben auch weiterhin bis heute die gewünschten Truppenverschiebungen nicht zu erzwingen vermocht. Die furchtbaren Opfer sind vergebens gebracht. Mehr als 45000 Mann hatten sie schon Mitte März verloren, und erreicht haben sie bis dahin und seitdem tatsächlich nichts.

Die genannte Veröffentlichung unseres Generalstabs hat es ausgesprochen, daß es rheinische Regimenter gewesen sind, zwei rheinische Divisionen, denen der Ruhm gebührt, hier die Front gehalten zu haben. Und dieser Ruhm ist seitdem noch vermehrt worden. Nach der Veröffentlichung vom 10. März haben ja unmittelbar noch weitere, nicht minder wütende Kämpfe eingesetzt. Die Mitteilung des Generalstabs von einem „gewissen Abschluß" der Kämpfe erschien etwas verfrüht. Man hatte wohl

Digitized by Google

damit gerechnet, daß vernünftigerweise die Franzosen nun eingesehen haben müßten, wie nutzlos ihr Vorgehen hier sei. Aber diese Vernunft haben die Gegner nicht gehabt, sondern sie haben von neuem ihr rasendes Anrennen begonnen. An die „Winterschlacht in der Champagne“ schloß sich unmittelbar die „Frühlingsschlacht“. Indessen mit demselben negativen Erfolg, so daß insofern die damalige Veröffentlichung doch im Recht war, als sie sagte, daß kein Wiederaufflackern an dem Endergebnis etwas zu ändern vermöge.

Mit das Merkwürdigste dabei ist aber die Art, wie die Franzosen daheim über diese Kämpfe berichten. Seit Wochen und Monaten kommen sie immerfort vorwärts. Die im Großen Hauptquartier herausgegebene französische „Gazette des Ardennes“ brachte jüngst eine Zusammenstellung der täglichen amtlichen französischen Bulletins über die Kämpfe bei Perthes, Le Mesnil, Beau Séjour und Massiges vom 15. Februar bis zum 9. März. Am 16. Februar begann die Periode der leidenschaftlichsten Angriffe, in denen nacheinander über sechs volle französische Armeekorps eingesetzt wurden; am 10. März konnte die erwähnte Kundgebung unserer Heeresleitung erfolgen. In den französischen Berichten ist diese Zeit aber ein fortwährendes Crescendo von Erfolgen. Meist werden unbestimmte und ungreifbare Gewinnangaben gemacht; aber auch positivere kommen vor. Am 28. Februar wird die Eroberung von 2000 Meter Schützengrabenlinien erwähnt. Am 3. März heißt es: „Wir besitzen auf der ganzen Angriffsfront, d. h. auf einer Länge von mehr als 6 Kilometer, die Gesamtheit der deutschen Linien, die eine Tiefe von 1 Kilometer vorstellt.“ Am 5. März sind 600 Meter Schützengrabenlinien in der Tiefe von 200 Meter hinzuerobert, am 8. März 400 bis 500, am 9. an verschiedenen Stellen 100 und 500 Meter. Selbst wenn diese Angaben richtig wären — und sie sind es nicht, denn dann müßten die Schützengrabenlinien längst ganz anders laufen, als sie in Wirklichkeit tun —, so überlege man sich doch nur, welch minimale Ergebnisse das auch dann noch wären für ein so ungeheuerliches Ringen, wie hier geschah. Man vergleiche die paar Kilometer, die in der Länge, die paar hundert Meter, die in der Breite herauskämen, mit dem Erfolg — 4 bis 5 Kilometer Tiefe auf 20 Kilometer Breite —, den wir an dem einen 27. Februar in Lothringen hatten (vgl. Kap. 17), und von dem wir so gar kein

Digitized by Google

Wesen gemacht haben. In der Tat, was bedeutet solch ein Geländegewinn für das Ganze? Was bedeutet er vollends hier in der Champagne, wo keine natürliche Schranke damit erobert, keine besonders bessere Stellung gewonnen, keine wesentliche Verkürzung der Front erzielt worden ist und die neuen Schützengräben dahinter dieselbe Verteidigungskraft haben wie die alten? Für den Ausgang des Ganzen wäre er völlig gleichgültig.

Der Durchschnittsleser liest freilich nicht so und scheint besonders in Frankreich nicht so zu lesen; er macht sich nicht klar, was die Ziffern sagen; er liest nur das Wort „Erfolg“ heraus und berauscht sich daran. Die Wiederverluste in dem Hin und Her des Kampfes werden überhaupt verschwiegen. Wenn man mit kühler Ruhe diese Depeschen betrachtet, denkt man unwillkürlich an den kleinen Schulbuben, der nach seinen häuslichen Mitteilungen in der Klasse unablässig „heraufkommt“ und eigentlich schon längst jenseits des Primus von der Bank gefallen sein müßte, wenn er nicht vorsichtig verschwiege, wann er wieder „herunterkommt“. Für die Gemüter des französischen Volkes scheint dies aber ein glänzendes Manöver zu sein. Dieses Crescendo der Mitteilungen aus der Champagne scheint aufpeitschend wie Fanfaren zu wirken und geradezu Siegestrunkenheit zu erzeugen. Es gibt jeden Tag von neuem den Eindruck, als bedürfe es jetzt, gerade jetzt nur noch einer kleinen allerletzten Anstrengung, dann sind wir „durch!“, und alles ist erledigt. In einer gestrigen Zeitung las ich die Übersetzung eines französischen Feldpostbriefs von der Front, der in dieser Hinsicht eine sehr charakteristische Äußerung enthielt. Der Briefschreiber spricht von den Zeitungsblättern, die in die französischen Gräben kommen. „Wir verschlingen die Nachrichten und lesen, aufs freudigste erregt, wie wir überall vordringen. Nur wir liegen hier unverändert.“ So scheint selbst jeder, der es aus eigener Erfahrung an der Front besser weiß, zu glauben, daß es nur gerade an seiner Stelle nicht vorwärts geht, allenthalben anderswo aber glänzend. Die ganze französische Nation glaubt ja wirklich, nach allem, was wir hören, unmittelbar vor dem Siege zu stehen.

Wir Berichterstatter hatten lange vergeblich gebeten, einmal in die Gegenden dieser Kämpfe gehen zu dürfen. Endlich hat es sich einrichten lassen. In der Art, wie das früher in den ersten Kriegsmonaten zu

Digitized by Google

geschehen pflegte, machten wir die Fahrt gemeinsam, unter Führung eines Generalstabsoffiziers. Im A. O. K. der Armee des Generaloberften von E.... wurden wir zuerst von dem Oberbefehlshaber selbst empfangen, der seine Freude darüber aussprach, daß wir uns einmal überzeugen wollten, wie es bei unsern Truppen in der Champagne stände. Dann sprach der Chef des Stabes mit uns in sehr fesselnder und eingehender Weise über die Sachlage. Er erzählte, wie wir im Laufe der Zeit durch Gefangene und Tote nicht weniger als 50 verschiedene Regimenter bei den Franzosen festgestellt haben. Also mehr als sechs Armeekorps! Die Franzosen verfolgten das Prinzip, möglichst oft zu wechseln, jede Truppe nur kurze Zeit hier zu verwenden und dann gegen neue auszutauschen, jedes Regiment nur einmal stürmen zu lassen und so ungeheuerliche Kanonaden zu unterhalten, daß sie noch hier im A. O. K., d. h. erheblich hinter der Front, wie ein furchtbares Gebrüll klangen, in der Front selbst aber — und hier bestätigte er nur, was die immer wiederkehrende Erzählung der Teilnehmer ist — ein Geräusch gaben, für das es in der menschlichen Erfahrung bisher keinen Vergleich gegeben hat; zu denken etwa, wie — was in der Natur ja nicht vorkommt — ein fürchterliches Gewitter, bei dem es Stunden um Stunden hindurch unablässig hintereinander einschlägt. Dieses Geräusch der Schüsse und der platzenden Granaten allein ist etwas so Furchtbares, daß sein Ertragen zu den größten Nervenleistungen gehört, die der Menschheit bisher zugemutet worden sind. Man ist während des Donnerns selbst so gut wie denkunfähig, man harrt nur aus an der Stelle, wohin die Pflicht einen gestellt hat, und bietet seinem Schicksal die Stirn.

Exzellenz von H... führte uns dann, an der Hand anschaulicher Skizzen, die er auf einem Blatt vor uns entwarf, in die Art des Kämpfens an den beiden Fronten ein, die tatsächlich aus einem unablässigen Hin und Her und einem so verwickelten Ringen um einzelne kleine Abschnitte der Schützengräben und Verhaue besteht, daß Gewinn und Verlust an einem Tage gar nicht gegeneinander aufzurechnen sind. Stellenweise gelingt es den Franzosen, gelegentlich eine kurze Strecke eines Schützengrabens von uns zu nehmen. Sie belegen sie stundenlang derart mit dem „Trommelfeuer" ihrer Artillerie, indem sie ohne

Rücksicht auf Munition Schuß neben Schuß setzen, bis das Ganze eben kein Graben mehr ist, sondern ein formloses Nichts. Dann stürmen sie an der Stelle vor, und es gelingt ihnen auch zuweilen, sich einzugraben. Sie haben so einen zahnförmigen Vorsprung in unsere Linie hinein vorgeschoben. Aber das nützt ihnen gar nichts, zu beiden Seiten und dahinter ist dieser durch unsere andern Schützengräben umschlossen, von denen nun mit Minenwerfern, Handgranaten und andern Mitteln die Rückeroberung beginnt. Wenn möglich, kneift man das Gebilde an der Wurzel ab und nimmt die Gesellschaft darin gefangen. Umgekehrt geht es uns ähnlich. Oder die Gegner treiben von ihren Gräben aus unterirdische Stollen gegen unsere Linie vor. Die fliegen in die Luft, ein großes Loch entsteht, in das die Franzosen rasch hineinspringen, mit der großen Gewandtheit, die sie in dieser Sache haben, sich eingraben und sich darin verteidigen. Mit Handgranaten geht es dann über sie her, um sie wieder herauszubringen. Oder es werden beiderseitig Sappen vorgeschoben, um die man wechselseitig kämpft, usw. So ergibt sich ein überaus verworrenes Gefecht fortwährend wechselnder Art, über dessen gegenwärtigen Stand schon die Führer der größeren Truppenteile gar nicht im einzelnen unterrichtet sind. Außer all diesem unternehmen aber die Franzosen auch Massensturmangriffe, zum Teil der sinn- und zwecklosesten Art. Man hat gesehen, daß Offiziere zu Pferde gegen die Linien anritten. Alle diese Angriffe brechen unter furchtbaren Verlusten zusammen. Auch der Generalstabschef betonte, daß dieses Ergebnis freilich nur dank der heroischen Haltung und bewunderungswürdigen physischen Leistungsfähigkeit unserer Leute erreicht werden konnte, die ja nicht immerfort abgelöst, sondern deren Regimenter im wesentlichen seit dem Beginn der Joffreschen Offensive dieselben geblieben sind. Und man muß hinzufügen, auch dank der außerordentlichen Umsicht und stählernen Nervenkraft der Oberleitung, die die ungeheure Verantwortung trug und ohne nennenswerte Heranziehung anderer Formationen doch ausgekommen ist unter sorgfältigster Schonung und doch rechtzeitiger Einsetzung, wo erforderlich, der ihr zugehörigen Truppen. Exzellenz von H... deutete einmal selbst etwas Derartiges an, wenn er sagte: „Glauben Sie mir, auch in diesem kleinen Zimmer, wo Sie stehen, ist manch harter Kampf, in uns selbst, gekämpft worden,

Digitized by Google

wenn wir uns fragten: Wie sollen wir es machen? Nehmen Sie z. B. das Einsetzen der Garde. Wir hatten sie da in Reserve; sie selbst brannte darauf, einzugreifen; sie aber immer noch zurückzuhalten, immer noch, dazu gehörten auch Nerven, meine Herren. Bis endlich der rechte Moment da war, bis wir sie in den entscheidenden Kampf um die Höhe 196 hineinwarfen (den Sturm, bei dem sich Prinz Eitel Friedrich den Pour le mérite erwarb). Da bissen die Franzosen dann freilich auf Granit!"

Dann besuchten wir das Gelände selbst.

Von der Höhe . . . herab, von der ich eingangs sprach, zeigte mir einer der uns begleitenden Offiziere, der Artillerieoberleutnant H. . . . ., in der Ferne den Ort seiner eigenen Batterie. Er schilderte lachend, wie oft diese von den Franzosen schon totgesagt worden sei, und dabei sei tatsächlich durch den Gegner bisher außer einigen Schutzschilden nicht das Geringste an seinen Geschützen beschädigt worden. Im September, erzählte er, als man sich hier zum erstenmal eingrub, seien die Kämpfe ziemlich lebhaft gewesen. Der Oktober war sehr ruhig. Im November flackerten sie wieder mehr auf. Das eigentlich große Ringen aber — dasjenige, was man als die „Winterschlacht in der Champagne" im weitesten Umfange bezeichnen kann — begann am 20. Dezember, d. h. also drei Tage nach dem Joffreschen Aufruf zur Offensive. An diesem Tage erfolgte ein sehr heftiger Überfall der Franzosen auf seine Stellung, auf den man aber vorbereitet war. Er wurde zurückgeschlagen, und schon damals fing man den Befehl eines französischen Generals auf, der besagte, da die alten Truppen, die schon lange in den Schützengräben gelegen, immer schwer zum Sturm herauszubringen seien, so sollten hierzu nur frisch herangebrachte Truppen eingesetzt werden. Dann herrschte Ruhe bis zum 28. Dezember, wo wieder ein gewaltiger Artillerieangriff erfolgte. Durch drei bis vier Stunden donnerten die Geschütze, dann gingen die Franzosen an einer Stelle mit vier Regimentern gegen zwei auf unserer Front zum Sturm vor. Nach einstündigem Kampf war er vollständig abgeschlagen. Die Franzosen gingen mit großer Bravour vor, gelangten aber nur bis an unsere Hindernisse heran. Von drei Bataillonen entkam buchstäblich kein einziger Mann, denn sie liefen einfach in das Feuer unserer Batterien hinein. Der junge Batterieführer

Digitized by Google

schilderte sehr lebhaft, wie ausgezeichnet sich seine Leute dabei benommen hätten. Sonst meist gewohnt, indirekt, ohne Sicht des Feindes, zu schießen, gerieten sie geradezu in Rausch, Wut und Feuer, als sie endlich einmal den Gegner selbst herankommen sahen, und sie arbeiteten an ihren Geschützen einfach großartig. Er habe sich nicht halten können, sei nachher hingelaufen zu ihnen und habe ihnen allen die Hände geschüttelt vor Freude. So hätten sich die Kämpfe dann im Januar und die folgenden Monate weiter fortgesetzt, und er könne an seinem eigenen kleinen Abschnitt feststellen, wie falsch die gegnerischen Meldungen von Geländegewinnen seien. Am 13. Februar wurde in seinem Abschnitt zum ersten Male ein großer und wichtiger deutscher Gegenangriff auf eine bestimmte Höhe ausgeführt. Er sei sehr gespannt gewesen, wie unsere Leute nach fünfmonatigem Schützengrabenleben sich dazu anlassen würden. Die Probe sei glänzend ausgefallen, sie wären gar nicht zu halten gewesen. Statt in einer Viertelstunde hatten sie in fünf Minuten die betreffende Stellung gehabt.

Während wir hier noch plauderten, kam aus dem benachbarten Wald ein elegant gewachsener General mit energisch geschnittenem Gesicht nebst einigen Begleitern hervorgeritten. Es war der Kommandierende, Generalleutnant Fleck, derselbe, dem in der Generalstabsveröffentlichung vom 10. März nebst dem Oberkommandierenden, Generaloberst von Einem, und dem General Riemann die Ehre des Erfolges in der „Winterschlacht in der Champagne“ zugewiesen worden ist. Exzellenz Fleck war vor dem Krieg in Köln Brigadekommandeur, jetzt ist er Kommandeur eines Reservekorps. Er begrüßte uns und begann dann selbst im Gelände vor uns die Lage der Kampflinie zu erläutern. Allmählich gesellten sich aber noch einige Offiziere hinzu, so daß der General lächelnd sagte: „Aber, meine Herren, ich denke, wir wollen doch ein bißchen in Deckung gehen; ich möchte das Feuer nicht gerade absichtlich hierherziehen.“

Wir tauchten dann in einen der lockeren Kiefernwälder, die hier die Höhen bedeckten, und in denen wir nun mehrere Stunden umherwanderten. Die Betrachtung des Geländes und der Kampfstellungen setzten wir von verschiedenen Beobachtungsstellen der Truppe aus fort, zu denen wir vorsichtig nur in einzelnen kleinen Gruppen hingingen.

Digitized by Google

Der Gegner sucht das Gelände natürlich fortdauernd mit Fernrohren ab und ist unverzüglich mit seinen Geschossen bei der Hand, sobald er Leben bemerkt. Es knallte den ganzen Nachmittag über vereinzelt in die Wälder, wo wir weilten, hinein (und von unsern Geschützen natürlich wieder hinaus); neben einem der Fernrohre, von denen aus wir beobachteten, lagen ein paar messerscharfe Splitter einer vor einer Stunde in der Nähe geplatzten Granate; aber man sagte uns, so still wie heute sei es seit Monaten nicht gewesen. Der kecke Husar, den ich vorhin auf seinem Pferde schilderte, beschrieb mir am Scherenfernrohr, mit dem ich auf die feindliche Stellung im Süden hinübersah, außerordentlich anschaulich, wie es hier abends ausgesehen habe, wenn hinten überall die Leuchtraketen am dunkeln Himmel emporgeflammt seien, die den Beginn einer Kanonade anzeigten, und wie unter dem rasenden Donner die Flammenblitze der Geschütze am Horizont emporgeschossen, tatsächlich einem grandiosen Feuerwerk ähnlich. Eine andere glänzende Schilderung aus dem Tagebuch eines jungen Offiziers der Truppe stellte man mir im A. O. K. zur Verfügung. Den Namen des Autors kenne ich nicht. Sie lautet:

„D. 18. 3. ... Am Nachmittag steigerte sich das Artilleriefeuer des Gegners zu einem rasenden Schnellfeuer, das sich vor unserm Abschnitt auf einem Raum von einigen hundert Metern des Schützengrabens vereinigt. Ununterbrochen dröhnen die Detonationen, wie ein ungeheurer Paukenwirbel, der auf unsern Linien trommelt. Man glaubt den Berg unter sich beben zu fühlen. Die Luft zittert in unzähligen Wellen, die die Nerven in einen aufregenden Zustand höchster Anspannung versetzen. Über den Schützengraben steigt eine hohe Wand empor von hochgeschleuderten Staubwolken und schwarzem Rauch, wie ein wallender Vorhang, aus dem grelle Flammen zucken. Alle Batterien, die wir auf dem Abschnitt vereinigen können, legen mit ihrem Schnellfeuer einen Feuerriegel vor unsere Gräben.

„Ich suche mit dem Scherenfernrohr das Gelände ab, um vielleicht aus irgendeinem Anzeichen in den benachbarten Abschnitten einen Schluß auf den Verlauf des unsichtbaren Kampfes ziehen zu können. Auf einmal sehe ich durch das Glas Kolonnen in einer breiten Front, Schulter an Schulter gedrängt und mehrere Glieder tief. Deutlich erkenne ich

Digitized by Google

Käppis — hier springt über den Linien ein Schein auf von dem Stahl der Bajonette. Hinter der langen geschwungenen Linie der kahlen Hochfläche stehen sie wie eine lange dunkle Mauer gegen den hellen Himmel. Durch das Telephon geht der Befehl: Alle verfügbaren Geschütze gegen Höhe 196.

„Die schwere Masse war jetzt auf der Höhe und schwankte wie eine gewaltige Woge vorwärts in einem schweren wuchtigen Rhythmus. Es war wie ein glühendes Fieber von Wut: Wann kommt der erste Schuß! Auch die Batterieführer, die es mit angesehen hatten, erzählen, wie sie mit geballten Fäusten in ihren Beobachtungsstellen standen.

„Aus der Mitte löst sich eine Kompagnie und stürmt mit glänzendem Schneid. Weit vor allen ein Offizier mit einer hinreißenden, begeisternden Bewegung. Aus der zögernden Menge schließen sich einzelne beherzte Leute und kleinere Gruppen an. In unserm Schützengraben ein wilder Nahkampf. Über dem rechten Ende der französischen Linie blitzt es zweimal kurz hintereinander auf. Klar und scharf sehe ich die runde, gelbe Rauchwolke, aus der ein Sprengkegel von Eisenstücken in die dichte Linie hinunterschlägt. Dann tanzen auch weiße Schrapnellwolken, immer schneller. Blutig und elend bricht die stolze Front zu Boden. Auf den Hängen liegen sie zu Hunderten in dunklen unförmigen Flecken. Trümmer fluten zurück, von Entsetzen und Grauen gejagt. Zersprengt fliehen sie über die Hochfläche oder laufen besinnungslos hin und her in ihren phantastisch flatternden langen Mänteln. Das Feuer fegt noch über die Höhe. Einzelne bleiben plötzlich stehen in einer gekrümmten, aufwärts gebogenen Haltung — man glaubt zu sehen, wie ihre Hände krampfhaft die Leere zu fassen suchen — und fallen.

„In den französischen Berichten war zu lesen von merklichen Gewinnen westlich und östlich der Höhe nordöstlich von Le Mesnil. Wir kennen diese Phrase ebenso wie die von dem leichten Vorrücken in der Gegend von X. So nennen sie ihre Sturmangriffe, die vor unsern Stellungen zusammenbrechen. Sie vergessen zu sagen, daß sie, nachdem sie 50 Meter vorgestürmt, wieder zurückliefen. Auch bei dem großen Angriff am 18. 3., von dem sie eine Entscheidung erhofften, schien es

Digitized by Google

ihnen nicht erwähnenswert zu sein, daß nur ihre Toten an den Stellen lagen, die sie gewonnen hatten."

Durch das Fernrohr sah ich auf den kahlen Rücken der berühmten Höhe 196, die wir, den Nachrichten der Franzosen zum Trotz, halten. Einige französische Schrapnells platzten gerade über ihr. Rechts davon sah man einen andern sanften Höhenzug, der etwas steiler in einem mit Baum und Buschwerk besprenkelten Gelände abfiel. Auf der weich gewellten Oberfläche lief der deutsche Schützengraben dahin, und auf dem freien Raum davor sah ich Massen von dunklen Punkten auf dem lichten Erdreich wie Fliegenflecke auf einer hellen Wand — es waren viele, viele Hunderte toter Franzosen, die dort lagen! Man kann sie nicht entfernen; wer es versuchte, würde sich ihnen anreihen. Wie es werden wird, wenn die Sommerwärme kommt, ist schwer auszudenken.

Die Schützengräben, die mit der Spitzhacke in die schneeweiße Kreide geschürft werden müssen, sind blendend weiß und deshalb weithin zu erkennen. Ich sah Fliegerphotographien, auf denen das System der deutschen und gegnerischen Gräben hier — ganz so wie es uns der Generalstabschef skizziert hatte — mit größter Klarheit zu überschauen war. Das begünstigt natürlich die Genauigkeit des auf einen bestimmten Graben gerichteten Artilleriefeuers ungemein.

Nach allen Erzählungen ist die Zeit vom 16. bis 20. Februar die der wütendsten französischen Durchbruchsversuche gewesen; die Periode, wo das Artilleriefeuer auch am ungeheuerlichsten war. So unerwartet heftig auch nach dem 10. März noch der Angriff wieder aufgeflackert ist, die Kraft und Rage des vorhergehenden hat er nicht mehr erreicht — so daß man die mit ihm verbundenen Opfer der Franzosen eigentlich noch weniger als zuvor versteht. Auch Exzellenz Fleck hielt das Durchbruchsunternehmen des Gegners in der Champagne für endgültig gescheitert. Neue Angriffe sind vielleicht auch jetzt noch nicht ausgeschlossen, sie sind aber vollkommen aussichtslos. Und so dürfen wir hier in diesen Champagnekämpfen in der Tat nicht nur eine herrliche Ruhmestat unserer Truppen, sondern auch einen großen Erfolg sehen.

Wie wenig freilich man sich hier schon jetzt auf einen Frieden gefaßt machte, bewies der unermüdete Eifer und die Sorgfalt, ja Liebe und Behaglichkeit, mit der man überall weiter an dem Ausbau und der

Digitized by Google

Verschönerung der Unterkunftslager tätig war, die unsere Leute hier nun schon ein halbes Jahr lang bewohnen. In den zerschossenen Ortschaften unten hausten sie nur noch wenig; sie haben sich auf den Höhen in äußerst geschickter Anpassung an die Umgebung eingenistet; großenteils unterirdisch. Im Walde waren die Wohnstätten so in das Grün verwebt, das teilweise künstlich noch verdichtet war, daß man schon in kurzer Entfernung nichts mehr davon gewahrte. An Hügelhängen hatten sie sich eingeschachtet in die Bodenwellen wie die Füchse und durch Auflegen von Moos und Grasnarbe ihren Behausungen höchste Natürlichkeit gegeben. Ja selbst auf offenem Gelände hatten sie sich eingewühlt. Hier lagen die Wohnungen ganz unter dem flachen Boden und waren durch Überdeckung mit lehmfarbigem Kies oder mit dem weißlichen Kalkschotter gegen oben unsichtbar gemacht.

Unter anderm sah ich ein ganz ausgezeichnet eingerichtetes Lager einer Sanitätskompagnie, das zugleich auch Verbandplatz war; in dem Sanitätslager einen geräumigen Verband- und Operationsraum, einen Absonderungsraum für solche Schwerverwundete, die nicht gleich weiter nach rückwärts geschafft werden können, und vieles andere. Stellenweise war es auch möglich, sich kleine Parkanlagen zu schaffen. Die Leute haben das vielfach mit großer Liebe gemacht, und bildhauerische Talente in der Truppe schmücken sie mit Schnitzereien aus dem leicht zu bearbeitenden Kalkstein. Richtige Holztreppen führen zwischen Bretterwänden zu den unterirdischen Wohnungen hinab; im Innern sind die Wände und Decken verschalt, der Boden gedielt. Möbel lieferten die zurückliegenden Dörfer. Aus allem sieht man, daß unsere Leute nicht, wie die Leser der Siegesnachrichten in Frankreich jedenfalls annehmen, zurückgeworfen, hastig und verstört einige neue Erdlöcher ausgewühlt, sondern sich seit langem höchst häuslich niedergelassen haben.

Sehr hübsch war auch ein Lager, das wir zuletzt besuchten. Es besaß einen 26 Meter tiefen, von uns gegrabenen Brunnen mit Saug- und Druckpumpe, der vortreffliches Wasser lieferte, Revierkrankenstube, Feldpostanstalt, Badehaus, eine Anstalt zum Auskochen des Ungeziefers aus den Kleidern, das sich unsere Leute mit dem Stroh aus den Dörfern holen. Für beide gab das heiße Wasser eine Lokomobile. Ferner eine Kapelle für den Feldgottesdienst, in Form einer nach vorn offenen Halle

Digitized by Google



Exzellenz F .... in der Champagneschlacht.
(Vgl. Seite 268.)



Waldlager in der Champagne.
(Vgl. Seite 272 f.)

Digitized by Google



Schloß St.-Benoit-en-Woëvre.



Unterirdische Telephonzentrale.

Digitized by Google

in gotischem Spitzbogenstil, aus bunt bemalten Brettern hergestellt und ganz im Wald verborgen. Die Unterstände waren zum Teil schwer eingedeckt mit vielfachen Lagen von Erde, Eisenträgern, Balken und Wellblech. Labyrinthische Fußwege durch den niedrigen Wald, die sämtlich auf beiden Seiten mit fortlaufenden Bordschwellen aus Brettern eingefaßt waren, verbanden sie untereinander. Steilhänge wurden durch Treppchen gangbar gemacht, Einschnitte auf Brücken mit zierlichen Astgeländern wie in einem städtischen Park überschritten.

Während ich in diesen „Anlagen" mit einem Kollegen herumstreifte, schlug von Zeit zu Zeit ein feindliches Schrapnell mit flachem, hellem Knall ein. Die Leute schauten aber kaum auf; für sie bedeutete der heutige Zustand im Vergleich mit den vergangenen Tagen geradezu einen idyllischen Sonntagnachmittagsfrieden.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Der englische Vorstoß bei Neuve-Chapelle.

Auf weitaus dem größten Teil der Westfront, von den Südvogesen bis in die Nachbarschaft von Lille hinauf, standen uns bisher nur französische Truppen gegenüber. Von dort aus nordwärts beteiligten sich auch Engländer und Belgier daran. Am 10. März, gerade an jenem Tage, an welchem der große Durchbruchsversuch der Franzosen in der Champagne unserer Heeresleitung so weit erledigt erschien, daß sie ihre zusammenfassende Veröffentlichung über die „Winterschlacht in der Champagne" herausgab, machten die Engländer bei Neuve-Chapelle gegenüber von Lille einen plötzlichen heftigen Offensivstoß gegen unsere dortige Stellung. Eine Spanne lang schien dies ein Ereignis von ernsthafter Bedeutung; die Möglichkeit, daß sie unsere Linien hier endgültig durchbrachen und unsere Front in zwei Teile zerrissen, schien nicht ausgeschlossen. Als dann aber bereits in den folgenden Tagen dieser englische Angriff vollkommen zum Stehen gebracht wurde, und weiterreichende Folgen ausblieben, faßten wir das Ereignis gleichmütig auf als das, was es war, als ein zwar blutiges, aber für das Ganze nicht entscheidendes Teilereignis des allgemeinen Stellungskampfes, bei dem der Einsatz des Gegners zu seinem erzielten Erfolg in einem besonders großen Mißverhältnis stand, beschränkten uns darauf, weiteren Anstrengungen der Engländer in dieser Gegend wachsam zu begegnen, und gingen im übrigen in der Presse auf andere Geschehnisse über.

Nicht so der Gegner. In seinen Zeitungen wurde wochenlang der „Sieg" der Engländer bei Neuve-Chapelle als ein ungeheures Ereignis gefeiert und durch amtliche und private Berichte darüber die Welt immer

Digitized by Google

von neuem auf diese großartige Tat und ihren schwerwiegenden Erfolg hingewiesen. Allerdings begann schon in der englischen Presse selbst sich ein Widerspruch gegen eine übertreibende Wertschätzung desselben einzusetzen, und seit die äußerst schweren Verluste bekannt wurden, die die englische Armee dabei erlitten hatte, eröffnete die „Times" eine scharfe Polemik gegen die Kriegführung von French. Eine lebhafte Erörterung für und wider in der Presse der Welt schloß sich daran an. Das war der Grund, weshalb wir Berichterstatter, obwohl inzwischen gegen fünf Wochen darüber hingegangen waren, doch noch den Wunsch äußerten, selbst das Gelände des damaligen Kampfes, soweit es zurzeit die Operationen gestatteten, und die an ihnen beteiligten Truppen besuchen zu dürfen, um so zu einer eigenen Anschauung über die Frage zu kommen. Mit großer Bereitwilligkeit wurde sie sowohl von seiten der Heeresleitung wie von der Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, zu der das Gebiet gehört, erteilt.

Wir weilten vom 15. bis 17. April im Bereich der Armee des Kronprinzen, und ich möchte zunächst das allgemeine Bild wiedergeben, das ich dort über die Schlacht von Neuve-Chapelle gewann. Unzweifelhaft ist diese Schlacht in der Geschichte der Kämpfe an der Westfront ein bedeutsamer und dauernder Erinnerung werter Vorgang gewesen.

Das Dörfchen Neuve-Chapelle, das uns die Engländer am 10. März entrissen haben, liegt in der Luftlinie 18 Kilometer westsüdwestlich von Lille. Aus zahlreichen englischen Mitteilungen von vor und nach der Schlacht wissen wir jetzt mit vollkommener Gewißheit, daß die Engländer beabsichtigten, hier eine Offensivbewegung größten Stils und entschiedener Art gegen unsere Front zu führen; einen entscheidenden Durchbruch, so wie ihn die Franzosen in der Champagne gewollt hatten.

Der Angreifer hat im Stellungskrieg vor dem Verteidiger den großen Vorteil voraus, daß er, wenn er es geschickt anfängt, bei dem von ihm geführten Stoß in der Übermacht sein kann. Er kann sich ja den Punkt aussuchen, den er angreifen will, und kann hier vorher große Truppenmassen von andern Stellen seiner Front zusammenziehen, während der Verteidiger seine Kräfte möglichst gleichmäßig verteilt halten muß, solange er nicht weiß, wo er angegriffen werden soll. Voraus-

Digitized by Google

setzung ist natürlich, daß der Angreifer seine Truppenbewegungen mit hinreichendem Geheimnis zu umgeben versteht.

Für die Auswahl der Gegend des englischen Angriffs ist wohl die Tatsache mitbestimmend gewesen, daß hier die Stadt Lille, die größte und reichste der von uns eroberten französischen Städte, so dicht hinter unserer Front gelegen ist. Es war vielleicht, bei glücklichem Erfolg des Vorstoßes, schon in den Anfängen auf eine tätige Mitwirkung dieser Bevölkerung in unserm Rücken zu rechnen; es war darauf zu rechnen, daß, wenn der Durchbruch gelang und dies Zentrum erreichte, er durch die Bevölkerung einen unwiderstehlichen Schwung gewinnen würde; und jedenfalls war das gewiß, daß die Wiedergewinnung dieser Stadt und der wirtschaftlich so wichtigen Gegend Frankreichs einen außerordentlichen Eindruck machen würde, sowohl in den Ländern der Verbündeten selber, wie bei denjenigen Neutralen, die man auf die Seite des Dreiverbandes hinüberzuziehen hoffte. Ferner ist auch wohl die Beschaffenheit des Geländes ein Beweggrund gewesen. Die Stellungslinie der beiden Heere verläuft hier ungefähr in der Richtung nach Südsüdost, d. h. östlich von Armentières, westlich von La Bassée, westlich von Lens; sodann mit einer schwachen Ausbuchtung gegen Westen, quer über das Flußgebiet der obern Lys, des auf den Hügeln von Artois entspringenden Hauptzuflusses der Schelde. Das Gebiet ist eine breite Niederung zwischen den Höhen, die südlich von Ypern vorüberziehen, und den Nordhängen des Landrückens von Artois, jener Kreidehügel, die bei Kap Gris-Nez zwischen Calais und Boulogne zum Meer ausstreichen und von der wissenschaftlichen Geographie gern als die natürliche Grenze Frankreichs gegen das belgische Niederland bezeichnet werden. Dem belgischen Niederland gleicht das Gebiet der Lys auch in seinem ausgesprochenen Flachlandcharakter und in dem großen Wasserreichtum. Eben dieser Flachlandcharakter dürfte einer der Gründe gewesen sein, hier den Durchbruchsversuch anzusetzen. Die Gasse der Lystalniederung erscheint wie ein gegebenes großes Einfalltor von dem englischen Stützpunkt Calais her in das von uns besetzte Gebiet Frankreichs. Ähnlich wie in der Champagne fehlt hier eine natürliche Bodenschranke, die uns eine besonders günstige Verteidigungsstellung darböte. Auch der Wasserreichtum der Gegend wirkt aus einem eigentüm-

Digitized by Google

lichen Grunde hier als eine Erschwerung der Verteidigung. Er kennzeichnet sich darin, daß überall das Grundwasser der Oberfläche außerordentlich nahe ist. Das Regenwasser, das auf den Kreidehöhen von Artois versickert, gleitet unterirdisch, aber nahe an der Oberfläche auf einer undurchlässigen, dem lockern Oberflächenboden unterlagernden Tonschicht gegen Norden und tritt bei der geringsten Grabung zutage. Die Folge davon ist die, daß hier die Schützengräben nur wenig tief in die Erde geführt werden können. Das kann natürlich nie so vollkommene Feldstellungen ergeben wie dort, wo man übermannstief graben kann und gar keine oder nur ganz niedrige Brustwehren nötig sind. Denn die oberirdischen Brustwehren sind weithin sichtbar und gegen Artillerie weniger widerstandsfähig.

Die Möglichkeit nun, ungesehen hinter ihrer Front hier große Truppenmassen zu versammeln, bot den Engländern der Umstand, daß in den Tagen vor dem 10. März in dem feuchten Gelände starke Nebel herrschten, die jede Erkundung, vor allem die wichtigste, die der Flieger, verhinderten. Nach englischen Zeitungen konnte man so nicht weniger als zwei volle Armeekorps, zwei weitere englische und zwei indische Divisionen versammeln. Dazu zahlreiche kanadische Truppen und sehr starke Artillerie, darunter auch französische, nebst gewaltigen Munitionsmassen. Die englische Armeeleitung riß ihre Truppen vor dem Kampf zum Gipfel des Heldenmuts empor durch die Verkündigung: Wir stehen mit 48 Bataillonen dem Feind gegenüber, der nur drei hat; also der Sieg ist sicher!

Mit diesen außerordentlich überlegenen Kräften setzte der englische Angriff am 10. März um 6 Uhr früh ein. Er begann mit einem etwa ¾ Stunden währenden Artilleriefeuer von fürchterlicher Heftigkeit; es fielen durchschnittlich etwa 10 bis 12 Granaten auf den Meter Schützengraben. Wohl zu begreifen, daß so unsere Gräben, zumal bei ihrer geschilderten Beschaffenheit, dadurch auf eine Strecke von etwa 1200 Metern vollkommen dem Erdboden gleichgemacht wurden. Hiernach gingen die Engländer zum Sturm vor. Die Verteidigung Neuve-Chapelles, das am 29. Oktober vorigen Jahres vom ..ten Regiment mit einer glänzenden Waffentat genommen worden war, lag außer in den Händen dieses selben Regiments in denen des ...ten Jägerbataillons. Zweimal wiesen

Digitized by Google

diese wackern Truppen den übermächtigen Angriff zurück. Jedesmal begann darauf von neuem das Artilleriefeuer. Endlich gelang es den Engländern, sich in Neuve-Chapelle festzusetzen. Weiter vordringen konnten sie aber nicht. Denn inzwischen hatten wir Reserven herangezogen, die nun trotz rasender Kanonade des Gegners sich ordnungsgemäß entwickelten und, in dem ganzen Zorn gegen die Engländer, der unsere Leute bis in die Tiefe erfüllt, mit außerordentlicher Bravour gegen die Angreifer vorgingen. Ihr Ingrimm wurde noch vermehrt durch das Verhalten der Inder, von denen beobachtet wurde, daß sie scheinbar ohne Waffen kamen, Überläufern ähnlich. Da in den Tagen zuvor mannigfach Inder in dieser Weise zu uns übergegangen waren, so ließen unsere Leute auch diese nahe herankommen, bis sie plötzlich in unmittelbarer Nähe die Unsern mit Handgranaten und Messern überfielen. In diesem Zorn drangen trotz des Verhinderungsfeuers der englischen Geschütze, die eine ganze Zone hinter unsern frühern Stellungen dicht mit Geschossen belegten, unsere Truppen heran und brachten den Vorstoß der Massen hinter Neuve-Chapelle zum Stehen.

Zu gleicher Zeit mit dem Angriff auf Neuve-Chapelle hatten die Engländer auch sechs bis sieben Kilometer weiter südlich von Béthune her auf unsere Stellungen bei Givenchy, im Norden der Eisenbahnlinie von Béthune nach La Bassée, einen Angriff angesetzt. Eine englische Infanteriedivision ging hier gegen acht Kompagnien des Infanterieregiments .. vor. Dieser Vorstoß wurde aber unter ungeheuern Verlusten der Engländer vollständig zurückgeschlagen. Abteilungsweise sollen die anstürmenden Engländer durch unser Infanterie- und Artilleriefeuer niedergemäht worden sein. Auch hier hatte zwar eine heftige englische Kanonade auf unsere Schützengräben den Sturm vorzubereiten gesucht. Da wir uns aber hier auf höherm Gelände befinden, wo die Gräben tief in den Boden eingelassen werden konnten, so hatte das feindliche Feuer eine viel geringere zerstörende Wirkung, und unsere Truppen konnten in ihnen dem Ansturm standhalten.

Trotz der geglückten Überraschung war also dem Feinde, dank der Zähigkeit unseres Widerstandes, an diesem ersten Tag nur ein teilweiser Erfolg beschieden gewesen. Wie sehr an seinen außerordentlichen Verlusten seine eigentliche Absicht zerschellt sein mußte, ließ der

Digitized by Google

folgende Tag, der 11. März erkennen, wo er den errungenen Gewinn nicht durch sofortiges überwältigendes Nachdrängen ausnutzte, sondern durch unser Artilleriefeuer völlig in Schach gehalten werden konnte. Beide Gegner blieben während dieses Tages auf ihrem Fleck.

Die Nacht vom 10. zum 11. und den 11. selbst benutzten wir nun, um mit größter Eile Reserven heranzuziehen, wobei die von uns wieder in Betrieb gesetzten französischen Eisenbahnen uns ausgezeichnete Dienste leisteten.

In der Frühe des 12. März konnten wir bereits zur Zurückwerfung des Feindes übergehen; eine Aufgabe, zu der sich der Eifer unserer sämtlichen herbeigeeilten Leute geradezu drängte. Es gelang auch in der Tat, von dem etwa einen Kilometer westlich vor Neuve-Chapelle gelegenen Bois de Biez aus, einem der wenigen Wäldchen in diesem sonst so sehr offenen Gelände, das die Jäger am 10. mit großer Hingabe gehalten hatten, die Engländer wieder rückwärts, bis unmittelbar in das Dorf Neuve-Chapelle hinein zu drücken. Dies Dorf selbst schützte schwerstes englisches Artilleriefeuer; seine Erstürmung hätte außerordentlich große Opfer erfordert. Der Besitz der kleinen Ortschaft an sich hatte praktisch für unsere Sicherheit keine Bedeutung, und so verzichtete der Kommandierende verständigerweise darauf und begnügte sich damit, die errungenen Stellungen zu befestigen und mit der alten Stellungslinie nördlich und südlich davon in Verbindung zu bringen.

Mit den Kämpfen des 12. war die Schlacht um Neuve-Chapelle beendigt; wie die Folgezeit lehrte, und wie sie selbst öffentlich bekannten, gaben die Engländer weitere Operationen hier vorläufig auf.

Der Geländegewinn, den die Engländer in dieser Schlacht gemacht haben, ist somit ein sehr geringer gewesen. Die Frontbreite, in der sie ihre Grabenlinien vorschieben konnten, beträgt genau 3 Kilometer, und die Tiefe des Vorstoßes erreicht nirgends einen Kilometer. Selbst auf einer Karte so großen Maßstabes wie unsere Kriegskarte in 1:300000 ist das ein winziger Raum von 9 zu weniger als 3 Millimeter. Auf einer Übersichtskarte von Frankreich, wie unsere gebräuchlichen Handatlanten sie geben, kann man ihn überhaupt nicht sichtbar machen. Und auch der Inhalt des gewonnenen Raumes mehrt die Bedeutung dieses Gewinnes nicht. Erobert haben sie ein einziges Dorf, eigentlich nur eine

Digitized by Google

etwas dichtere Ansammlung von Häusern, wie sie in diesen Gegenden — ein Blick auf die französische Generalstabskarte in 1:80000 zeigt das — fast ununterbrochen längs den Straßen dahinziehen. Dieselbe Generalstabskarte gibt ihm die Einwohnerzahl von 661 Seelen! Das dem Feind mit Neuve-Chapelle zugefallene Stück der Chaussee von Béthune nach Armentières hatte für uns schon vorher kein Interesse, weil es beiderseitig in feindliches Gebiet führt, während der Gegner es auch schon vorher nicht entbehrte, da er nur einen Kilometer nördlich davon bereits einen guten Umgehungsweg besaß. Die Länge unserer Schützengrabenlinie ist gar nicht geändert worden; die neue Stellung beträgt genau wie die alte etwa 3600 Meter, während die englische, die vorher etwa ebenso lang war, jetzt 3200 Meter mißt, also um ganze 400 Meter verkürzt werden konnte. In bezug auf das Gelände unterscheiden sich die neuen Stellungen gar nicht von den alten; in dieser Hinsicht ist es ganz gleichgültig, wo sie laufen. — Das ist alles, was die Engländer durch den mit so ungeheurer Übermacht unternommenen und mit so gelungener Geheimhaltung vorbereiteten Angriff erzielt haben.

Und so stellt sich denn diese Schlacht, die englische Nachrichten in aller Welt als einen außerordentlichen Sieg verkündigt und gefeiert hatten, immer mehr in ganz anderm Lichte dar. Es ergibt sich, daß in Wahrheit der Erfolg der Schlacht von Neuve-Chapelle auf unserer Seite liegt.

Das ist durchaus nicht zuviel gesagt, denn die Hauptabsicht der Engländer, der große strategische Durchbruch, der Anfang der Befreiung Frankreichs und Belgiens, ist gescheitert. Sie mußten erleben, daß die Überlegenheit von 48:3 den entscheidenden Durchstoß nicht nur nicht erzwang, sondern daß wir sogar bereits am übernächsten Tage nach dem Überfall zur Offensive übergehen konnten. Ja, wir waren selbst imstande, zwei Tage später, am 14. März, unweit von hier, bei St.-Éloi zwischen Armentières und Ypern, zu einem selbständigen, überaus heftigen und für die Engländer ebenfalls mit schweren Verlusten verbundenen Angriffsstoß auf ihre Stellungen vorzugehen und bewiesen damit also, wie wenig die Zusammenziehung von Reserven gegen Neuve-Chapelle unsere Kräfte in der Umgebung geschwächt hatte. Diesen Tatsachen sind die ungeheuren Verluste gegenüberzustellen, die die Engländer in den

Digitized by Google

wenigen Tagen gehabt haben und deren Gesamtzahl von French selbst am 5. April offiziell auf etwa 2500 Tote, 8500 Verwundete und 1800 Vermißte angegeben wird, nach allem, was aber sonst inzwischen durchgesickert ist, mit 25000 kaum zu hoch angesetzt wird.

Noch kurz nach meinem Besuch hier veröffentlichte der Pariser „Figaro" eine Schilderung eines Engländers von den furchtbaren Opfern, die schon der erste Tag den Briten gekostet hat. „Die deutschen Maschinengewehre," heißt es da (vgl. „Köln. Zeitung" Nr. 426 vom 27. 4. 15), „mähten unsere stürmende Infanterie nieder wie der Schnitter die reifen Ähren. In einigen Augenblicken fielen alle Offiziere des einen Inderbataillons. Dreimal griff das Regiment Middlesex an und ließ Haufen von Toten und Verwundeten zurück. Die Offiziere, die bereits mehrere Feldzüge hinter sich hatten, konnten ihre Tränen nicht zurückhalten. Nach den Schotten die Irländer; auch sie wurden vernichtet. Ihr Ansturm brach sich in den Drahtverhauen. Endlich war die Artillerie in Stellung und zwang die Deutschen, ihre vorgeschobenen Schützengräben zu verlassen. Im Gehölz des Waldes von Biez lagen die Deutschen bis zum Morgen verschanzt und wiesen heftige Angriffe der Gurkhas zurück."

Auch die mitgeteilten amtlichen Verlustziffern würden schon die herbe Kritik rechtfertigen, mit der englische Blätter selbst die Ergebnisse der Schlacht bei Neuve-Chapelle beurteilen und sagen, daß mit solchen „Siegen" nichts anzufangen sei. General French erklärt zwar, daß die Verluste ihm durchaus nicht zu groß erschienen, da sein hauptsächlichstes Ziel vollkommen erreicht und das Erreichte dieser Opfer vollkommen wert sei. Nur vermögen seine Ausführungen das nicht herauszustellen. Der Zweck eines großzügigen Durchbruchs durch unsere Stellungslinie wird von ihm jetzt ganz verschwiegen und als Hauptziel die Erfüllung der englischen Truppen mit Offensivgeist hingestellt. Es ist aber schwer zu denken, wie dies dadurch gewonnen worden sein soll, daß diese Truppen selbst einen mit der Verkündigung eines so sichern Sieges begonnenen Angriff an unserm Widerstand zerschellen sehen mußten. In demselben Sinne könnte ungefähr die englische Admiralität auch sagen, daß sie das Ziel der Dardanellenunternehmung erreicht hätte.

Für uns haben die Kämpfe bei Neuve-Chapelle nicht nur die große Bedeutung, daß der erste umfassende Angriffsstoß der Engländer zurück-

Digitized by Google

gewiesen worden ist, sondern daß sich von neuem darin der glänzende Geist unserer Truppen bewährt hat. Mit bewunderungswürdiger Hingebung haben sie dem furchtbaren Artillerieangriffe des 10. standgehalten. Von den Besatzungen unserer vordersten Schützengräben dürften nur wenige lebend dem Gegner in die Hände gefallen sein. Und in den folgenden Tagen haben nebeneinander mit gleicher Schneidigkeit und der gleichen Erbitterung die verschiedenen Stämme unseres Volkes, Bayern und Sachsen mit den zähen Westfalen, Schulter an Schulter gekämpft, und mit ihrer mitten im Überfall von der Defensive zum Angriff übergehenden Schnellkraft die Offensive des Gegners gebrochen.

Das Gebiet, das mit den Kämpfen bei Neuve-Chapelle und Givenchy am 10. bis 13. März in Mitleidenschaft gezogen worden ist, beginnt bereits dicht jenseits des Festungsbereichs von Lille. In kaum viertelstündiger Fahrt erreichten wir daher, als wir in der Frühe des 15. d. M. unter der Führung des Nachrichtenoffiziers Hauptmann L...., zur Besichtigung dieses Geländes aufbrachen, das große Feldlazarett Seclin, dem während der Schlachttage die Aufgabe zufiel, den Strom der Verwundeten aufzunehmen und zu versorgen. Dieses Feldlazarett war schon seit längerer Zeit eingerichtet in dem als eine Sehenswürdigkeit bekannten französischen Hospital des im Süden von Lille gelegenen Städtchens gleichen Namens; einem ausgedehnten schloßartigen Bau mit einer im Hintergrund einer weitläufigen Anfahrt gelegenen grandseigneuralen Front in flandrischer Renaissance, der laut einer Inschrift im Innenhof im Jahre 1247 von Margarete Gräfin von Flandern als Kloster gegründet, im 17. Jahrhundert palastartig umgebaut wurde. Dieser Innenhof ist architektonisch sehr reizvoll, dank einem Arkadenumgang von großer Schönheit.

Im Innern enthält das Bauwerk eine Fülle sehr schöner, heller, für ein Krankenhaus vortrefflich geeigneter Räume, die zurzeit von Sauberkeit blitzten. Das letztere war freilich wirklich eine deutsche Neuerung; als man das Hospital von den Franzosen übernahm, war es in der üblichen französischen Weise vollkommen verdreckt. Aus den Betten mußte erst das seit länger als einem halben Jahr nicht gewechselte Stroh entfernt, die völlig verwanzten Betten selbst mußten mit Petroleum ge-

Digitized by Google

waschen, alle Zimmer gründlichst gereinigt werden. Der Franzose hat eben dafür keinen Sinn; für ihn geht es auch so.

Nachdem wir die weitläufigen Schlafsäle durchwandert, die zum Teil noch von Ostern her hübsch mit grünen Zweigen, bunten Bändern und patriotischen Bildern geschmückt waren, die Operationsräume, die Einzelzimmer für Offiziere, die Nasen- und Ohrenklinik und anderes gesehen und auch die saubern Wirtschaftsörtlichkeiten besucht hatten, erörterte der Generalarzt uns in seinem Zimmer an der Hand einer Kartenskizze des Operationsgeländes in fesselnder Weise die Art, wie in den Hauptkampftagen vom 10. bis 12. März und während der bis zum 15. sich hinziehenden Abschlußgefechte die Versorgung der Verwundeten ausgeführt worden ist. Sorgfältig waren auf ihr mit kleinen roten Ringen die Lagen der zahlreichen ersten Verbandplätze angedeutet, unmittelbar hinter der Front, noch im Feuerbereich. Dahinter mit größern die Verwundetensammelplätze der Divisionen. Weiterhin die Standorte der Sanitätskompagnien, die schon mit weitergehenden Einrichtungen für die erste Versorgung eingerichtet sind und Wagen besitzen. Endlich die verschiedenen Feldlazarette, deren jedes für etwa 400 Verwundete eingerichtet ist. Dies alles war schon vor der Schlacht von Neuve-Chapelle vorhanden und genügte den laufenden Bedürfnissen des Stellungskrieges. Um den plötzlich so gewaltig gesteigerten Anforderungen jener Tage zu entsprechen, mußte sofort eine bedeutende Erweiterung der Organisation eintreten. Dies geschah zuerst durch Einstellen zahlreicher Krankenautomobile, die auf fest bestimmten, auf der Karte eingetragenen Wegen Tag und Nacht hin- und herfuhren, um die vorn sich häufenden Verwundeten unausgesetzt weiter rückwärts zu befördern. Ihr Betrieb wurde, soweit es irgend anging, bis in die Feuerzone vorgeschoben. Zum Glück waren kurz zuvor die Eisenbahnlinien der Gegend, die Vollbahn nach La Bassée, die für die Kämpfe bei Givenchy, und die Einspurlinie nach Illies, die für die bei Neuve-Chapelle in Betracht kam, von uns wieder in Betrieb gesetzt worden. Beide vereinigen sich in Don am Deulekanal, von wo eine Linie, nordwestwärts nach Lille, die andere, den Kanal überschreitend, nach Seclin führt. Hier in Don wurde rasch ein Sammel- und Verteilungslazarett eingerichtet, und nun verkehrte während der Schlachttage je auf der

Digitized by Google

Linie La Bassée — Don und Illies — Don unausgesetzt ein Pendelzug, der bis unmittelbar in die Feuerzone hineinführte und die von den Verbandplätzen und Feldlazaretten herangebrachten Verwundeten nach Don schaffte. Von dort beförderten wiederum zwei Pendelzüge sie weiter nach Lille und Seclin. Außerdem wurden noch vier große Lazarettzüge bis ins Feuer geschoben. Die marschfähigen Leichtverwundeten kamen zu Fuß in Trupps nach Seclin marschiert — in den drei Hauptschlachttagen etwa 1200 — und wurden hier verpflegt, bekamen eine Zigarre und wurden auf die Bahn gesetzt. Auf diese Weise gelang es, die Hochflut der Verwundeten, deren Andrang am zweiten Tage am stärksten war, ohne Stockung zu verteilen, zu versorgen und, soweit sie transportfähig waren, in die rückwärtigen Etappenlazarette und in die Heimat zu befördern. Im ganzen etwa 4500, eine Zahl, die der von French aus unbekannten Quellen mitgeteilten Ziffer von 12000 gegenübergestellt werden mag.

Von Seclin aus fuhren wir nach dem eben genannten Don, dem Bahnknotenpunkt jenseits des Kanals, und stellten dort mit Vergnügen fest, daß der Bahnhof, der nach englischen Nachrichten von englischem Artilleriefeuer zerstört sein sollte, nicht die geringsten Spuren eines derartigen Ereignisses aufwies. Dann ging es weiter nach Westen in der Richtung auf Illies und Neuve-Chapelle zu.

Eins sprang in die Augen: den Eindruck einer geschlagenen, verwirrten oder auch nur erschütterten und ihres Bleibens in dieser Gegend unsichern Truppe machte die in den Dörfern verteilte Armee wahrhaftig nicht. Im Gegenteil, es war sehr interessant, wie in diesem ausgesprochenen Operationsgebiet zugleich mit den unmittelbar auf den Kampf bezüglichen Angelegenheiten auch noch eine Menge jener wirtschaftlichen Arbeiten betrieben wurde, die sonst eigentlich den ruhigern und gesicherten Etappengebieten angehören und die ich von dort beschrieben habe. In .... besuchten wir unterwegs eine größere Dörranlage, in der Rübenschnitzel getrocknet wurden, die als Viehfutter Verwendung finden. In ...., einer nur noch etwa sechs Kilometer vom Feind gelegenen Ortschaft, hatte der Kommandant die gesamte Einwohnerschaft wirtschaftlich organisiert. Er hatte ihren Lebensunterhalt vollständig übernommen. Dafür bearbeiteten die männlichen Einwohner die Felder für die kommende

Digitized by Google

Ernte, die Frauen waren für die Quartiere tätig. Außerdem war eine Nähstube eingerichtet worden, in der sie unter militärischer Aufsicht Sandsäcke nähten für die Feldbefestigungen. Ich besuchte das Haus und fand dort an Nähmaschinen etwa ein Dutzend zum Teil ganz hübscher junger Dirnen, dunkler und blonder — denn wir befinden uns hier in einem Gebiet, wo viel flämisches Blut ist —, eifrig und mit der selbst in dieser schmerzlichen Kriegszeit nicht versagenden Heiterkeit der Jugend an der Arbeit. Eine Näherin stellte gegen 90 bis 100 Säcke täglich her, die ihr bezahlt wurden; zusammengeballt gingen diese dann nach den Schützengräben, um dort mit Sand — oder vielmehr mit dem, was man dort gerade an Erdreich hat — ausgestopft zu werden.

Bei demselben Ort besuchten wir ein Pionierhauptdepot, in dem mit großem Geschick aus den vorhandenen Mitteln die Gerätschaften für den modernen Stellungskampf hergestellt wurden. Hier war eine Spezialität, die sich aus der Beschaffenheit des steinarmen, wasserdurchsetzten Geländes als Erfordernis ergab, die Verarbeitung von Holz in größtem Maßstab. So wurden hölzerne Laufroste gefertigt für den schlammigen Boden der Schützengräben; ferner große, starke, viereckige Kisten, die mit Schotter gefüllt zur Befestigung der Feldstellungen dienen sollten. Drei Sägewerke haben wir uns dazu hier selbst errichtet, gleich mit den ordnungsgemäßen deutschen Schutzvorrichtungen. Das Rohmaterial kam in Gestalt von größern Brettern zurzeit mit der Bahn von den gewaltigen Holzlagern in Antwerpen und wurde hier mit Kreissägen in die erforderlichen Formen geschnitten und dann zusammengenagelt. Täglich wurden 80 solche große Kisten und bis zu anderthalb Kilometer Laufroste hergestellt, die dann mit Fuhren an die Front gingen. Die Sägespäne wurden in den Pferdeställen als Streu gebraucht. In ähnlicher Weise wurde auch an andern Stellen dieser Gegend in größtem Maßstabe das Holz verwendet; für Millionen ist solches in die Schützengräben und Mannschaftswohnungen hineinverbaut worden. Eine fürchterliche Vergeudung an wirtschaftlichen Werten für den ersten Anschein, wie so unendlich vieles in diesem Kriege. Und doch nur für den Anschein; im Grunde nicht anders, als etwa wenn einer Maschinen, Materialien und Arbeitskräfte aufbraucht, um ein von Naturgewalten bedrohtes Bergwerk zu retten oder Dämme gegen die Sturmflut zu bauen. Diese Ver-

Digitized by Google

schwendung soll schon dereinst ihre Früchte tragen; auch goldene, wenngleich uns die nicht die wichtigsten sind.

Die noch weiter nach vorn liegenden Dörfer sind, wie es auch sonst an der Front üblich, von ihren Bewohnern geräumt. Nur unsere Leute hausen dort in den größtenteils arg zerschossenen Gebäuden. In ...., um die Mittagsstunde, kamen wir zur Mahlzeit der dort untergebrachten Truppenteile; wieder ganz ausgezeichnet, ebenso wohlschmeckend wie kräftig. Dazu gab es ein tadelloses braunes bayrisches Bier vom Faß, kühl und mit dickem blonden Sahnenschaum.

Die Leute hier waren fast alle mit in den Kämpfen gewesen und erzählten mit großer Lebhaftigkeit davon. Ein Musketier namens Türck hatte das Eiserne Kreuz erster Klasse errungen. Die Kameraden holten ihn herbei und priesen seine Tat, die darin bestanden hatte, daß er selbständig einundeinenhalben Zug mitten im schwersten Gefecht in einen bereits verlorenen Graben hineingebracht hatte. Und das Merkwürdige war, daß gleichzeitig, wenn auch durch die Umstände voneinander getrennt und unabhängig, der Leutnant, dessen Bursche der Musketier war, das Eiserne Kreuz erster Klasse sich verdient hatte. Ganz ist mir bei dem Eifer der verschiedenen Erzählungen der Vorgang nicht klar geworden; es handelte sich aber darum, daß Leutnant Gebser bei dem nach dem ersten Überfall der Engländer von uns aus wieder einsetzenden Angriffsvorgehen mit außerordentlicher Zähigkeit seine Aufgaben erfüllt hatte. Erst war er mit einer halben Kompagnie vorgestürmt und hatte den Engländern einen Graben entrissen. Dann waren diese mit Übermacht wieder vorgestoßen, hatten seine Leute überwältigt, teils getötet, teils gefangen. Er selbst sprang ungesehen im Getümmel in einen mit eisigem Schlammwasser gefüllten Schützengraben und tauchte darin unter, so daß er den Blicken der Feinde entging. Drei Stunden lang hat er so dort unmittelbar hinter der englischen Linie gelegen, nur zum Atmen den Kopf herausstreckend, während des hin- und herwogenden Kampfes. Als dann endlich dabei deutsche Truppen wieder in seine Nähe kamen, sprang er heraus und stellte sich sofort an ihre Spitze, stürzte sich mit Hurra und Schnellfeuer auf den Gegner und vertrieb ihn aus diesen Stellungen.

Auch andere Einzelzüge von Heldentaten wurden uns zahlreich erzählt. So von einem wackern Bayern, der zweimal hintereinander an

Digitized by Google

einem Tage es fertig gebracht hat, mit Handgranaten in ein von den Engländern besetztes Grabenstück zu springen und eine Anzahl unserer in den Unterständen eingeschlossenen Landsleute zu befreien. Am Abend dieses Kampftages ist er dann leider gefallen.

Auffallend war der erbitterte Zorn gegen die Engländer, der alle unsere Leute hier erfüllte. Sie drängten sich dazu, uns Beispiele verschiedentlichen völkerrechtswidrigen Verfahrens von ihrer Seite zu erzählen. So hatten sie verschiedentlich gesehen und beteuerten es mit den stärksten Versicherungen, daß am ersten Tage, nach dem Überrennen unserer Stellungen am 10. März, die Engländer bei ihrem weitern Vorgehen ostwärts von Neuve-Chapelle um 11½ Uhr vormittags Reihen gefangener waffenloser deutscher Jäger mit Kolbenstößen vor ihren Linien hertrieben, so daß unsere Leute nicht schießen konnten. Ein anderes Mal hatten sie beobachtet, wie eine Schar von acht Männern in deutschen Uniformen mit einem Maschinengewehr herangekommen sei. „Das sind ja unsere, nicht schießen!" war deshalb gerufen worden. Als die scheinbaren Deutschen drüben aber bis auf weniger als hundert Meter herangekommen waren, eröffneten sie unversehens ein mörderisches Feuer auf die Unsrigen. Es waren verkappte Feinde gewesen, die dann allerdings durch einen Ansturm von rasender Wut alsbald zur Strecke gebracht wurden. Das Vorsichhertreiben deutscher Gefangener vor der Front, zum Teil so, daß die Engländer sie von hinten an den Armen hielten, war auch noch mehrfach anderweitig beobachtet worden. Alle diese Erzählungen, die zum mindesten von einer außerordentlichen Grimmigkeit und Erregung des Kampfes zeugten, kann ich nur als solche wiedergeben, bemerke aber, daß die Leute in Mengen und mit der größten Energie in Gegenwart der Offiziere und unter ihrer Mahnung nur Unzweifelhaftes zu berichten, uns gegenüber für ihre Wahrheit eintraten, und daß sie sie auch in protokollarischen Vernehmungen durch ihre Vorgesetzten vertreten haben. Sehr merkwürdig und noch ungeklärt war dabei eine uns wiederholt mitgeteilte, anscheinend unanfechtbare Beobachtung, daß man nach dem Sturm am 12. auf dem Schlachtfelde durch englische Infanteriegeschosse niedergestreckte Leichname in Brand geraten und völlig von Flammen verzehrt werden sah.

Digitized by Google

Am Nachmittag erreichten wir den stark zerschossenen und von den Einwohnern geräumten Ort Illies, der nur noch etwas über drei Kilometer von der gegenwärtigen englischen Stellung bei Neuve-Chapelle gelegen ist. Hier ließen wir unsere Wagen im Schutz der Häuser zurück und begaben uns zu Fuß nach einer vor dem Dorfe gelegenen Anhöhe. Es war eine ganz geringfügige Bodenerhebung, allein in dem überaus flachen und offenen Gelände gewährte sie doch einen gewissen Überblick über das eigentliche Gebiet der Kämpfe um Neuve-Chapelle. Hier gab uns ein Stabsoffizier des Armeeoberkommandos von Lille einen zusammenfassenden Überblick über den Verlauf der drei Schlachttage.

Neuve-Chapelle selbst war für uns von hier nicht sichtbar; das kleine Gehölz Bois de Biez, auf das die Verteidiger von Neuve-Chapelle am ersten Tage durch den englischen Angriff zurückgeworfen worden waren und das sie gegen die Übermacht hielten, bis Hilfe kam, verbarg es. Noch näher heranzugehen, wäre nur des Nachts möglich gewesen; schon so war die Stellung, in der wir uns auf unserer Anhöhe befanden, nur unvollkommen durch eine niedrige und zum Teil eingeschossene Gartenmauer gedeckt, nicht eben eine Lebensversicherung.

Auf einer andern Seite von Illies war eine große Friedhofsanlage für die Gefallenen geschaffen, die wirklich mit einer außerordentlichen Liebe angelegt und noch weiter in Ausgestaltung begriffen war. Die deutsche Heeresverwaltung hatte den Raum dazu notariell in Lille von der Gemeinde Illies gekauft. Ein berufsmäßiger Gartenkünstler in der Truppe hatte den Entwurf dafür gemacht. In der Mitte der mit Gebüschen versehenen Gräberreihen befand sich ein besonderer Schmuckplatz mit Beeten. Eine weitläufige gemauerte Einfriedigung von hübschen Formen, versehen mit den schmiedeeisernen Hängeketten, wie man sie hier auf den Kirchplätzen sieht, und mit einem stattlichen Portal, war noch im Bau. Daneben lagen die einfachen gravierten Steinplatten mit den Namen der einzelnen Gefallenen, mit denen man nach und nach die vorläufigen beschriebenen Holzkreuzchen ersetzt. Und Freund und Feind, Deutschen wie Engländern, wird hier derselbe Schmuck und dieselbe Sorgfalt zuteil. Der heiße Haß, mit dem die Unsrigen gegen den lebenden Engländer erfüllt sind, schweigt gegenüber dem toten; es ist rührend, wie eifrig und freundlich unsere Leute auch deren Gräber mit Blumen versehen.

Digitized by Google



Soldatenmalereien an der Landstraße bei Éterpigny.



Deutsche Kriegsbrücke über die Somme bei Éterpigny.

Digitized by Google



Vor der zertrümmerten Kirche von La Bassée.
(Vgl. Seite 289.)



Leutnant Gebser und sein Bursche Musketier Türck.
(Vgl. Seite 286.)

Digitized by Google

Von Illies fuhren wir dann auf der von Lille herankommenden Chaussee nach La Bassée. Die kleine Stadt, deren Einwohnerzahl die französische Generalstabskarte vor dem Kriege mit 4819 angibt, an dem Schiffahrtskanal gelegen, der eine Wasserverbindung von der Deule und der Lys, also dem Scheldegebiet, nach der Aa und der Nordsee bei Gravelingen bildet, ist einer der in der Geschichte der gegenwärtigen Stellungskämpfe mit am häufigsten genannten Orte. Wir besitzen die Stadt La Bassée seit dem 12. Oktober 1914; sie hat aber immer nahe an der Front gelegen, und immer neue Versuche sind gemacht worden, sie uns wieder zu entreißen. Zuerst von den Franzosen, dann auch von den Engländern. Bei der blutigen Zurückweisung des großen von Franzosen und Engländern gemeinsam unternommenen Angriffs vom 19. Dezember, der hier den Beginn der von Joffre am 17. Dezember angekündigten Offensive bedeutete, zählten wir bereits 600 tote Engländer vor der Front. Seitdem ist das weitergegangen bis zu dem großen bei Givenchy abgeschlagenen, mit Neuve-Chapelle parallel gehenden englischen Angriff am 10. März 1915, der wiederum La Bassée zum Ziel hatte. Die Beschießung des Ortes hat eigentlich nie aufgehört und geht auch gegenwärtig noch weiter fort. Einer von uns, der Anfang des Jahres dort geweilt hatte, kannte den Kirchturm gar nicht wieder. In der Kirche hatte er eine überaus stimmungsvolle Weihnachtsfeier unserer Besatzung mitgemacht, bei der zwei Reihen großer, lichterübersäter Tannenbäume zu dem schöngeschmückten Altarraum führten, die Orgel spielte und die Christgesänge unserer Mannschaft ergreifend und feierlich zu dem hohen Gewölbe emporstiegen. Heute stand der Turm zwar immer noch, seine obern Teile waren aber von den feindlichen Granaten zur Formlosigkeit zerfetzt. Über einen Haufen herabgefallener Trümmer, zwischen denen das Wrack eines von einer Granate getroffenen Autos stand, seiner Vorderräder beraubt, gewannen wir das Portal. Auch das Innere lag voll wüster Mauerbrocken. Die Fenster waren sämtlich zersplittert, die gotische Gewölbedecke mannigfach von Geschossen durchbrochen, die Pfeiler angeschlagen, die Orgel zertrümmert. Allerdings hatte das Bombardement selbst herausgestellt, daß der Schaden an der äußerlich so stattlichen Kirche doch kaum einen schwerwiegenden künstlerischen Verlust vorstellte, denn sie war großenteils ein billiger Scheinbau, die dicken Rundpfeiler hohle Gipszylinder um

Digitized by Google

einen viel kleinern Mauerkern, das Gewölbe ebenfalls Gips und selbst die Gurtbogen lediglich dünne Holzgerüste mit Bewurf.

Auch sonst zeigte die Stadt natürlich viele Spuren der dauernden Beschießung. Unsere Leute hausten hier schon lange größtenteils in bombensicher eingedeckten Kellern, in denen auch die Pferdeställe eingerichtet waren. Bis vor 14 Tagen war La Bassée noch von seinen Einwohnern nicht verlassen gewesen. Dann hatte es sich aber schließlich doch als unumgänglich herausgestellt, die Bevölkerung auch hier zu entfernen; einmal der unausrottbaren Kundschafterei wegen und auch im Interesse der gefährdeten Leute selbst. Man hatte nur einige wenige hierbehalten, so viel wie für die Besorgung der Wäsche und ähnliche Dienste nötig waren; die übrigen noch vorhandenen, 2000 an der Zahl, hatte man, wie ja auch anderswo hinter der Front, nach rückwärts abgeschoben. Es war ein trauriger Auszug zum Bahnhof; die Militärbehörde hatte dazu Mannschaften kommandiert, die ihnen ihre Habseligkeiten tragen halfen. Sie sind dann in und um Lille untergebracht worden und haben inzwischen den Ihrigen schon geschrieben, daß es ihnen ganz gut geht und sie schließlich nicht unzufrieden sind, aus der unheimlichen Situation heraus zu sein.

Von La Bassée aus ging es noch weiter südlich in das Gelände jenseits des Kanals, das höher gelegen ist, und dessen Boden, wie wir schon erwähnten, andere Formen der Stellungsbefestigungen ermöglicht, als in den grundwasserdurchsetzten Niederungen im Norden. Hier kann auch der unterirdische Minenkrieg angewandt werden, und zwar verwenden wir dazu gelernte Bergleute, die ganz bergmännisch organisiert sind und ihre Sache ausgezeichnet machen sollen.

Verschiedentlich besuchten wir auf unserer Fahrt die Brigade- und Divisionsstäbe der Truppen, erfuhren von deren Chefs, die ja alle selbst als Führer in den Kämpfen um Neuve-Chapelle gestanden hatten, allerlei Interessantes und vervollständigten uns dadurch das Bild der Vorgänge. Mit besonderm Vergnügen erinnere ich mich dabei der ungemein klaren Zusammenfassung der Ergebnisse der Kämpfe von seiten Sr. Exzellenz des Generals von K.... Der General betonte auch die vollkommene Sicherheit, mit der wir einer Erneuerung des englischen Durchbruchsversuchs an dieser Stelle entgegensähen. Eine Zuversicht, die nicht nur

Digitized by Google

die Führer, sondern auch die Truppen teilten. Ja diese sehnten sogar brennend eine Wiederholung der englischen Offensive herbei, um die Verhaßten noch gründlicher heimsenden zu können. „Wenn sie doch kämen!" hieß es allenthalben.

Dann ging es wieder nach Lille zurück, dessen noch einer vergangenen Fortifikationszeit entstammende Stadtumwallung wir bei golden sinkender Sonne erreichten. Auf den grünen Rasenhängen der alten Wälle tummelten sich in der lauen, weichen Frühlingsluft spielende Kinder, plaudernde Pärchen und gesetzte französische Spaziergänger, ein Gemälde idyllischsten Friedens, das als Gegensatz zur Wirklichkeit doppelt den berührte, der wie wir mitten aus den Erinnerungen der eben vergangenen Kämpfe und den gespanntesten Vorbereitungen auf neue kam.

Lille ist, wie ich bereits hervorhob, die größte von uns besetzte Stadt Frankreichs. Sie ist mit ihren 218000 Einwohnern die fünfte unter den französischen Städten überhaupt, nach Paris, Marseille, Lyon und Bordeaux. Nimmt man die nur acht Kilometer entfernte und durch Straßenbahn mit ihr verbundene Doppelstadt Roubaix-Tourcoing (123000 und 83000) noch hinzu, so steigt die Bevölkerungsziffer dieser eine große wirtschaftliche Einheit bildenden Siedlungsgruppe sogar über 400000. Und da diese Volksmasse als vorwiegend industrielle der Natur nach besonders beweglich und erregbar ist, so ist der Umstand, daß sie der Front so sehr nahe liegt — in der Richtung auf Armentières nur 9 Kilometer entfernt — von nicht geringer Bedeutung. Er erfordert eine Leitung von ebenso geschickter wie fester Hand und von steter Wachsamkeit.

Daß eine solche vorhanden ist, beweist die Tatsache, daß dieser merkwürdige Zustand nun schon seit der Besetzung Lilles am 13. Oktober 1914 besteht, und es geht ganz gut. Zuweilen kommen kleine Ungebärdigkeiten der Einwohner vor. Dann bekommen sie ihre Strafe, und es herrscht wieder Ruhe und Ordnung. So hatten sie erst unlängst einmal sich wieder bei Gelegenheit eines Gefangenentransportes durch Lille zu einigen Demonstrationen hinreißen lassen. Dafür bekam die Stadt eine Geldbuße auferlegt, und die Bürger mußten einige Wochen schon um 6 Uhr ihre Läden schließen und zu Hause bleiben. Zurzeit war das wieder aufgehoben, aber von 9 Uhr ab war auch jetzt der Straßenverkehr nur den mit besondern Erlaubnis-

Digitized by Google

scheinen des Gouvernements versehenen Personen gestattet. Auch wir bekamen einen solchen für die Tage unseres Aufenthalts, und er wurde von den überall patrouillierenden Wachen stets sorgfältig geprüft. Es machte einen wunderlichen Eindruck, eine so große Stadt schon zu so früher Stunde und bei wenn auch nicht heller, so doch vollständiger Straßenbeleuchtung — auch diese ein Mittel der Überwachung — schweigend und menschenleer daliegen zu sehen. Bei Tage dagegen herrschte ein reges Leben und Treiben in den Gassen und auf den vielen stattlichen Plätzen, die elektrischen Straßenbahnen verkehrten wie sonst, die Menge wallte auf und ab auf den Boulevards, vor den Schaufenstern, lustwandelte in den Anlagen, drängte sich um die Anschlagzettel der zahlreichen Kinotheater; umstand in dichten Gruppen die Kästen, in denen die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz und die jüngsten Verordnungen der Verwaltung ausgehängt waren.

Trotzdem trat dem Spaziergänger doch auch hier der Ausnahmezustand, in dem wir uns befinden, eigenartig genug entgegen. Nicht nur in den unter der Menge hin- und herziehenden feldgrauen Patrouillengängern, sondern auch durch die im Bilde einer lebensvollen, ihren Beschäftigungen und Belustigungen nachgehenden Großstadt so merkwürdigen Spuren der heftigen Straßenkämpfe und der Beschießungen, die mit dem Kampf um Lille verbunden gewesen sind. Wie große Wunden in einem sonst sauber gewaschenen Körper klaffen hier und da inmitten der unversehrten und vollkommen in Ordnung gehaltenen Straßenzüge plötzlich und unvermittelt die Lücken, die das Bombardement oder Feuersbrunst in die Häuserreihen gerissen hat. Zuweilen liegt nur hier und dort ein einzelnes Gebäude in Trümmern, anderswo aber sind ganze Straßenseiten und Häuserblocks Schutthaufen, aus denen geschwärzte Brandmauern und zerrissene Giebel emporstarren. Ein großes Granatloch klafft auch in der Giebelmauer des ehrwürdigen altersschwarzen Gebäudes am Markt, in dem Paul Oskar Höcker, der erfolgreiche Romandichter und Herausgeber des „Daheim“, z. Z. Hauptmann der Landwehr, die vortreffliche deutsche „Liller Kriegszeitung“ erscheinen läßt, mit ihren glänzenden Bilderbeilagen von Arnold u. a., die einer der bedeutendsten journalistischen Erfolge dieses Feldzugs geworden ist und von den Soldaten verschlungen wird.

Digitized by Google

Besonders stark ist die Vernichtung durch das Bombardement in der Nachbarschaft des modernen Prunkbaues, des Theaters. Dieser selbst ist aber vollkommen unversehrt geblieben. Man hat die Straßenoberflächen überall von dem Schutt gesäubert und die Trümmerstätten eingefriedigt, zum Wiederaufbau ist natürlich die Zeit noch nicht gekommen; und so flutet das Großstadtleben denn an diesen Zeugen des Kriegszustandes friedlich vorüber, als wäre das immer so gewesen.

Se. Königliche Hoheit der Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Oberkommandierende der Armee, die die Kämpfe um Neuve-Chapelle bestand, hatte die Freundlichkeit gehabt, uns am folgenden Abend zu sich zu Tisch zu laden. Damit wurde mir der lange und lebhaft gehegte Wunsch erfüllt, diesen hervorragenden Heerführer endlich persönlich kennen zu lernen, dem wir den größten und eindrucksvollsten unserer großen Feldschlachtensiege in den ersten berauschend schönen Tagen dieses Krieges verdanken, den Sieg vom 20. August zwischen Metz und den Vogesen und die sich daran anschließende sturmwindartige Verfolgung des Feindes nach Frankreich hinein. Den Mann, der sich als eine so scharf und eigen geprägte Persönlichkeit unter den deutschen Feldherren abhebt, so ganz die Verkörperung des prachtvollen Vorwärtsgeistes und Dreinschlagezorns unserer Bayern ist, den die Gegner schon so fürchten gelernt haben, und nicht minder ihres herrlichen deutschen Sinnes; dessen fortreißendes Temperament den sittlichen Grimm gegen England am heißesten im Herzen trägt und ihn am klassischsten zum Ausdruck gebracht hat durch seinen Armeebefehl vom 20. Oktober. Unvergeßlich wird es bleiben, wie er darin mit der Kennzeichnung des Briten als des eigentlichen Urhebers der Koalition gegen uns und des ärgsten Feindes den Nagel auf den Kopf trifft: „Zeigt ihnen das durch deutsche Hiebe von ganz besonderer Art. Hier ist das Hindernis, das der Wiederherstellung des Friedens im Wege steht. Drauf!“

Der Kronprinz bewohnt eine hübsch gelegene Villa. Wir lernten dort zuerst den Generalstabschef seiner Armee und verschiedene andere Herren des Stabes kennen; dann erschien er selbst, eine mehr als mittelgroße, schlanke und vornehme Erscheinung mit ergrautem Haar, aber sehr jugendlichen Bewegungen, und von einer so offenen und natürlichen Liebenswürdigkeit, daß man sofort sich unbefangen und heiter fühlte.

Digitized by Google

Ich hatte — aus Altersgründen — die Ehre, neben ihm zu sitzen. Das Gespräch begann aus irgendeinem zufälligen Anlaß mit einer etwas spöttischen Bemerkung seinerseits über die Ausstattung des Raumes, in dem wir uns befanden, und ich gab meiner, dem Leser bereits bekannten, Verwunderung darüber Ausdruck, daß in diesem angeblichen Lande des besten Geschmacks und des doch, wie man annehmen sollte, weit ältern Besitzes als bei uns die Wohnungen der wohlhabenden Klassen fast immer ein so parvenühaftes Gemisch von Hübschem und Scheußlichkeiten darstellten. „Sagen Sie ruhig, ein Gemisch von Scheußlichkeiten“, meinte er und stimmte meiner Meinung vollkommen zu. Indessen einige Schlösser habe er doch im Kriegsschauplatzgebiet kennen gelernt, die schön seien, und weiter im Innern Frankreichs und abseits von den Gebieten der modernen Industrie sei es besser als hier. Nachdem wir dann unsern Dank und unsere Freude zum Ausdruck gebracht hatten über das Wertvolle, was wir heute im Gebiet seiner Armee hatten sehen dürfen, kam die Rede durch Berührung der in der Liller Zitadelle befindlichen indischen Gefangenen auf Britisch-Indien, das er, wie mir bekannt war, in beträchtlicher Ausdehnung bereist hatte. Es interessierte ihn zu hören, daß ich als Begleiter unseres Deutschen Kronprinzen dort geweilt, und wir kamen auf die indische Aufstandsbewegung und ihre Aussichten zu sprechen. Was er in dieser Hinsicht für Anschauungen und Erwartungen aussprach, werde ich aus leicht begreiflichen Gründen ebensowenig hier wiedergeben, wie so vieles andere ungemein Wertvolle und Interessante, was er sonst mit vertrauensvoller Freimütigkeit äußerte. Ich kann aber sagen, daß er die indischen Verhältnisse sehr scharf und, soweit mein eigenes Urteil reicht, vollkommen richtig beobachtet hatte. Das Gespräch flatterte weiterhin, während der Tafel und noch nachher bis gegen 11 Uhr in gemeinsamem Kreise bei Zigarren und Bier, mit großer Lebendigkeit über die mannigfachsten Gegenstände: über seine sonstigen ausgedehnten Reisen, die er, wie er sagte, noch als recht armer junger Prinz, mit höchst bescheidenen Mitteln ausführen mußte und worunter er seine Durchquerung der Syrischen Wüste am meisten schätzte; über den jüngsten kriegerischen Zug mit seiner Armee durch Belgien und Frankreich; über die historische Vergeltung der Taten Frankreichs gegen uns zur Zeit Ludwigs XIV., die auch der heutige Krieg noch ebenso bedeute,

Digitized by Google

wie schon der von 1870 es getan; über interessante Wanderungen, die vor einigen Jahrhunderten einer seiner Verwandten aus dem Heidelberger Pfalzgrafenhause durch Frankreich ausgeführt und worüber er Aufzeichnungen und Skizzen, insbesondere von Festungen Nordfrankreichs, hinterlassen habe, die noch heute Fingerzeige geben könnten; über die ländliche Bevölkerung der Umgegend von Lille, die in ihrem Fleiß, ihrem Ordnungssinn, ihrer Sauberkeit so ganz unfranzösisch sei, ihrer Art nach ja überhaupt noch ganz flämisch, während er sich aus einer ältern Urkunde, die er jüngst in der Hand gehabt, überzeugt habe, daß in Lille selbst sich schon in früher Zeit unter den Schöffen ein Teil französischer Namen gefunden habe; über die Frage der Wiederherausgabe Lilles nach dem Kriege und die Aussichten eines künftigen Verhältnisses zu der Bevölkerung dieses Landes hier und noch vieles andere. In allem offenbarte sich ein höchst reger und vielseitiger Geist, ein, namentlich auf dem historischen Gebiet, nicht gewöhnliches Wissen und ein bestimmtes und nüchternes Urteil. Und vor allem in seiner ganzen innern Stellung, sowohl gegenüber der gegenwärtigen Lage wie gegenüber der Historie, ein ganz und gar deutsches Herz.

Für mich war es eine fast künstlerische Steigerung und Abrundung der Eindrücke dieses bedeutsamen Tages, an dem ich draußen mit den Kämpfern von Neuve-Chapelle gesprochen hatte, vom einfachsten im Feuer und Schlamm gestandenen Musketier und Pionier bis zu den obersten anfeuernden und leitenden Führern hinauf, nun an seinem Schluß auch bei dem Höchstkommandierenden der ganzen Armee weilen zu dürfen, die diesen Kampf zu führen gehabt hatte, und dort in einer Person zusammengefaßt den Geist wiederzufinden, in dem er geführt wurde.

Digitized by Google

Zwanzigstes Kapitel.

St.-Quentin.

7. Mai 1915.

Langsam verhallen die letzten Schläge des abziehenden Frühlingsgewitters. Durch die wiedergeöffnete Glastür dringt in die Schwüle meines Zimmers mit dem neuen Sonnenschein ein köstlicher Strom von Duft und Frische, der nicht nur die eigene Brust in Lenzwonne dehnt, sondern auch alles ringsum, selbst den stummen Hausrat, mit einem heimlichen Leben zu erfüllen scheint. Von selbst bewegt sich der schwungvoll geraffte Himmel über meinem riesigen französischen Mahagonibett, an dessen Rückwand, wie meist hier, ein kleines Kruzifix befestigt ist. Das ungelenk gemachte, doch gar nicht üble Pastellbildnis der alten Dame zur Seite in der Tracht der Großmütter der sechziger Jahre und dem Charakter streng bürgerlicher Respektabilität, wie er sich für ein Familienporträt in der „Provinz" gebührt, bekommt mit einem Mal eine Nuance! Eine Nuance, die den Erben des braven Malermeisters von damals eigentlich noch jetzt das Honorar kosten sollte. Den schmalen Mund umspielt ein ganz leises Mona-Lisa-Lächeln, und die scharfen und klugen Augen zwischen den Altersfältchen schauen unverkennbar ironisch hinüber zu dem Gegenstück, dem alten Herrn mit steifgebundener Halsschleife und schwarzem Käppchen auf dem Schädel. — Doch was weiß ich von euch beiden und eurem Leben, die ihr als Gegenstände mir unbekannter Verehrung in meinem Zimmer hängt, und was werde ich je davon erfahren? Nichts. Ich weiß nicht, wer in dem Bett geschlummert hat, in dem ich schlafe, wer allmorgendlich in den Spiegel gelächelt hat, vor dem ich mich wasche, wer allein oder zu zweien durch die Gänge

Digitized by Google

des Gartens zu wandeln pflegte, auf die ich aus meinem Fenster hinabschaue. All die Möbel, Bilder, Blumenvasen, all das Geschirr, die Geräte sind noch da, ja die Leibwäsche, Damenkleider, Federhüte, Kinderspielzeug und anderes, aus dem das äußere Gerüst dieser kleinen Welt sich aufbaute, liegen und hängen noch in den Schränken, aber das warme Leben, das so tausendfältig mit ihnen verknüpft gewesen und ein organisches Ganzes aus ihnen schuf, ist fort, keine Brücke führt von ihm zu mir; eine leere Schale ist übriggeblieben, in der ich, den unerbittlichen Notwendigkeiten des Krieges folgend, hause wie der Einsiedlerkrebs in der fremden verlassenen Muschel.

Ich wohne zurzeit für einige Tage in einem Privatquartier der Provinzialstadt St.-Quentin. Die Eigentümer sind hier nicht ganz geflüchtet, wie bei unserm dauernden Heim im Großen Hauptquartier; sie bewohnen noch das untere Stockwerk und müssen nur dem Einquartierungsamt einige Zimmer bereithalten, die dieses unter Übersendung eines Quartierzettels und gegen Anweisung einer bestimmten Bezahlung belegt. Jedoch auch in solchem Falle ist das Fremdheitsgefühl kaum anders. Denn man tritt zu den Eigentümern der Wohnung doch sehr selten in ein Verhältnis, das über die äußern Höflichkeitsformen hinausgeht. Diese werden in der Regel von beiden Seiten durchaus gewahrt, aber eine Behaglichkeit des Verkehrs, wie sie, den Streit der Völker im engen Kreise des häuslichen Quartiers ausschaltend, 1870/71 so häufig vorgekommen zu sein scheint, ist mir hier noch nicht bekannt geworden. Viel tiefer als damals ist heute unzweifelhaft die Gegnerschaft der Herzen.

Das zweistöckige Haus liegt im Innersten der Stadt, in der Rue du Gouvernement; nach außen wohlhabend, respektabel und ziemlich nichtssagend. Nach hinten hinaus birgt es ein Wunder, ein Märchen! Dort hat es einen mäßig großen Garten, der sich unmittelbar an die Chorseite der großen Kathedrale von St.-Quentin anschließt. Der Baedeker von Nordostfrankreich sagt von dieser Kirche, daß sie sehr merkwürdig sei, aber „malheureusement engagée dans des maisons". Das ist richtig, daß man die Kirche nicht unmittelbar umwandern kann; großenteils ist sie von privaten Höfen und Gärten umschlossen. Alle guten Genien der Schönheit mögen sie aber davor bewahren, daß man sie eines Tages einmal „freilegt". Man würde etwas schaffen, was ungefähr

Digitized by Google

so auch anderswo zu sehen, und etwas zerstören, was von einziger Poesie ist.

Ich trete hinaus auf den breiten Altan, der in den Garten vorspringt. Lichter Goldregen und Flieder, hohe, noch laublose Akazien, deren Stämme und Äste aber uralter Epheu dicht umkleidet, und hochwipflige Kastanien schaffen ein Blätterdickicht, das gegen den Hintergrund zu fast nächtige Schatten auf die Kieswege wirft. Aus diesem Nachtdunkel wachsen zwischen dem Gebüsch und Geäst die Formen des alten Dombaus empor. Zuerst achteckige Kapellen mit Spitzbogenfenstern; darüber, zurückweichend, eine zweite Reihe solcher. Zwischen und über ihnen schießen die schlanken Strebepfeiler auf, die den Wänden der eigentlichen Kirche gegen den Innendruck Halt geben sollen. Schwibbogen spannen sich wie luftige Brücken von ihnen frei hinüber zum Gemäuer, mehrere übereinander; unten einfach, oben zierlich gedoppelt und die oberen von den unteren durch graziöse Spitzbogenreihen getragen. Sie lösen sich in der Perspektive ab, unterbrechen sich, überschneiden sich in einem unerschöpflich reizvollen Linienspiel. Immer reicher wird gegen oben die Gliederung: phantastische Rosen in krausen gotischen Formen gliedern die Flächen der riesigen Fenster mit ihrem alten bleigefaßten Glase, dessen blindes Grau nichts von der zauberischen farbigen Dämmerung verrät, die sie in das Innere der Kirche schicken. Gekehlte Simse, Nischen und Erkertürmchen, Konsolen mit großen Figuren von Königen und Heiligen schmücken die obersten Mauerteile, die schon so weit von uns entfernt sind, daß der feine Silberduft der Lufttönung sie umschleiert. Darüber steigt dann das massige Dach in den strahlenden Äther empor, das mit seinen Luken und schwindelnden Gittergängen in dem lösenden Licht dort oben doch so schwebend leicht aussieht. Wundervoller Edelrost des Alters liegt über allem: Moos überzieht das stark verwitterte Gestein, gelbe Büschel von Goldlack und Mauerpfeffer nicken aus den mannigfachen Fugen, und mit dem Glas erkenne ich, wie die mittelalterlich steif geformten Könige und Heiligen dort oben vor Alter kaum noch Gesichter haben. Scharen von Dohlen nisten im Maßwerk, sie flattern um die Gesimse und setzen sich den Königen und Heiligen auf Hand und Schulter, wie gehorsame Jagdfalken oder zu geheimer Zwiesprache wie die Odinsraben. So erscheint das gewaltige

Digitized by Google

Ganze wie ein Gebilde der Natur selbst, im Laufe der Jahrhunderte mit ihr durch Sturm und Sonnenschein zu einer Einheit innig verwachsen.

Was müssen das für merkwürdige Menschen werden können, die als Kinder in diesem Garten aufblühen, im Angesicht dieses großen, wunderbaren Kunstwerks. Die es empfinden wie eine heimliche Herrlichkeit, die ihnen ganz allein gehört, und die in ihrer Kinderphantasie und ihren Knabenträumen mit ihm eins werden wie Quasimodo und seine Notre-Dame. Oder die sich nach des Lebens Stürmen hier selig vor der Welt ohne Haß verschließen. Schon auf mich übt es in den wenigen Tagen, die ich hier weile, einen Zauber aus, der sich täglich vertieft. Gleich einer einzigen prangenden Symphonie baut es sich auf. Ähnlich wie sich im Vorspiel zum „Rheingold“ aus dunkeln Tiefen dämmernd, geheimnisvoll, das grundlegende Motiv emporringt, wie es klarer und klarer, immer energischer, reicher, heller sich entfaltet, bis zu sieghaftem Strahlenglanz, so erhebt sich der Bau aus dem Schattendunkel, immer höher, immer mannigfaltiger, immer glänzender, zu verwirrendem Reichtum, zu überwältigender Großartigkeit, zu jauchzendem Spiel; und doch in jeder Einzelheit streng musikalisch ein Grundthema, die gotische Linie, variierend. Vor allem heute, wo diese Symphonie getragen ist von der blendenden Instrumentation der Maienblüte, der wechselnden Sonnenlichter, der Strahlenfülle des Frühlingsäthers!

So schaut es jetzt aus. Wie ganz anders noch vor einer halben Stunde, wo das Gewitter alles rings in Nacht getaucht hatte, wo die Schatten des Gartendunkels hinaufgekrochen schienen bis zu den obersten Simsen, und es aussah, als ob der blauschwarze Himmel wie ein schwerer Block auf dem Dachfirst selber lastete. Bei jedem Donnerkrach flogen die Dohlen gleich Blättern, die ein Windstoß emporjagt, um die alten Heiligenbilder, und im Schein des Blitzes erschien für Augenblicke das Gewirr der Pfeiler, Schwibbogen unverständlich und groß, wie ein Geisterpalast. Gießbäche stürzten aus den Wasserspeiern, Regenböen fegten das bemooste Gemäuer, die hohen Wipfel rauschten und bewegten sich. Es war, als seien alle Geister des Heidentums wieder lebendig geworden und tobten noch einmal zornmütig um den alten Bau, der einst als Trutzburg gegen sie errichtet worden ist.

Digitized by Google

Und wieder ganz anders ist es in allererster Morgenfrühe. Dann steht alles so heilig still: die bronzenen Wölbungen der dichten Wipfel, die Blütentrauben des Goldregens, die weißen und roten Kerzen der Kastanien, die die Erinnerung des Christfestes in die Pfingstahnung der Gegenwart hineintragen. Die Natur selbst scheint den Atem anzuhalten, um das Wunder des allmählich aufblühenden Lichtes recht zu empfinden. Dann schwebt das schöne Bauwerk dort hinten fein, blaß, noch unkörperlich, wie ein Bild, wie ein in zartesten Farben gemalter Hintergrund, unter dem Himmel, den rosig angeflogene Wölkchen tupfen. Und nur die Amsel singt und singt und singt!

— — — Und das soll nun Kriegsberichterstattung sein? — Ja, lieber Leser, überschlag es, wenn du willst. Ich kann nicht immer nur in Blut und Grausen wühlen. Ich versprach zu Anfang meiner Berichterstattung, das ganz persönliche äußere und innere Erleben wiederzugeben, das mir die Teilnahme an dieser großen Zeit bescheren würde. Und dazu gehört auch dies. Und damit leihe ich auch einem allgemeinen und wichtigen Erleben aller hier draußen Worte. Wir sind Menschen, und wie der Mensch den Schlummer zur Lösung von der Anspannung des Tages braucht, so bedürfen wir auch hier von Zeit zu Zeit einer innern Lösung von der Beschäftigung mit dem Krieg, und jeder sucht sie als ein Mittel der seelischen Gesunderhaltung. Wenn ich solchen Gedanken und Empfindungen wie in diesem Kapitel Raum gebe, und wenn ich von Lenz, von Sonne und von Schönheit rede, so ist das nur ein Beispiel dafür, wie es jeder hier macht, jeder auf seine Weise. Wohl wissen wir es alle und denken jeden Augenblick daran, daß in dieser Stunde gerade da und dort die Kanonen krachen und das Blut unserer Brüder den frischgrünen Rasen färbt. Aber darum läßt es sich doch keiner von uns nehmen, tiefatmend und mit einer Wonne, mit einer Bewußtheit, wie wir sie in Friedenszeiten nicht immer kennen, die unsägliche Herrlichkeit zu empfinden, mit der in diesem Jahre der Frühling übers Land kommt. Und wie man mitten in dem fürchterlichsten „Trommelfeuer" der schweren Feldartillerie, wenn es plötzlich einmal schweigt, zu seinem Erstaunen am Himmel die Lerchen singen hört, so klingt es und jauchzt es in unserm Herzen inmitten all des Kriegsgedenkens:

Digitized by Google

„Es blüht das fernste, tiefste Tal,
Nun, armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich alles, alles wenden!“

In den jüngst vergangenen Nächten hatte ich in meiner Behausung im Großen Hauptquartier das Fenster meines Zimmers offen und schlief lange nicht ein, denn aus weiter Ferne klang, wie fast immer, leiser Kanonendonner herüber, und dazu sang im Garten eine Nachtigall, unermüdlich, zauberisch, in überquellender Lebens- und Liebesfülle. Das ist das Symbol unseres innern Erlebens in diesen Tagen, das beides, nicht der Kanonendonner allein!

Ich weile hier in St.-Quentin bei der Armee von Bülow. Es war die einzige der großen Armeen des westlichen Kriegsschauplatzes, die ich bisher noch nicht kennen gelernt hatte, und so erbat ich mir bei der üblichen Verteilung an die Front diesmal diesen Abschnitt, um einen weitern Einblick in den lebendigen Organismus jener größten Einheiten zu tun, aus denen sich das deutsche Heer zusammensetzt, und die sich in der Ruhe des Stellungskampfes ganz wie eine Art kleiner kriegerischer Staatsgebilde entwickeln und verwalten.

St.-Quentin ist Vorort des Arrondissements der Aisne und mit vor dem Krieg etwa 56000 Einwohnern die größte Stadt des gleichnamigen Departements. Unsere Leute sprechen auch diesen Ort, wie alle, mit durchaus deutscher Lautung und Betonung aus; also, um es wieder durch einen Reim zu verdeutlichen: man nennt ihn — Sankt Quentin. Das ist auch unter den Offizieren allgemein üblich geworden. Die Stadt war ein lebensvoller Ort, mit Fabriken von berühmten Woll- und Baumwollwaren, Schals, Stickereien, mit allerlei andern Werkstätten und Zuckerfabriken. Außerdem das Zentrum eines großen Industriebezirks der Umgebung. Und sie hat in diesem Kriege, trotz der heftigen Gefechte darin und in der Umgebung, soweit ich gesehen habe, baulich gar nicht gelitten; die Einwohner sind weniger als anderswo geflüchtet, und die Lage ziemlich weit hinter der Front hat sie auch weiterhin vor den Wechselfällen des Krieges mehr als viele andere geschützt. So ist sie unter den französischen Städten, die wir besitzen, eine derjenigen, die das meiste einheimisch französische Leben bewahrt. Die Erinnerungen

Digitized by Google

einer interessanten alten, neuern und neuesten Geschichte, hübsche Bauten, bemerkenswerte Kriegseinrichtungen verschiedener Art kommen hinzu, um St.-Quentin zu einem kleinen Brennspiegel für den merkwürdigen Zustand der Okkupation zu machen, bei der deutsches und französisches Wesen und Krieg und Frieden sich miteinander mischen.

St.-Quentin sieht auf eine ungefähr zweitausendjährige Geschichte zurück. Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hieß es Augusta Veromanduorum und war die Hauptstadt für eine gallische Völkerschaft, später Vorort der Grafschaft Vermandois. Die Gelehrsamkeit des Kollegen Scheuermann von der „Deutschen Tageszeitung", der mit mir hier ist, macht mich bei einem Spaziergang darauf aufmerksam, wie das an den Ecken abgerundete Straßenviereck im Herzen des Stadtplans noch heut den Grundriß eines alten Römerlagers widerspiegele. Im 9. Jahrhundert wurde sie auf den Namen des Heiligen, der ihre Bevölkerung getauft hatte, selbst umgetauft. Den alten Namen der Veromanduren bewahrt noch heut der etwa 10 Kilometer westlich von St.-Quentin gelegene kleine Flecken Vermand. Es ist eine wohltuende Entspannung, auch einmal solchen Dingen nachzugehen und von ihnen zu plaudern.

Im Innern des alten Stadtkerns erhebt sich seit dem 12. Jahrhundert die gotische Kathedrale, zu deren Betrachtung man immer wieder zurückkehrt und deren Schilderung man sich erst ganz vom Herzen geschrieben haben muß, ehe man sich zu dem andern wenden kann.

Sie hat überhaupt keinen Turm. Einzig in der Mitte des Daches über dem Kreuzgewölbe erhebt sich als Dachreiter ein wunderliches Gebilde wie ein großer Knopf, den das Barock hinzugefügt hat. So ungotisch wie nur möglich, denn es stammt sichtlich aus der Zeit der Chinoiserien; wer mit chinesischer Kunst etwas vertraut ist, erkennt sogleich in den gewundenen Linien, die sich an ihm hinaufschlängeln, die Form der chinesischen Drachen wieder, wie sie z. B. die bekannten Pekinger astronomischen Bronzeinstrumente haben. Den alten Unterbau des eigentlichen Turms hat man in der Zeit, als der religiöse Geist des Mittelalters, der überall diese riesigen Gotteshäuser baute, verflüchtigt war und alle Aussicht schwand, den ursprünglichen Plan zu vollenden, zur Höhe des übrigen Gebäudes emporgeführt und mit dem gemeinsamen Dach bedeckt. Die Kirche erhielt dadurch etwas sehr Ungefüges. Auf dem höchsten

Digitized by Google

Punkt der Hügelwelle, an dem über der Somme sich die Stadt emporbaut, liegt sie, von weitem gesehen, wie ein ungeheurer, grauer, mißgestalteter Klotz über der flachen Häusermasse. Aber wenn man öfter von seinen Fahrten nach St.-Quentin zurückkehrt und immer von neuem schon aus weiter Ferne diesen merkwürdigen Anblick hat, so prägt sich einem diese beherrschende Wucht doch als etwas Großartiges unwiderstehlich ein. Man erstaunt über die Kühnheit und Kraft der mittelalterlichen Stadtgemeinden, die solche Riesentempel entwarfen und in jahrhundertelanger zäher Arbeit emporwölbten. Denn viel weniger, als meist geglaubt wird, sind ja alle diese Dome eigentlich mit den Mitteln der Kirche und rein in ihrem Dienst entstanden; sie sind oft vielmehr Denkmäler lokalpatriotischen Ehrgeizes und eines städtischen Bürgerselbstgefühls, das sich oft genug um dieselbe Zeit in heftigem Kampf die Unabhängigkeit von der kirchlichen Verwaltung errang. Auch St.-Quentin gewann, wie andere Städte jener Gegenden, um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts den Übergang zur selbständigen Stadtgemeinde, und das Denkmal des Stolzes jener Zeit ist dann die Kirche der Stadt geworden.

Ein anderes Denkmal aus St.-Quentins früherer Glanzzeit ist das um 1500 entstandene zierliche Hôtel de Ville auf dem Marktplatz, in Stil und Reichtum den verwandten Prunkbauten der flandrischen Städte ähnlich. Augenblicklich dient es als deutsche Wache, und unter den Bogen der gotischen Galerie sitzen unsere Feldgrauen bei ihren Gewehrpyramiden. Davor, mitten auf dem belebten Marktplatz, auf dem mittags Militärmusik ist, erinnert ein großes modernes Denkmal aus Stein und Bronze an die Verteidigung von St.-Quentin vom 2. bis 27. August 1557 gegen die vereinigten Spanier und Engländer der Armee Philipps II. durch den Admiral Coligny. Am 10. August fand die Schlacht bei St.-Quentin gegen die Entsetzungsarmee Heinrichs II. statt, eine der berühmten Schlachten der Weltgeschichte, obgleich darin im ganzen nur etwa 20000 Franzosen von 47000 Spaniern und Engländern besiegt wurden. Philipp II. hat zu Ehren dieses Sieges in Spanien das Riesenschloß Escorial gebaut. Coligny verteidigte nach der Schlacht die schlecht befestigte Stadt unter tätiger Mitwirkung der Bürger noch bis zum 27. August. Dann wurde sie genommen und die Einwohner, nachdem

Digitized by Google

der Ort geplündert und zur Hälfte verbrannt war, ausgetrieben. Das 1896 errichtete Denkmal stellt mit einer Menge lebhaft und leidenschaftlich bewegter Figuren die eifrige Mithilfe der Einwohnerschaft auf den Wällen St.-Quentins dar und trägt die stolze Aufschrift: Civis murus erat.

Es ist ganz erstaunlich, was für eine Masse Denkmäler seiner — Niederlagen Frankreich besitzt. Sie sind geradezu eine Spezialität der Franzosen. Und sie verstehen es meisterlich, ihre Unsiege so pathetisch zu verherrlichen, daß sie auch diese zu Quellen ihres nationalen Stolzes umschaffen. Schon das älteste poetische Denkmal der französischen Literatur, das Rolandslied, ist ja eine solche Glorifizierung einer Niederlage, der Vernichtung der Nachhut Karls des Großen in den Pyrenäen. Ich blättere eben gerade in der großen, von Alfred de Neuville illustrierten Histoire de France von Guizot, aus der ich einige der obigen geschichtlichen Angaben entnommen habe, und sehe dort die Darstellung der Unterwerfung des Vercingetorix unter Cäsar. Vercingetorix vollzieht sie mit einer so großartigen Gebärde, daß er dem Beschauer des Bildes im Grunde eigentlich doch als der Sieger erscheint. Viele von diesen französischen Niederlagedenkmälern sind unleugbar sehr schön. Ich denke z. B. an den schwungvollen sterbenden Adler auf dem Schlachtfelde von Waterloo und an das ernstfeierliche Monument von Mars-la-Tour. Viele aber, wie sie besonders nach dem 70er Kriege in so zahllosen Städten Frankreichs entstanden, sind auch schlimme Klischees.

Gerade St.-Quentins Name ist auch weiterhin mit französischen Niederlagen verknüpft. Am 19. Januar 1871 zertrümmerte Goeben in der Schlacht von St.-Quentin die französische Nordarmee unter Faidherbe. Den Maßstäben nach war diese Schlacht von St.-Quentin der frühern ziemlich ähnlich, nur daß die Minderzahl hier auf seiten des Siegers lag: 32600 Deutsche fochten gegenüber 40000 Franzosen. Und nun hat auch der gegenwärtige Krieg den Gegnern wieder neue Unsiege von St.-Quentin gebracht. Zwei große Ereignisse in der Zeit des Bewegungskrieges sind dicht hintereinander in der Umgegend St.-Quentins geschehen, in jenen Tagen des ausgehenden Augusts, wo die Siegesnachrichten der größten Art fast atemlos einander folgten und ihrer so viele waren und unsere Heere sich in einem so gewaltsamen Vorstürmen zu immer neuen Taten befanden, daß die Eindrücke sich verdrängten und,

Digitized by Google



Blick aus dem Garten auf die Kirche zu St.-Quentin.
(Vgl. Seite 298.)



Landwirtschaftsdenkmal in St.-Quentin.
(Vgl. Seite 307.)

Digitized by Google



Phot.: Pietsch.

Jeanne d'Arc in der Kathedrale zu St.-Quentin.



Der „kleine Krupp" in B.

(Vgl. Seite 310 f.)

Digitized by Google

obwohl es sich um Heeresmassen dabei handelt, die die Verhältnisse der frühern Schlachten von St.-Quentin gänzlich in den Schatten stellen, niemand damals Zeit fand, ihre Einzelheiten zu beachten. Am 28. August veröffentlichte unsere Heeresleitung die kurze Nachricht: „Die englische Armee, der sich drei französische Territorialdivisionen angeschlossen haben, ist nördlich St.-Quentin vollständig geschlagen und befindet sich im Rückzug über St.-Quentin. Mehrere tausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie sind in unsere Hände gefallen." Und bereits am 31. August heißt es wieder in Steins lapidarer Sprache: „Die Armee des Generaloberstten von Bülow hat eine französische Armee bei St.-Quentin vollständig geschlagen, nachdem sie im Vormarsch bereits ein englisches Infanteriebataillon gefangengenommen hatte."

Wie diese beiden Ereignisse sich eigentlich vollzogen haben, das wird erst später die Kriegsgeschichte uns vollkommen kennen lehren. Ich konnte selbst hier an Ort und Stelle bei den Herren der Bülowschen Armee, die seither z. T. gewechselt hatten, wenig Eingehendes über den Gang der Gefechte wie über ihren Ort erfahren, der sich ja auch wie bei allen Schlachten dieses Krieges auf die Breite ganzer Landschaften ausdehnte. Nach allem scheint es sich eigentlich weniger um strategisch einheitlich abgeschlossene Kampfdramen gehandelt zu haben, als daß die Kämpfe gewissermaßen untrennbare Teilhandlungen des großen wilden Vorwärtsdrängens unserer Heere überhaupt waren, gleichsam nur besondere Wogen der ungeheuern allgemeinen Sturmflut des deutschen Angriffs, der über Belgien und Frankreich daherraste. Hier und da und dort stürzten sich dabei die verschiedenen Teile unserer herandringenden Armeen auf die ihnen entgegentretenden Heeresteile des Feindes und warfen sie in unwiderstehlichem Ansturm zu Boden.

Heut ist St.-Quentin eines unserer großen militärischen Zentren in Frankreich. Nicht nur in der Menge von Soldaten aller möglichen Art tritt uns das entgegen, sondern auch in einer Fülle von mustergültigen Einrichtungen.

Ich besuchte unter anderem das Kriegslazarett, das in dem sogenannten Palais de Fervaques eingerichtet ist. Dieses großzügige, prunkvolle, moderne Bauwerk mit zwei vorspringenden Flügeln und einer großen wirkungsvollen Freitreppe, das einzige, das im von ferne

Digitized by Google

gesehenen Stadtbilde, über die Dächer emporragend, sich neben dem Kathedralenbau Beachtung erzwingt, enthält den Justizpalast, die Stadtbibliothek und im Hauptbau einen riesigen Festsaal, der zugleich eine Art städtischer Bildergalerie ist. Heute sitzen auf der Plattform der Freitreppe im Frühlingssonnenschein behaglich unsere Genesenden, den Kopf oder den Arm in der Binde, die Pfeife im Mund. In der Eingangshalle ist ein Altaraufbau geschaffen worden zum Gottesdienst für die Kranken. Der hohe lichte Festsaal ist ganz mit Betten besetzt, deren Blütensauberkeit durch die Helle des Ganzen besonders deutlich wird. Ein sonderbares Bild, in diesem glänzenden Festraum der Franzosen die langen Reihen der Lagerstätten. Bleiche, junge Gesichter darin. Die Schwestern eilen leise von einem zum andern. Hier und dort wandern auf Krücken oder mit Verbänden aller Art die schon der Heilung Entgegengehenden herum oder lesen, spielen und plaudern. Rings an den Wänden leuchten große, farbenreiche Gemälde, meist aus dem vorigen Jahrhundert und voll von üppigen nackten Göttinnen und Nymphen. An der einen Schmalwand prangt ein Kolossalbild des von den Furien verfolgten Orestes im Stil der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Gegenüber ein noch größeres, ganz modernes in Freilichtmanier, das die vorhin erwähnte Plünderung und Austreibung der Bürger von St.-Quentin durch die Spanier und Engländer im Jahre 1557 darstellt; eine Malerei von Tattegrain, brutal und künstlerisch unerfreulich. Man erkennt den Marktplatz und das noch heute vorhandene Rathaus; rings flammen die Häuser und stürzen die Giebel; Reiterscharen treiben inmitten des Platzes die schreienden Frauen mit ihren Kindern zusammen, deren Väter dazwischen erschlagen auf dem Pflaster liegen. Schauerliche Szenen: Raub, Mord und Vergewaltigung spielen sich an allen Ecken und Enden des Bildes ab, und zur Seite steht eine Anzahl prunkvoll gekleideter Stutzer mit geputzten Frauenzimmern, die, höhnisch lachend, das Schauspiel mit ansehen. Eine hält einen großen Sack offen, in den die abgerissenen Ohrringe hineingetan werden.

Für die Garnison von St.-Quentin überhaupt und für die vorübergehend die Stadt berührenden Soldaten sind mehrere deutsche Wirtschaften eröffnet. Die bekannte hannoversche Firma Kasten hat eine Weinstube am Markt und einen Gasthof am Bahnhof eingerichtet, etwas,

Digitized by Google

das insbesondere für die auf Urlaub aus den Schützengräben vorm Feinde in die Stadt kommenden Offiziere sehr angenehm ist. Sehr hübsch ist ein Soldatenheim, das man unweit der Kathedrale in einem geräumigen, von den Besitzern verlassenen Hause eingerichtet hat. Die Leute finden dort in saubern, lichten Räumen mit Zeitungen und Zeitschriften eine Leihbibliothek — die, wie alle gleichartigen Einrichtungen hier im Felde, ein besonders schönes Feld für heimische Liebesgabentätigkeit wäre! —, ein Schreibzimmer, allerlei Spiele; sie können zu billigen Preisen Tee, Kaffee, Bier, Brötchen bekommen, haben einen mit Tischen und Stühlen besetzten Garten zur Verfügung, der in diesen Tagen gerade in einer überschäumenden Blüte von blauem Flieder stand, und fast alle Abende werden ihnen gemeinverständliche Vorträge gehalten über vaterländische, historische, geographische und wissenschaftliche Themas, zum Teil mit Lichtbildern. Auch einen Kinematographen hat die Armeeleitung neuerdings eingerichtet, mit patriotischen, aber auch rein unterhaltenden Films. So wird alles getan, um dem Soldaten das Fernsein von der Heimat zu erleichtern, ihm in guter Form Anregung zu geben und so ihn abzuhalten, schlimmere Lokale und Vergnügungen aufzusuchen.

Die landschaftliche Umgebung St.-Quentins ist ziemlich einförmig, die Stadt selbst aber besitzt hübsche Anlagen in den sogenannten Champs Élysées, einem ausgedehnten Promenadenwäldchen mit anschließendem, sehr schönem Ziergarten. In ihnen ein unstreitig sehr wirkungsvolles, unmittelbar vor dem Krieg erst enthülltes großes Sandsteindenkmal, das mit allerlei Tieren und Figuren die Landwirtschaft der Gegend feiert. Sie hat ferner ein besonderes Museum von erheblicher künstlerischer Bedeutung, das Musée Lécuyer, so genannt nach dem Eigentümer des hübschen, vornehmen Privathauses, das er der Stadt zu diesem Zweck geschenkt hat. Das Museum enthält unter andern verschiedenwertigen Kunstgegenständen, darunter sehr guten altrömischen Gläsern, vor allem eine Sammlung von 85 Pastellporträts des berühmten Hofmalers Ludwigs XV., Quentin de La Tour, eines Sohnes der Stadt, der auch ein Denkmal neben der Kathedrale besitzt und am Hofe seinerzeit eine so außerordentlich berühmte Persönlichkeit war, daß er es wagen konnte, dem König selbst zu bedeuten, er möge das Zimmer verlassen, weil er sonst das

Digitized by Google

Porträt der Pompadour, an dem er arbeitete, nicht vollenden könne. In geistsprühender Auffassung finden wir dort Bildnisse der berühmtesten Zeitgenossen des Malers, von Voltaire, Rousseau, d'Alembert, der Pompadour u. a. m., die nur alle ohne Ausnahme eine gewisse Art eines suffisanten Lächelns haben, das in der Gesamtheit fatal wirkt. Ich sagte dem führenden Diener, einem netten, alten Franzosen, ich würde mir, wenn ich wählen könnte, nur ein einziges Bildchen mitnehmen mögen: ein junges kapriziöses Frauengesicht von langem Schnitt und bezauberndem Inkarnat, mit einem sehr schlanken Hals und wunderbaren, braunen Augen von außerordentlichem Leben. Mlle. Fel war das Porträt betitelt. „Monsieur a bon goût“, sagte der Alte mit französischer Gewandtheit lächelnd, „c'était l'amante du peintre.“ Unsere Heeresverwaltung benutzt jetzt die gesicherten und beaufsichtigten Räume des Museums dazu, um wertvolle Kunstschätze aus dem Armeebereich, die sonst vielleicht leiden könnten, hierher bringen zu lassen und für die Besitzer aufzubewahren. So war jüngst ein Glasschrank mit chinesischen Vasen aus einem mit Einquartierung belegten Schlosse hier aufgestellt; ein großes Gemälde von Wert war soeben aus einem andern in einer Kiste angekommen und der Obhut des französischen Konservators übergeben worden.

* * *

Soviel von St.-Quentin. Wie innig sich Frieden und Krieg hier durchdringen, selbst in meinem Quartier; wie die Mahnung des letztern sinnenfällig über die Mauern meines Märchengartens herüberdringt, das merke ich soeben recht. Drunten im Garten spielen jetzt die zwei kleinen, flandrisch-blondhaarigen Mädchen der Familie, die das Haus mit uns bewohnt, mit der wir aber außer höflichem Guten Tag und Guten Weg kaum eine Gemeinschaft haben. Der Vater ist drüben im Krieg, und im Kinderwägelchen liegt ein drittes Kind, das er noch gar nicht gesehen hat. Vorwurfsvoll hat uns dies letztere die Mutter gesagt, und wir haben ihr geantwortet, daß wir ihren Schmerz wohl verstehen könnten, zumal, da es zahllosen Müttern und Vätern bei uns ebenso ergehe. Der alte hagere, anscheinend taube Großvater, der im schwarzen Jäckchen täglich stundenlang in seinem Garten bastelt, kennt

Digitized by Google

uns überhaupt nicht und scheint es nicht gern zu sehen, wenn wir uns mit den kleinen Enkelinnen beschäftigen. Diese aber sind ganz anders. Mit einigen lustigen Fragen und mit Schokoladentafeln haben wir Freundschaft geschlossen. Sie lachen hinauf, zeigen uns ihre, ganz wie in Deutschland zerstrummelten Puppen und spielen Guckguck mit uns um die Hausecke. — Mit einem Male klingt in das Flöten der Amsel ein ferner, dumpfer Ton. Ein Ton, wie ihn die Welt vor kurzem überhaupt nicht gekannt hat, wie wir ihn jetzt aber alle nur zu gut kennen. Ein Ton, dunkel wie ein dumpfes Donnern, aber doch wieder ganz anders: hart, nervös, drohend. Er kommt rasch heran, wird so laut, daß er den ganzen stillen Garten mit Dröhnen erfüllt, dann entfernt er sich wieder und kommt wieder näher: er klingt bald von hier und bald von dort, und klingt unheimlich, unnatürlich und gefährlich. Aus dem Haus unten kommt das Kindermädchen und holt die beiden Kinder herein. Und jetzt ein rasches, gewaltsames Crescendo des Brausens über uns — plötzlich gleitet ein schneller großer Schatten über die besonnte Fläche des Altans und über den Tisch, an dem ich schreibe — der Schatten eines Fliegers ist es, der oben kreist!

Schon die Art des Geräuschs der Motoren hatte es dem Kundigen in der Nähe wahrscheinlich gemacht, daß es ein deutscher war. Jetzt erkannte ich ihn als solchen. Immerhin war das doch eine Beruhigung, denn auch die feindlichen Flieger kommen bis hierher, und man sieht sie nicht eben gern über seinem Haupte. Nur ein paar Sekunden schwebt er in dem glänzenden Ausschnitt des Himmels, den ich über unserm Garten sehe; dann verschwindet er hoch über dem Dach der alten Kathedrale.

Digitized by Google

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der kleine Krupp in B....

Unter den deutschen Einrichtungen in B.... war die interessanteste die Artilleriewerkstatt der Armee. Man hatte sie zu schaffen begonnen am 4. Oktober mit einem Stamm von 53 Arbeitern aus der Spandauer Geschützgießerei. Heut wurden etwa 260 Arbeiter beschäftigt. Benutzt wurden dazu die Räume und Maschinen einer Fabrik. Man fand sie greulich verschmutzt, alles klapperig und unordentlich, wie immer in Frankreich. Ich sah den aus einem Kessel geklopften Kesselstein; er hatte 15 Millimeter Dicke und hätte binnen kurzem eine Explosion herbeiführen müssen! In dieser Fabrik wird nun in größtem Maßstab das im Lauf der Kämpfe zerstörte oder abgenutzte Kriegsmaterial wiederhergestellt, selbst wenn es kaum mehr geeignet erscheint, jemals noch wieder zu einem andern Zwecke zu dienen, als an einen Trödler für altes Eisen verkauft zu werden. Es war schier unglaublich, was für Wracks von Geschützen hier eingeliefert und nicht einfach in die Rumpelkammer verbannt wurden, sondern mit der Zärtlichkeit des leidenschaftlichen Chirurgen für seine Verwundeten vorgenommen, nach allen Regeln der Kunst behandelt, gehämmert, geschmiedet, geschweißt, geflickt, poliert, gestrichen usw. usw. wurden, bis sie schließlich so blank und jung wieder herauskamen wie die alten Weibchen aus der Mühle von Apolda. Ich sah stählerne Schutzschilde — deutsche und französische — für Geschütze, die von Gewehrschüssen durchlöchert waren wie ein Fischkasten, durch Granatsplitter zerfetzt wie alte Scheuertücher. Ich sah Kanonen, deren eiserne Achsen sichelförmig verbogen und deren Räder mit der verwüsteten Lafette unlösbar zusammengekeilt waren; Maschinengewehre,

Digitized by Google

so verkrümmt und bizarr zersplittert und zerzackt, daß sie kein Gebild von Menschenhand mehr schienen, sondern irgendwelche abenteuerliche Mimikry-Insekten aus dem Riesenlande Brobdignac. Ich sah einen eisernen Protzkasten, den ein seine Oberfläche entlang streifendes Granatsprengstück aufgeschlitzt hatte wie eine Sardinenbüchse; das Geschoß war genau längs der Mittellinie zwischen den beiden Fahrern hindurchgegangen.

„Ich bitte,“ sagte ich mehrmals, „so etwas kann doch unmöglich den Transport hierher lohnen.“ — „Aber wieso denn?“ war die lächelnde Antwort. „Sehen Sie doch dieses Geschütz hier und den Schild dort. Die sahen noch schlimmer aus. Hier ist gerade ein durchlöcherter Lauf in Arbeit; Sie sehen noch die Schweißungsstellen. Bald würden Sie sie nicht mehr sehen. Kommen Sie mit auf unsern Schießplatz. Wir geben kein Maschinengewehr zurück, ehe nicht der Soldat, der es nachher zu bedienen hat, es selbst wieder eingeschossen hat. Sie gewahren dort eins, was heute gerade fertig geworden ist und vor einer kurzen Zeit genau so arg ausgesehen hatte, wie die, die Sie hier so hoffnungslos verurteilen.“

Wir gingen ins Freie auf eine große Wiese, die an den erhöhten Bahndamm stieß. An diesem, der als Kugelfang diente, war eine Bretterscheibe aufgestellt. Hundert Meter davon stand das tadellos ausschauende Maschinengewehr, die Bedienungsmannschaft mit dem Geschoßband daneben und „knack, knack, knack“, ging es los: alle Schüsse glatt in die Scheibe.

Auch feinere artilleristische Arbeiten werden ausgeführt. So werden leichte Verkrümmungen der Züge im Geschützrohr ausgebessert, neue Konstruktionen von Zielfernrohren aufgepaßt. Ich sah mehrere Exemplare der mir aus den Gefechten in ihrer Tätigkeit so wohlbekannten mächtigen Kruppschen 21-cm-Mörser, die in ihrer Schußziffer bereits alle Erwartungen längst hinter sich gelassen hatten, äußerlich vollkommen untadelig aussahen, jetzt doch aber ein wenig in ärztliche Behandlung gegeben werden sollten, weil ihre Zielsicherheit zu leiden drohte. Binnen kurzem sollten sie wieder ganz in Ordnung sein.

Auch die zugehörigen Holzteile: Radreifen und Radspeichen, Deichseln, Wagenkästen usw. wurden aus schönstem Eschenholz mit Maschinen

Digitized by Google

zurechtgeschnitten, geformt, gehobelt und zusammengesetzt. Daneben wurde auch allerlei Neues angefertigt. Minenwerfer und merkwürdige andere Schießmaschinen, von denen ich natürlich Näheres nicht sagen kann, wurden uns gezeigt, ja so eifrig uns in Tätigkeit vorgeführt, daß es einer Fensterscheibe im Dach das Leben kostete. Den „kleinen Krupp" nannten sie das Ganze, und diese Werkstatt, an die jetzt auch schon die benachbarten Armeen sich wenden, bedeutet unzweifelhaft eine wesentliche Entlastung der Arbeit in der Heimat, eine Ersparnis an Zeit und Transportmitteln für die Heeresverwaltung.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Vor Ypern.

Roulers, den 16. Mai 1915.

Ypern ist die letzte nennenswerte Stadt, die den Belgiern von ihrem Königreich bis heut geblieben ist. Auch sie ist in Wahrheit gegenwärtig sehr unbedeutend, noch nicht 18000 Einwohner vor dem Krieg stark, aber doch bekannt durch die Glorie ihrer Vergangenheit, wo sie zu Flanderns reichsten Kaufmannsstädten gehörte und das Zehnfache der heutigen Bevölkerung gehabt haben soll, und umstrahlt von dem Ruf poesievoller Stimmung und künstlerischer Schönheiten. Die Tuchhalle von Ypern gehörte zu den großen alten architektonischen Kunstschätzen der belgischen Niederlande.

Während dieses Krieges ist Yperns Name zu zwei verschiedenen Zeiten besonders viel genannt worden. Das eine Mal im vergangenen Herbst in den Wochen nach der Einnahme von Antwerpen, als unser Heer sich anschickte, den Gegner ganz aus Belgien herauszufegen. Damals rettete diesen winzigen Rest des Königreichs neben der Yserüberschwemmung der hartnäckige, von den Schwierigkeiten des Geländes unterstützte Widerstand, den wir in der Umgebung von Ypern fanden. So wurde die Stadt zu einer Art Palladium Belgiens und ein Symbol seines Widerstandes. Es hieß in den Zeitungen unserer Gegner, Kaiser Wilhelm habe geschworen, etwa wie Wallenstein vor Stralsund, gerade diese Stadt zu nehmen, koste es an Blut, was es auch wolle, und häufe Berge von Leichen in ihrer Umgebung, ohne das geringste zu erreichen. In Wahrheit kamen wir langsam voran und nahmen schließlich eine Stellung ein, die ein wenig vorwärts von den Punkten Bixschoote, Poelcappelle, Passchendaele, Becelaere, Zandvoorde, Hollebeke lag. Dann

Digitized by Google

zwangen uns andere Ereignisse auf andern Kriegsschauplätzen, hier die Kämpfe einstweilen im wesentlichen auf die Festhaltung des Errungenen zu beschränken. So blieb die Stellung des Gegners um Ypern als ein halbinselartiger Vorsprung bestehen, der über unsere sonst geradlinig von der See bis an die belgische Grenze gegenüber von Lille laufende Front hinaustrat; in der Form — ungefähr — ein Halbkreis von 7 bis 8 Kilometern Durchmesser, dessen Diagonale der von der Yser zur Lys gehende Kanal von Ypern und dessen Mittelpunkt die Stadt Ypern bildete. Letzteres mathematisch nicht genau, ein wenig gegen Süden verschoben, jedoch als Vereinigungspunkt radial von ihm auslaufender Land- und Wasserstraßen das wirkliche Lebenszentrum der Gegend.

Dann ist unlängst zum zweiten Male Yperns Name in den Vordergrund getreten durch den plötzlich erneuten Vorstoß, den wir am 22. April auf diesen Vorsprung der gegnerischen Front begannen. D. h. durch die kraftvolle und erfolgreiche Offensive, die zur völligen Überraschung des Gegners gerade zu einer Zeit einsetzte, als er glaubte, wir hätten uns um der im Osten im Gange befindlichen Operationen willen auf dem westlichen Kriegsschauplatz bis zum gefährlichsten Maße geschwächt, und als er deshalb den Zeitpunkt für gekommen hielt, um zwischen Maas und Mosel den großen, in der Champagne mißlungenen Durchbruchsversuch wieder aufzunehmen.

Unser Angriff begann nach sorgfältigen und langdauernden Vorbereitungen am genannten Tage, abends 6 Uhr, auf dem westlichen Abschnitt des Nordteils unserer Stellung längs der Linie Steenstraate—Langemarck, mit einem Ansturm, der uns bis zum Eintritt der Dunkelheit die Front auf eine Breite von 9 Kilometern und in einer Tiefe bis zu 3 Kilometern eindrücken ließ und den Halbkreisbogen unserer Stellungen im Norden Yperns auf die Linie Het Sas — 2 Kilometer südwestlich Pilkem — Kersselaere verengerte. Überdies hatten wir an zwei Punkten, bei Steenstraate und Het Sas, den Kanal von Ypern überschritten. Bei diesem überraschenden Angriff, durch den die Stellungen der Feinde geradezu überrannt wurden, haben bekanntlich die von uns hier verwandten neuen betäubenden Gase eine wichtige vorbereitende Rolle gespielt.

Bis zum 2. Mai hin bestanden dann die sich daran anschließenden Kämpfe im wesentlichen darin, daß der Feind mit ungeheuern An-

Digitized by Google

strengungen und rücksichtslosen Opfern versuchte, die von uns gewonnenen Stellungen zurückzunehmen. Am 24., 25. und besonders am 26. April fanden solche verzweifelten Gegenstöße statt, bei denen vor allem die Engländer außerordentlich litten. So wurden am 25. durch Maschinengewehrfeuer fünf englische Bataillone westlich von St.-Julien fast vollständig vernichtet, am 27. bedeckten in benachbarter Gegend 3000 Engländer den Kampfplatz. Der Erfolg seiner Anstrengungen blieb im Osten des Kanals nicht nur gleich null für den Gegner, sondern wir machten östlich von St.-Julien bis in die Gegend nordwestlich von s'Gravenstafel neue Fortschritte. Auf dem westlichen Ufer des Kanals berannte der Feind ebenfalls mit größter Hartnäckigkeit die von uns dort gewonnenen Stellungen. Hier eroberten wir in der Nacht vom 23. zum 24. April zunächst noch das Dorf Lizerne, westlich von Steenstraate, gaben es dann aber, als zu vereinzelt in schwerstem gegnerischen Artilleriefeuer gelegen, wieder auf und hielten westlich vom Kanal nur den von uns angelegten Brückenkopf, auf dem westlichen Kanalufer gegenüber von Steenstraate.

Am 2. Mai setzte dann unser zweiter Offensivvorstoß ein, auf der Nord- und Nordostfront. Er führte in ähnlich heftigen, äußerst blutigen Kämpfen dazu, daß der Gegner in der Nacht vom 3. zum 4. Mai seine ganze Nord-, Ost- und Südfront in einer Breite von 15 Kilometern aufgab und sich in einer Tiefe von $^1/_2$ bis 3 Kilometern zurückzog. Unsere Truppen rückten sofort nach und besetzten das verlassene Gelände. Der Gesamtertrag dieser Kämpfe ist der, daß der Vorsprung der feindlichen Front in der Gegend von Ypern östlich vom Kanal vor dem 22. April eine Frontlänge von 25 Kilometern und eine größte Tiefe von 9 Kilometern hatte, nach dem 4. Mai nur noch 13 Kilometer Länge und 5 Kilometer Tiefe. Das bedeutet außer dem moralischen Erfolg und dem Geländegewinn eine bedeutende Ersparnis an Truppen infolge der Verkürzung unserer Linien und eine außerordentliche strategische Schwächung des übrigbleibenden Teils des Vorsprungs, in den wir nun mit unserer Artillerie von drei Himmelsrichtungen her ungleich wirksamer hineinschießen können als bisher. Der Feind hat auch die Unhaltbarkeit dieses Gebiets für die Dauer augenscheinlich selbst erkannt, da er begonnen hat, seine schwere Artillerie aus diesem Gebiet

Digitized by Google

herauszuziehen und nur noch seine Stellung unmittelbar bei der Stadt Ypern zu befestigen.

In diesen Kämpfen haben auf deutscher Seite die Truppen der Armee des Herzogs von Württemberg gefochten, bestehend aus Angehörigen verschiedenen Stammes: Württemberger, Sachsen, Bayern, Preußen, auch Teile des Marinekorps; auf seiten der Gegner Franzosen und Engländer neben allen möglichen Kolonialtruppen, weißen und farbigen, dieser beiden Mächte. Das Ringen dauert seither ununterbrochen an und wird beiderseits mit großer Erbitterung geführt. Allein Entscheidungen solchen Maßstabs, wie die beiden Vorwärtsbewegungen im April und vom 2. bis 4. Mai sind bisher noch nicht wieder zu verzeichnen.

Die kleine belgische Stadt Roulers, die ich in der Überschrift nenne, 20 Kilometer nordöstlich von Ypern gelegen, ist schon seit Oktober 1914 in unsern Händen. Von ihr aus wird ein großer Teil der Operationen geleitet. Ich traf heut gegen Mittag hier ein. Ein gewaltiges Leben erfüllte den kleinen, sonst so verschlafenen Ort. Unablässig rollten auf den Gassen endlose Fuhrkolonnen mit zwei- und mit vierpferdigen Fahrzeugen hin und her, Leiterwagen, Kastenwagen mit und ohne Planverdeck, leicht und schwer, beladen mit Munition, mit Brot, mit Stroh, mit allen möglichen geheimnisvollen und verhüllten Dingen. Auf den Pferden, mit oder ohne Bügel, behaglich die Pfeife im Munde, hockten die Lenker; andere auf dem Kutschbock oder auf den Seitenbrettern, die Flinte im Arm. Dazwischen Züge von aufgeschirrten Zugpferden ohne Wagen, die paarweise zurückgeführt werden, irgendwohin, um andere Wagen zu holen: dicke, breitkruppige belgische Tiere mit schwerem Tritt der behaarten Hufe. Von Zeit zu Zeit, rumpelnd, eine Batterie grauer, massiger Feldgeschütze, ein Trupp Reiter mit Lanzen, ungefüge Lastautomobile, geschlossen und außen die Bezeichnung der verschiedenen Formationen, denen sie angehören, der Feldfliegerabteilung, der Post usw., oder offen, besetzt mit Soldaten oder mit Zivilarbeitern, die mit allerlei Werkzeugen zum Straßen- oder Bahnbau fahren. Hier und da ein leichtes Einspännerwäglein, in dem ein Offizier von einem Außenquartier in die Stadt gefahren kommt; oder herrisch tutend und ratternd ein vornehmes Stabsautomobil, das sich eilig durch die Massen drängt. Zeitweilig rast knallend, knatternd, fauchend, wie ein Feuerwerksteufel,

Digitized by Google

ein staubbedecktes Motorrad daher. Auf den Bürgersteigen überall Mengen von feldgrauen Soldaten mit allen möglichen Aufschlägen, teils stramm im Dienstschritt, teils schlendernd und mit den hübschen blonden und vollen flämischen Mädchen vor den Haustüren und in den Läden die friedliche Verständigung zwischen beiden naheverwandten Völkerschaften fördernd. Zahllose Offiziere, Stabswachen vor Schilderhäusern, Militärmusiker mit Instrumenten unter dem Arm usw. Das zieht alles vom Morgen bis zum Abend in beiden Richtungen die Straßen hinauf und hinab, immer hin und her, fast wie auf dem Theater.

Ich besuchte ein Lazarett, das in einem Kloster belgischer Redemptoristen eingerichtet war. Verwundete des Gegners aus den Aprilkämpfen lagen hier in der Pflege von mattgelb gekleideten Nonnen, die auf leisen Sohlen, stets ein freundliches Lächeln auf den jungen Gesichtern, zwischen den Betten hin und her gingen. Ich sprach mit einem Neger, der etwas Französisch verstand, einem jungen, nachtschwarzen Kerl mit echt wolligem Negerhaar; vom Senegal, wie er sagte. Er war jetzt ganz weich, wie ein krankes, dankbares Kind oder ein Hund, aber man bekam doch wieder ein Gefühl der hellen Empörung darüber, daß die Gegner, Engländer wie Franzosen, solche Völker uns auf den Hals hetzen und daß d a r i n die sich sittlich entrüstenden Neutralen nichts finden! Der Stadtkommandant hatte jüngst einen der gefangenen kanadischen Offiziere beim Verladen des Gefangenentransportes auf der Bahn gefragt: „Sagen Sie nur, wie ist es möglich, daß Sie Seite an Seite mit derartigem Volk gegen uns fechten?“ Mit unsäglichem Hochmut hatte der zur Antwort gegeben: „Das ist unser Schlachtvieh.“ Der Kommandant hatte darauf die einzig richtige Antwort gegeben, indem er veranlaßte, daß in den Abteilen auf dem Transport diese Herren mit ihren Negern untermischt wurden.

Gegenüber von dem Senegalesen an der Fensterwand lagen drei kanadische Soldaten. Die kanadische Division galt für eine Mustertruppe der englischen Armee, und ich habe auch von allen Seiten bei uns nur glänzendes Lob über die militärischen Eigenschaften dieser Leute, sowohl ihren Mut und ihre Zähigkeit, wie auch über ihre formale Disziplin, aussprechen hören, mit jener Offenheit, mit der unsere Offiziere wie unsere Leute stets das Gute des Gegners anerkennen. Als es für

Digitized by Google

diesen galt, die im Walde westlich von St.-Julien durch uns ihm abgenommenen schweren Geschütze um jeden Preis wiederzuerobern, wurden die Kanadier dazu angesetzt. Es gelang ihnen nicht, sie wieder zu gewinnen, aber die wackere Truppe ließ nicht eher davon ab, als bis sie fast vollständig aufgerieben worden war. Der eine der Kanadier hier war allerdings ein Prachtkerl: breite Brust mit kraftvollem Nacken, dichter straffer, dunkelblonder Haarwuchs auf dem runden Schädel, jungmännliches, offenes Gesicht und sehnige Arme, so ein typischer Sportskörper, und dazu polierte Nägel. Er zeigte mir denn auch die Fußball-Siegermedaille, die er auf der Brust trug, neben seiner militärischen Erkennungsmarke und einer Heiligenmünze. „Sind Sie Katholik?“ fragte ich ihn. Nein, lächelte er, das sei nur ein Amulett, das die Schwester, d. h. die Krankenschwester, ihm umgehängt habe. Er hatte keine Verwundung, sondern litt unter den Nachwirkungen des Gases, war aber sichtlich auf dem Wege der Gesundung; mit einer Art heiterer Ruhe lag er in seinem Bett, offenbar ganz mit der Auffassung, dies war ein Sportsmatch, der einmal gegen ihn ausgefallen war; darein ergibt man sich mit Anstand, und macht es das nächste Mal besser. Schwerer litt sein Nachbar, ein schlanker, hagerer Mensch, mit hektischen Backenknochen, aber ebenso sauber und gepflegt. Dieser behauptete, die „Pneumonia“ von dem Gase bekommen zu haben, sah aber ganz so aus, als habe sie in der Anlage schon in ihm gesteckt. Der dritte war ein kleinerer, dunklerer Mann. Er war aus Quebec, sprach Französisch und zeigte auch in seinem lebhaften Charakter und seiner zuvorkommenden Art die französisch-kanadische Abstammung. Wesentlich weniger vorteilhaft als diese Kanadier erschien ein junger Engländer, etwas zur Seite hiervon. Er entstammte der Arbeiterbevölkerung des Industriegebiets von Birmingham, war flachsblond, dünn aufgeschossen und schlecht durchgebildeten Körpers. Als er mir seine schwere, aber gut verheilte Brustwunde zeigte, sah ich, daß er unter dem Hemd einen Rosenkranz trug. „Also Sie sind Katholik? Haben Sie diesen Rosenkranz im Kampf getragen?“ — „Nein, ich bin erst seit ein paar Tagen, hier im Hospital, zum Katholizismus übergetreten; die gute Schwester hat ihn mir umgehängt.“ Und die zarte und anmutige Nonne, die am Fußende des Bettes stand, lächelte beglückt.

Digitized by Google

17. Mai 1915.

Das blasse Licht eines regendrohenden Tages drang heute früh eben gerade durch die Vorhänge in das mit Heiligenbildern erfüllte Zimmer meines Quartiers, als der Ton heftiger Granatschüsse von der Straße her mich aufweckte. Unmittelbar darauf ertönte das Knattern des Maschinengewehrs; erst ein paarmal ruckweise abgerissen, dann heftig und andauernd, wie das Knarren einer langsam gedrehten Weihnachtsklapper. Kein Zweifel, es handelte sich um unsern Gegengruß bei dem üblichen morgendlichen Fliegerbesuch des Gegners über der Stadt, von dem ich schon gehört hatte. Es ist aber erstaunlich, wie rasch man auch dagegen abstumpft. Sehr müde noch von gestern, drehte ich mich nach dieser Feststellung einfach auf die andere Seite und schlief wieder ein. Der letzte Gedanke vorher war, daß die Wahrscheinlichkeit, von einer Fliegerbombe getroffen zu werden, eigentlich viel geringer sei, als die von den wiederherunterfallenden Gewehrgeschossen. Wie lange die Knallerei gedauert hat, weiß ich daher nicht, erfuhr nur später, daß mehrere feindliche Flieger über der Stadt gekreist hätten und schließlich, ohne wesentlichen Schaden anzurichten, aber auch unbehelligt, wieder abgezogen seien.

Als ich etwa eine Stunde später endgültig erwachte und auf die Straße hinausschaute, war das alltägliche Leben und Treiben im Gange. Vor den Häusern kehrten die Dienstboten die Gasse — etwas, wozu der rührige deutsche Stadtkommandant von Roulers die kopfschüttelnden Bürger strenge anhielt. Junge belgische Burschen, langgliedrig, in schlaffer, schlacksiger Haltung und wiegendem Gang, zogen mürrisch zur Arbeit. Der „Vischhandel" in dem schmalgiebligen, ganz mit weißen Kacheln belegten Hause gegenüber öffnete sich, und Soldaten und Ordonnanzen kamen, um ihre Einkäufe an Butter, Milch, Käse usw. zu machen, und auf dem Straßendamm hatte das unablässige Fahren, Fahren, Fahren begonnen, das den ganzen Tag auf ihm andauert.

Durch die Straße führt das Geleis der belgischen Kleinbahn, die aus dem Gelände von Ypern her zum Hauptbahnhof von Roulers läuft. Auch sie dient jetzt einem lebhaften kriegerischen Verkehr. Gerade eben sehe ich auf ihr unter meinem Fenster einen Zug mit Verwundeten vorüberfahren, der aus den Kämpfen an der Front kommt. In den

Digitized by Google

ersten Wagen sitzen die Leichtverwundeten, den Arm, den Fuß, den Kopf in der Binde. Den Schluß macht eine offene Lore, in der auf Tragbahren unter braunen Wolldecken eine Anzahl Schwerverwundeter liegt. Rasch vollende ich meinen Anzug und eile zum Bahnhof. Hier ist der Zug gerade eingetroffen; die Leichtverwundeten sind schon selbständig ausgestiegen und haben sich in den bereitstehenden, mit großen roten Kreuzen bezeichneten Lazarettzug begeben; um die Lore herum ist eine große Schar Sanitätsmannschaften aufgestellt, die Seitenwand des Wagens wird heruntergeklappt, und mit geübten Griffen und größter Sorgfalt werden die Bahren eine nach der andern herausgehoben. Eine Weile stehen sie auf dem Pflaster, und die müden, blassen Gesichter der darauf Gebetteten schauen etwas erstaunt um sich, aber eigentlich apathisch und ohne ein Zeichen von Schmerzen; es scheint, als ständen sie noch unter der Wirkung des Betäubungsmittels, das ihnen der Arzt, nach der heutigen Sanitätsordnung, unmittelbar nach der Verwundung einzuflößen pflegt. Ich erfahre, daß in der Nacht wieder ein feindlicher Angriff stattgefunden hat, der erfolglos blieb, aber doch ziemlich heftig gewesen sein soll.

Eine Stunde später fuhr ich dann mit derselben Kleinbahn aus Roulers in umgekehrter Richtung hinaus in das Kampfgelände.

Schwer, dampfig, regenschwül hing die Luft über der flandrischen Niederung, gesättigt von der Feuchtigkeit des nahen Ozeans und der noch nähern Überschwemmungsgebiete der Yser. Schon in wenigen hundert Metern Entfernung umwob ein silbriger Schleier die Pappelreihen der Landstraßen, die alle gleichmäßig in der Richtung der vorherrschenden Winde schiefgewachsen sind, und machte ihre grünen Wipfel blaßgrau und ihre Umrisse verschwommen. Trotz dieser umschränkten Fernsicht wurde es aber ohne weiteres deutlich, daß das Kampfgelände von Ypern zu den schwierigsten der gesamten Westfront gehört. Es ist in der Gegend, von der ich spreche, so flach, daß jedes auch nur mannshohe Hindernis den Blick des Fußgängers bis zum Horizont abschneidet. Man muß auf Hausdächer oder Kirchtürme steigen, um etwas weiter sehen zu können, und auch dort beschränken Häuser und Baumgruppen die Aussicht sehr bald. Und nun ist das ganze Land wie ausgesucht mit solchen Hindernissen überstreut. Ähnlich den holsteinischen „Knicks" umgrenzen dichte und hohe

Digitized by Google



Gefangene verschiedener Nationalitäten im Redemptoristenkloster zu Roulers.
(Vgl. Seite 317.)



Verwundetentransport bei Ypern.
(Vgl. Seite 320.)

Digitized by Google



Rast vom Kampf bei Ypern in einer Kirche.

(Vgl. Seite 325.)



Kantine in Poelkapelle bei Ypern.

(Vgl. Seite 329.)

Digitized by Google

Buschhecken die einzelnen Viehkoppeln und umgeben als lebendige Mauer die Gehöfte. Diese selber liegen nicht nur in Dorfschaften vereint, sondern sind dazwischen noch überall als Einzelhöfe verteilt; nahe und fern sieht man sie zwischen ihren Gärten und Baumwipfeln, jedes mit seinen roten Ziegelscheunen und Ställen, wie kleine Gruppen von Klippen im Meer von Grün; und jedes von ihnen ist ein eigener gefährlicher Stützpunkt zur Deckung und Verteidigung für den Gegner. Kleinere und größere Wäldchen, und gelegentlich auch große Wälder, kommen hinzu, um die Deckungsmöglichkeiten zu mehren und die Übersicht schwieriger zu gestalten. Und der Frühling, so erfreulich der sehnlich erwartete sonst gerade in diesem Lande der Nässe, des Morastes, des „Matsches", ist, vermehrt die Schwierigkeiten noch ganz außerordentlich. Schön zu sehen steht das Korn, wo die Lage des Krieges im Herbst noch die Wintersaat gestattet hat. Es wogt unter der darüber streichenden Hand des Windes in langen weichen Wellen. Aber seine Schönheit ist gefährlich; in seinem Schutze kann die feindliche Streifwache ungesehen den einsamen Posten beschleichen; ganze Kolonnen können sich zum Überfall einer Stellungslinie heranpürschen, ohne daß eine rechte Möglichkeit besteht, sie zeitig aufs Ziel zu nehmen. Ja, schon der einfache Graswuchs an den Schützengrabenrändern und auf den nicht abgeästen Weiden beeinträchtigt den Verteidigern darin die Aussicht und verhüllt das Schußfeld davor. Noch unangenehmer sind die vorjährigen Rübenfelder, auf denen man im Herbst die Rüben nicht hat entfernen können. Diese sind von selbst wieder ausgeschlagen, und jetzt bedeckt die Äcker ein oft mehr als einen Meter hoher, dichter Wuchs einer dem Hederichunkraut ähnlichen hellgelben Blütenstaude. Überall sieht man in Nähe und Ferne diese breiten, goldenen Decken über das Land gezogen. Schön wie leuchtender Sonnenschein schimmern sie im Gelände; wo sie sich häufen, ist es trotz der Trübe des Himmels, als läge ein Meer von heiterstem, strahlendstem Licht über dem Boden. Aber ihr wucherndes Dickicht birgt in verstärktem Maße dieselbe Gefahr wie Korn und Gras. Im Innern sind sie noch vom Herbst her vielfach mit Stacheldraht durchzogen. Der lauert dort unsichtbar in der Tiefe des Dickichts wie ein tückisches, gefährliches Tier, das den Stürmenden mit Reißzähnen an den Beinen packt und zu Boden zerrt. Eine gemeinsame große Vorwärtsbewegung

Digitized by Google

ist daher in solch einem Gelände nicht minder behindert als die Bewachung der Gräben. Insbesondere für die Unterführer erwächst aus dieser Unübersichtlichkeit eine ungeheure Schwierigkeit, die Verbindung der Truppe beim Vorgehen aufrechtzuerhalten.

Beim Dorfe .... verlasse ich die Bahn. Dieses Dorf ist schon im Oktober von uns genommen worden. Damals wurde schwer und blutig darum gekämpft. Die Gräber zeugen noch davon. Rechts und links liegen sie von der Straße, mit jener rührenden Liebe und Sorgfalt hergestellt, wie sie hinter der Front — wenn auch noch im Bereich der Granaten — im langen, langen Stellungskrieg möglich gewesen ist. Der Frühling überschüttet sie jetzt mit Schönheit. Die Büsche, die die Soldaten gesetzt, strotzen im frischen Laub, die bunten Blumen auf den Grabhügeln lächeln in hundert Farben. Selbst die gebogenen Weidengerten, mit denen man die Gräber umsteckt hat, wo sie noch nicht von schön gehobelten Holzgittern eingefaßt werden konnten, haben angefangen, wieder auszuschlagen; es scheint, als saugten sie den Lebenssaft von beiden in die Erde gesteckten Enden, so üppig sprießen sie rings um die Grabstätten. Kunstvolle Kreuze und Tafeln mit Inschriften schmücken die kleinen Friedhöfe, deren es in diesem Gelände so viele, ach so viele, viele gibt und die unsere Leute unablässig immer schöner ausgestalten. Auch hier, ohne einen Unterschied von Freund und Feind zu machen. An ihnen vorüber flutet weiter der Krieg; nur daß die Brandungslinie, wo die Kraft gegen die feindlichen Ufer stößt, hier und dort leise und heimlich spülend und wühlend, hier und dort in wildem Prall und Donner, seit Ende April wesentlich weiter gegen Ypern vorgeschoben ist.

Eine lange Radfahrerkolonne, die Gewehre über der Schulter, zieht mit mir ein in das Dorf; frischwangige, hellblonde prachtvolle Jungens, Gesichter von der Wasserkante: Matroseninfanterie. Der Atem des Krieges erfüllt die Ortschaft, die von den Bewohnern längst geräumt wurde, denn sie liegt seit mehr denn einem halben Jahr im Feuerbereich. Heute ist sie rückwärtige Ausruhstellung. Von unsern Leuten bleibt immer nur eine gewisse beschränkte Anzahl einige Tage in der ersten Verteidigungslinie, die ja die gewaltigsten Anforderungen an die Nerven stellt. Dann werden sie abgelöst in die verhältnismäßig sichern hintersten Quartierorte, um von dort aus allmählich wieder vorzurücken bis in die vor-

Digitized by Google

dersten Stellungen. Das Dorf war trotz häufiger Beschießung noch mit zahlreichen einigermaßen wohlerhaltenen Häusern versehen. Sie alle waren voll von unsern Leuten. Die Mütze schief auf dem Ohr, die kurze Pfeife herabhängend über das bärtige Kinn, die Hände müßig in den Hosentaschen vergraben, standen sie unter den Haustüren und warteten auf ihr Mahl. Hier und dort quoll weißlicher Rauch aus den Torwegen oder durch die Dachsparren über den Einfahrten. Da stand dann — auch sie gegen Flieger weise gedeckt, wie ihre unbehaglichern Namensschwestern — die „Gulaschkanone" und schmorte heftig.

„Was gibt's denn heute?" — „Schweinefleisch mit Bohnen." — „Donnerwetter fein. Schmeckt es so gut wie bei Muttern?" — „Danke, es geht, aber mit Muttern schmeckte es noch besser."

Ich ersteige den Turm der stattlichen Ortskirche. Als Pfarrersjunge aufgewachsen, kenne ich das so gut: zuerst die schmalen steinernen, ausgetretenen Wendelstiegen mit dem spiraligen Strick an der Innenseite, die spukhaft graudämmerig oder ganz finster sind. Dann die steilen Holztreppen mit dem von den gleitenden Händen glattgeschliffenen Geländerbrett zur Seite. Zuletzt die schwanken, knarrenden Leitern. Die halbdunkeln Böden mit dem phantastischen Gebälk, mit dem Jahrhundertstaub und dem Dohlengeruch; das Gestänge der Turmuhr, das so seltsam in der Stille tickt, wie der Herzschlag des Bauwerks; und der Glockenstuhl, wo der unachtsam Vorübergehende zusammenschrickt, wenn über seinem Haupte plötzlich der Stundenschlag dröhnt. Endlich bin ich oben an den obersten Luken und spähe aus, ob ich in der Ferne den St.-Martinsturm von Ypern, den Belfried und das große Dach der Tuchhalle sehen kann, so wie ich im Oktober von der Mechelner Kathedrale am Horizont die Türme des belagerten Antwerpens erblickte. Bei klarem Wetter sieht man Ypern hier sehr gut. Heute gewahrte ich leider gar nichts davon, und ich kann kein Zeugnis dafür ablegen, in welchem Umfange diese Bauwerke noch vorhanden sind. Blaßgrauer Dunst umhüllte die Ferne: kein Nebel, nur eine gewisse Diesigkeit der Luft, die auch in der Nähe die Landschaft der Farbe beraubte. Das berühmte Schlachtfeld von Ypern, das unter mir lag, von dem noch später Enkel erzählen werden, bot eigentlich einen herzlich unbedeutenden Anblick: eine große, mattgrüne Fläche, unruhig liniiert von sich

Digitized by Google

kreuzenden Pappelchausseen und Hecken und schattiert und getupft von einzelnen Wäldchen, Baumgruppen und Büschen. In dieser weichlichen, einförmigen, silbrig grünen Flut ertrank jede Einzelheit der gänzlich unheroischen Landschaft. Nichts von auffallenden Örtlichkeiten sprang in die Augen; nichts von Kriegsbewegungen war zu sehen. Es war schwer, sich vorzustellen, daß dort unten zwischen diesen Büschen und Bäumen seit vielen Monaten viele Zehntausende aufs erbittertste um Leben und Tod miteinander rangen, zäh, hartnäckig, mit den raffiniertesten Listen, die der Menschengeist sich ausdenken kann, mit den unerhörtesten Waffen, die seit Beginn der Menschheitsgeschichte angewandt worden sind.

Oben, gerade über mir, hoch im Grau, kreisen zwei Flieger. Ihr Schnarchen tönt herunter und füllt alles, so fern sie sind, mit ihrem je nach den Windbewegungen ungleichmäßigen Gesurre. Eine lange Erörterung entsteht, ob es deutsche oder fremde sind; in dem fahlen Licht ist ihr nationales Abzeichen auch mit dem Glas nicht zu erkennen; auch die Form schlecht. Gleichmütig aber sagt man sich schließlich: es werden wohl deutsche sein, denn man schießt ja von uns aus nicht auf sie. In etwas weiterer Ferne gegen Südwest scheint es anders zu sein. Dort erscheinen, klein wie Fliegen an der Zimmerdecke, mehrere solcher Apparate am Wolkenhimmel, und neben ihnen sprießen als kleine dunkle Flecken die platzenden Schrapnells auf, die man nach ihnen schießt. Anscheinend unbekümmert ziehen aber die seltsamen Vögel ihre Bahn. Die Flecken folgen ihnen nach, immer neue, während die frühern sich nur ganz langsam auflösen. Wenn man in dem gleichmäßigen Grau den Flieger zuweilen aus dem Gesicht verliert, an den Wolkenbällchen, die seinen Weg wie eine himmlische Pappelchaussee bezeichnen, findet man ihn bald wieder. Und es werden ihrer mehrere. Augenscheinlich sind es deutsche und feindliche durcheinander, die sich in den Lüften umkreisen, zu übersteigen, zu übersegeln suchen, sich verfolgen und vertreiben, mit Schnelligkeiten, die der Adler kaum erreicht. Ein Schauspiel, noch vor zehn Jahren kaum faßbar, und doch schaut man heute schon in wenigen Minuten nach anderm.

Ich steige herab vom Turm und betrete das Innere der Kirche. Durch trübe Fenster dringt ein dämmriges Licht in den weiten und hohen Raum. Auf dem Fußboden ist Stroh gestreut, und da liegen sie,

Digitized by Google

regungslos, in langen Reihen, feldgraue Soldaten in den Staub- und Schmutzkrusten, die ihre vom Wetter entfärbten Kleider bedecken, kaum von ihrer Umgebung zu unterscheiden. Ganz still liegen sie zwischen den wirr zusammengeschobenen Bänken und Kniebetstühlen. Tornister, Brotbeutel, Patronentaschen, Kochtöpfe, Koppeln, Seitengewehre liegen auf diesen herum, oder sie hängen an den Konsolen der Heiligen oder an deren segnenden Armen selbst. An den Pfeilern lehnen die Gewehre. — Sind das Tote, die man hier gesammelt hat im letzten Frieden des Gotteshauses? Fast wäre ich eben auf einen der Körper getreten; auf eine unkenntliche Masse, die neben einer Bank auf einer Strohschütte, vollkommen eingehüllt unter einer großen braunen Wolldecke, zu meinen Füßen liegt. Verschiedene, hier und dort, sind ähnlich zugedeckt. Haben sie so entsetzliche Verwundungen, daß man ihren Anblick verbergen will? Andere liegen mit unverhüllten Gesichtern da, einer dicht am andern, meist auf dem Rücken, das Antlitz blaß, tief erschöpft, der Mund offen, der Körper regungslos. — Doch nein, Tote sind es nicht: die Masse neben mir unter der Wolldecke bewegt sich. Ebenso da und dort andere. So sind es wohl Schwerverwundete, die man hierhergebettet aus den Kämpfen der letzten Nacht? Steigt in der regungslosen Stille hier ein Meer von Schmerzen gen Himmel? An der nächsten Säule vor mir steht auf einer Konsole ein bunt gemalter, augenblicklich über und über mit Militärutensilien behängter Heiliger in brauner Kutte. Er hebt das Gewand über seinem linken Bein und zeigt eine blutige Fleischwunde auf seinem Oberschenkel, mit einer Mitleid und Bewunderung zugleich heischenden Gebärde. Man ist versucht, über diese Gebärde des Bildnisses zu lächeln im Gedenken an das zehntausendfach größere menschliche Leiden und Dulden, das in den Umgebungen Yperns Wirklichkeit geworden ist. Doch diese Männer hier sind auch nicht Verwundete; es ist eine Abteilung eines Matrosenregiments, das in der Nacht im Kampf gestanden hat und dann zur Erholung hierher nach hinten geführt worden ist. Erschöpft von Marsch und Kampf haben sie sich hier auf den Strohschütten in der Dorfkirche niedergeworfen, wie sie gingen und standen, und liegen nun in festem, totenähnlichem Schlummer.

Einer und der andere erhebt jetzt den Oberkörper; er zündet sich eine Zigarre an und raucht schweigend vor sich hin. Einer und der

Digitized by Google

andere steht auf und geht durch die Kirche. Wir kommen ins Gespräch. Die Truppe hat in der Nacht einen englischen Angriff auf die neuen deutschen Gräben weiter vorwärts, unweit Ypern, siegreich zurückgeworfen. Aus den Erzählungen ergibt sich, daß es nur ein am Ganzen gemessen kleines Teilereignis der gegenwärtigen täglichen Frontkämpfe um Ypern gewesen ist. Trotzdem hat die Truppe für sich an ihrer Stelle natürlich mit derselben Hartnäckigkeit und Aufbietung alles Willens zu kämpfen gehabt, als wenn es in dem Verband einer großen Feldschlacht geschehen wäre, und jeder hat genau so das, was an heldischen Kräften des Leibes und der Seele in ihm war, angespannt. Sie alle glühen noch von Zorn und Erbitterung, von Stolz, Wildheit und Verachtung.

Das muß einmal gesagt werden: eigentlich ist das Heldentum, das in diesen verhältnismäßig kleinen Teilkämpfen des Stellungskrieges geleistet wird, moralisch noch höher zu bewerten als der Mut und die rückhaltlose Hingabe in der großen offenen Feldschlacht. Da durchglüht den einzelnen der unwiderstehliche Massenrausch und die Glut einer ungeheuern Entscheidung. Viel leichter muß es sein, für eine solche Entscheidung sein kleines Eigenleben als Opfer hinzuwerfen als im Stellungskampfe. Denn nur selten handelt es sich hier um ähnlich riesige, zusammengedrängte Entscheidungen — wie bei den Gipfelungen der Durchbruchskämpfe in der Champagne, bei Neuve Chapelle, zurzeit in der Gegend von Arras —, die für den Krieg von der größten Bedeutung sein können. Meist ist es für die Gesamtlage schließlich äußerlich ganz gleichgültig, ob dieser oder jener Schützengraben genommen wird oder nicht, diese und jene Einzelstellung sich einige Dutzende oder selbst Hunderte von Metern weiter vorwärts oder rückwärts befindet, ob man hier eine Batterie verjagt, dort einen dreiviertel zerschossenen Weiler nimmt oder aufgibt. Aus der Vogelschau gesehen ähnelt die Gesamtheit der nun schon über ein halbes Jahr dauernden Kämpfe an der westlichen Stellungsfront dem Hin- und Herbranden und Spülen der Wellen und Wellchen an einem lang hingezogenen Meeresstrande, die vordringen und zurückgleiten, mehr oder minder weit, mehr oder minder schäumend und rauschend, und bei all dieser ruhelosen Arbeit bleibt der Besitzstand zwischen Land und Meer doch anscheinend unentwegt derselbe. Der Kenner weiß sehr wohl, daß in Wirklichkeit doch allmähliche Verschiebungen der

Digitized by Google

Grenzlinie statthaben; aber sie sind unendlich langsam, und jedenfalls ist die Arbeit der einzelnen Welle daran verschwindend gering. So sieht es vom Standpunkt des obersten Leiters, so wohl auch von dem des Beobachters daheim aus. Für den Mann im Schützengraben, für den kleinen Unterführer, für den Leutnant, den Hauptmann und noch erheblich höher hinauf, schaut es sich ganz anders an. Da bedeutet dieser Kleinkampf genau die gleiche Anspannung wie in der großen Entscheidungsschlacht, verlangt dieselbe heldenhafte Hingabe, den Todesmut wie dort; ja im Grunde noch viel mehr als dort, wegen der Unablässigkeit des Ringens. Dieses stete Harren und Spähen in den Schützengräben in der nie ruhenden Möglichkeit der gerade jetzt zerschmetternden Granate, des plötzlich hereinbrechenden Sturmangriffs, des Auffliegens einer Mine unter dem Gang, den du selbst gerade heimlich gegen die Stellungen des Gegners hinwühlst. Dieses Vorstürmen in einen feindlichen Grabenabschnitt, sein Gewinn in raschem, grimmem Bajonettkampf, und nun das zähneknirschende Schanzen und Verteidigen gegen die Versuche des Gegners, ihn wiederzunehmen, mit der Handgranate, dem Minenwerfer, dem Artilleriefeuer. Dieses Dasein des scheuen Nachttiers, das du führen mußt; denn nur zur Nachtzeit, und auch nur dann, wenn der Mond nicht scheint, kannst du von den hintern zu den vordern Stellungen gelangen, kann die Munition, das zum Grabenbau nötige Material herangeschafft, kann von den noch kilometerweit entfernten Feldküchenwagen her dir warme Nahrung, die einzige des Tages, herbeigeholt werden. Diese Heldenstückchen des einzelnen Mannes, die darin gipfeln, daß er mit der Handgranate zur feindlichen Sappe kriecht oder eine gefährliche Schleichpatrouille geht; dieses schauerliche Ausharren im Anblick und — Dunst Dutzender und Hunderter unbestatteter Leichen vor den Stacheldrahtbändern; diese stete Verantwortung der kleinern Unterführer, die sich aus dem Teil- und Brockencharakter der ganzen Kampfart überhaupt ergibt: all das ist höchstes Heldentum und sollte doppelt anerkannt und gepriesen werden, weil es noch eine viel höhere moralische Kraft voraussetzt, als der Heroismus in der großen Entscheidungsschlacht. Diese moralische Kraft, dieser höchste Grad des vaterländischen Idealismus, ist nicht allein ein Erzeugnis der Manneszucht — die ja an sich auch schon nicht auf bloßen Sklavensinn aufgebaut werden könnte, sondern eine tief

Digitized by Google

sittliche Unterlage haben muß —, sondern sie beruht darauf, daß bei uns jeder einzelne bis in die letzte Faser vom vaterländischen Gedanken durchdrungen und bis zu der wundervollen Höhe der Auffassung emporgedrungen ist, die des Massenrauschs nicht bedarf, und die erkennt, daß das Einzelopfer und die Einzeltat auch im Stellungskampf doch nur scheinbar, nur äußerlich gleichgültig ist, in Wahrheit unumgänglich und notwendig. Die Männer fühlen: wenn der eine so denken könnte, so würde es auch der andere, so würden es alle können, und dann würde der Halt des Ganzen unmöglich sein. So fühlt jeder — weniger bewußt und verstandesmäßig, als mit dem Herzen und Gewissen: und das ist gerade das Schönste —, daß er in sich selbst den Geist des Ganzen verkörpern muß. Und so handelt er.

Wahrhaftig, ihr Freunde daheim, das Heldentum des Stellungskrieges sollt ihr richtig schätzen. Es ist zum mindesten in nichts geringer und verdient in nichts weniger eure Bewunderung, euern Dank und euern Stolz auf eure Söhne, Brüder, Väter, Ehegatten und Verlobten, als die glänzenden Taten des Adlerflugs der ersten Monde. —

Und näher kam ich der Brandung. Das nächste Dorf war schon viel wüster zerschossen. Es lag ganz nahe den Stellungslinien, in denen die Gegner ein halbes Jahr lang einander gegenüber gelegen hatten. Hier war buchstäblich kein Gebäude mehr unversehrt. Die Kirche hatte ihren Turm fast vollkommen eingebüßt, die Fenster waren zersplittert, das von Trümmern erfüllte Innere nicht mehr verwendbar, weder zu Gottesdiensten, noch zum Ausruhen erschöpfter Krieger. Nur außen rings um ihre grauen Mauern, auf dem umwallten Friedhof, wo die vielen blanken Holzkreuze standen, da ruhten sie aus, wirklich aus, in langen, langen Reihen.

Von den Dorfhäusern standen fast überall nur noch die Außenwände, von Granatlöchern zerfetzt; die Dächer durchschlagen, Gebälk und Hausrat innen durcheinandergewühlt. Als Wohnungen konnten sie nicht mehr dienen. Und doch dienten sie dazu. Das ganze Dorf war voller Soldaten. Aber sie wohnten nicht in, sie wohnten sozusagen an den Häusern. Sie benutzten die Häuser als Kugelfänge und hatten an die dem Feind abgewandten Hausflächen hüttenartige Unterstände angebaut. So hausten

Digitized by Google

sie ungefähr wie der Fellach, der seine Hütten an die Wände der alten Tempel klebt. Nur daß ihre Behausungen nicht ein flüchtiges Gemächt aus Palmblättern und trocknem Nilschlamm waren, sondern dick und massiv, als hätten urweltliche Troglodyten versucht, sich hier Höhlenwohnungen im Licht des Tages zu schaffen. Aus schweren Balken, Baumstämmen, Faschinengeflechten, Erde und Steinblöcken hatten sie sie aufgehäuft, meist ohne Fenster, nur mit schmaler Tür. Einen Volltreffer aus schwerem Geschütz, der Panzerplatten zerschmettert, konnten natürlich auch sie nicht abwehren, aber sie schützten doch vor Schrapnells und vor Granatsplittern. Und so standen die bärtigen Gestalten mit den schiefen Mützen und den herabhängenden Pfeifen hier ganz so unbekümmert und behaglich, die Hände als Söhne der Wasserkante in den Hosentaschen, vor ihren Türschlitzen, wie in dem vorhergehenden Ort. Eine Höhle hatten sie sich als Bierwirtschaft eingerichtet, mit Stühlen und Tischen, damit sie auch während des Granatfeuers dort ihr Töpfchen trinken und ihren Skat spielen konnten. Ein anderer „Erholungsplatz" war zwischen zwei schützenden Hausgiebeln geschaffen; an der Bretterwand dahinter hatten sie als Zierde das herabgestürzte und verbeulte Zifferblatt der Turmuhr angebracht.

Auf der Straße ein mächtiges Treiben. Kolonnen mit vierspännigen Wagen, marschierende Truppen zogen hin und her. Vor der zertrümmerten Kirche hielt eine schwere Haubitzbatterie. Eine Abteilung kam vorüber mit ein paar komischen hellgrauen Eselchen, die sie zu Kriegseseln erhoben hatten, und ich mußte sie photographieren.

Dann ging es weiter zum Dorf hinaus, die Landstraße auf Ypern zu. Der Dunst der Wolkendecke hatte sich immer tiefer gesenkt; schon umflorte er die Spitzen der höchsten Pappeln an der Chaussee. Rings lag die Landschaft trüb, grau, öde. Einzelgehöfte, wie früher, waren jetzt nur noch wenig zu sehen. Nicht daß die Gegend keine besessen hätte, aber sie waren, als auffallende Einzelobjekte, im vielmonatigen Artilleriekampf größtenteils gänzlich zusammengeschossen. Rechts vom Wege lag so eins mitten zwischen den zitronengelb blühenden Rübenfeldern, die in der Trübe den Eindruck des Sonnenscheins vortäuschten. Es stand vom Wohnhaus nur noch eine Giebelwand mit dem darüber aufsteigenden halbdurchgeschnittenen Kamin. Man sah in das Innere

Digitized by Google

des Zimmers, das bauernblau angestrichen gewesen. Und dies „blaue Gemach“, inmitten der leuchtend gelben Blütenfläche, darüber der blaßsilbrige Himmel und die dunstige Ferne, war ein Bild von höchster künstlerischer Feinheit. Etwas weiterhin hatte eine Schmiede am Wege gelegen. Ihr Dach war fort, der schwarze Kamin durch den vom Regen heruntergespülten Ruß mit einer klebrigen Kruste verschmiert. Auf dem Boden lag ein wirres, rostendes Durcheinander von Eisenstangen, Tiegeln, Hufeisen, verbogenen Werkzeugen; mitten dazwischen der Blasebalg, anzusehen wie der Kadaver eines riesenhaften, abenteuerlich geformten Tiefseefisches. Am merkwürdigsten und erschütterndsten aber war ein Häuschen noch weiter gen Ypern zu. Das war vorn aufgerissen; das Dach war zerschmettert und zum großen Teil der Ziegel beraubt, aber doch noch vorhanden. Mit seinen nackten Sparren saß es schief auf den Resten des Hauses, grausig, wüst, wie der zerschlissene Strohhut über dem Gesicht einer Betrunkenen in den Slums von London. Nur die eine Wand des Zimmers, in das man hineinschaute, schützte es noch ein wenig vor dem Regen. Und an dieser hing, über einer zerfetzten Blumentapete, einsam, aber ganz unbeschädigt, ein farbiger Öldruck der Mater Dolorosa, eines jener billigen Heiligenbildnisse, wie man sie hier in allen Familien sieht; um das leichtgeneigte lächelnde Angesicht die Korona des Heiligenscheins, mit den schmalen Händen ihr Gewand öffnend und ihr vom Schwert durchbohrtes und von Flammen umgebenes Herz zeigend. Unten darunter auf die Tapete hatte eine Hand mit Kreide geschrieben: Protège-nous. Nichts war in dem verödeten Gemach sonst mehr vorhanden, nur sie selbst lächelte zwischen dem Chaos des herabgestürzten Gebälks weiter und zeigte ihr flammendes Herz.

Auch die großen Bäume an der Straße, an denen der Draht des Feldtelephons dahinlief, wiesen ihre Kampfspuren. Granaten hatten die Rinde zersplittert, Äste heruntergefegt, ja hier und da lag auch ein ganzer Baum gestürzt im Felde; zersplissen starrte der Reststumpf neben dem Graben empor.

Mit einem Male stand ich an ihrem Rande; an dem Rand der Schützengrabenlinien, die bis zum Ende des Aprils die Grenze des deutschen und gegnerischen Machtbereichs gebildet hatten, und wo am 22. April der entscheidende, den Gegner überwältigende Vorstoß erfolgt

Digitized by Google

war. Zur Seite des Weges, weggeräumt heute, lagen die stachligen spanischen Reiter, mit denen die Straße durch ein halbes Jahr versperrt gewesen war; rechts und links davon liefen die endlosen Spalte der deutschen Schützengräben in gewundenen Linien in die Felder hinaus. Ihre Seiten mit Faschinen gefestigt, denn in der nassen Winterzeit hielten die Wände des fast nur aus quellendem Schlamm bestehenden Erdreichs sonst nicht. Am Boden Bretterbahnen gegen die Nässe, die aber doch verschiedentlich darüberstand. Die Ränder aus Sandsäcken etwas aufgehöht, weil das Wasser ein tieferes Graben nicht gestattet hatte. Leer, gänzlich verlassen, totenstill lagen sie heut, wo doch so viele Monate hindurch so seltsames Maulwurfsleben gehaust, so heißer Haß, so treue Kameradschaft, so viel Zorn, Sehnsucht, Hoffen, Spähen, Planen gewesen war, so viel schweigendes Ringen, so viel krachender Tod. Jetzt sahen diese Grabenspalte in der grauen Öde kaum noch aus wie Menschengebilde, sie sahen aus wie wilde, verharschte, mit getrocknetem Blut umkrustete Wundenrisse im Antlitz der Erde.

Gegenüber lagen die gegnerischen Gräben ganz nahe, 120, 100 Meter, ja stellenweise noch näher, bis 40 Meter kamen sie heran, graue, ganz niedrige Wälle von Sandsäcken. Noch vor ein paar Wochen hätten nur zwei Sekunden eines so offenen Hinüberschauens, wie wir es jetzt taten, das sichere Verderben bedeutet. Über den von Granaten zerwühlten Boden, vorsichtig hindurch zwischen zerrissenen Stacheldrähten, die sich spiralig zwischen dem zertretenen Gras und Staudenwuchs wanden, schritt ich hinüber und erstieg die Dämme der feindlichen Gräben. Denselben Weg wie ich waren am Abend des 22. Aprils die betäubenden Gase gekrochen. Was ist der wandelnde Wald von Dunsinane an mysteriöser Schreckhaftigkeit gegen diese unheimliche grünliche Wand, die aussah, als käme der Erdboden selbst gewandert, als setzten sich die Wälle der Schützengräben, seit vielen Monden so starr unverändert, plötzlich selbst in Bewegung. Flieger, die den Vorgang von oben verfolgten, haben erzählt, wie sonderbar es ausgesehen hätte, als die Wolke bei den feindlichen Gräben angekommen wäre, wie sie sich daran emporgestülpt, einen Moment wie neugierig über den Grabenrand gespäht und sich dann in den Graben hinabgesenkt hätte wie etwas Lebendiges. Bis dahin bei den Feinden starres Verwundern; dann mit einem Male

Digitized by Google

wildes Geschrei, Entsetzen und taumelnde Flucht. Mit Hurra die Unsern dahinterher, die nun, im unwiderstehlichen deutschen Ansturm, dem Gegner keine Möglichkeit des Sich-wieder-Sammelns geben, sondern auch seine zweiten und dritten Stellungen mit überrennen.

Auf das unsinnige Gerede von der Völkerrechtswidrigkeit unseres neuen Angriffsmittels gehe ich nicht ein. Warum soll ein Gas, das man offen und langsam herankommen sieht, und vor dem man sich zurückziehen kann, unmenschlicher sein, als jenes unsichtbare und unentrinnbare Gas, das den Metallmantel der Granate zersprengt und mit den Splittern die Leiber in blutige Fetzen zerreißt? Oder das aus heimlich gebohrter Mine unter deinen Füßen aufflammt und dich und Dutzende deiner Kameraden zugleich in Atomen gegen das Firmament schleudert? Ihr wollt uns die Gurgel zerbeißen — wohlan denn, ihr sollt unsere Klauen und Zähne zu fühlen bekommen!

Es sind englische Gräben gewesen, auf deren Rändern ich jetzt dahinwanderte. Sie waren vielfach anders angelegt als die unsrigen, mannigfach gebrochen, unter massenhafter Verwendung von sandgefüllten Schanzkörben, die Mannschaftsunterstände teils wie kleine Sonderfestungen mit eigenen Umwallungen unmittelbar hinter dem Graben, oder unter dem vordern Grabenrand und dort mit Eisenblechbogen abgedeckt. Die Nationalität ihrer ehemaligen Bewohner erkannte man an den englischen Brieffetzen, die massenhaft herumlagen, untermischt mit weggeworfenen Montierungsstücken aller Art, mit zerbrochenen Gewehrschäften, Patronenhülsen, Granatsplittern, Kochtöpfen, Flaschenscherben, zerstampften Brotresten, Zigarettenschachteln, Stummelpfeifen. Auch mit unkrepierten Handgranaten und „Blindgängern". Es heißt vorsichtig gehen hier! Die Ränder der Gräben sind zerwühlt und abgetreten. Die Sandsäcke, aus denen auch hier die Brustwehren aufgehäuft wurden, sind auseinandergezerrt; in der Ferne sieht es aus, als kröche ein Strom grauer Lemminge über die Brüstungen.

Die Toten sind schon von den Unsern bestattet; flüchtig freilich und vorläufig, dort wo sie gerade gefallen sind, aber doch trotz all der Hast des weiter stürmenden Kampfes mit rührender Treue und Liebe. Inmitten der englischen Stellungen sah ich ein Grab für elf Gefallene zugleich. „Hier ruhen elf deutsche Helden", lautet die Inschrift des größern,

Digitized by Google

aus Kistenbrettchen zusammengenagelten gemeinsamen Kreuzes auf dem breiten niedrigen Grabhügel. Jeder der elf hat aber noch ein besonderes kleines Kreuzchen über der Stätte, wo sein Haupt gebettet ist, und vor dem Kreuz liegt sein Helm auf dem Grab, die meisten durchlöchert und zerbeult. An das größere Kreuz ist eine Signaltrompete angebunden, und die übrige Fläche des Grabes ist geschmückt mit dem, was die Kameraden gerade hatten. Zwei gekreuzte Gewehre mit aufgepflanztem Seitengewehr liegen in der Mitte; rechts und links in den Ecken, wie der Künstler einen Truhendeckel mit Edelsteinen besetzt, ein paar kleine Rahmen mit Gewehrpatronen; unter den Gewehren, aus Rasen geformt, die Gestalt des Eisernen Kreuzes und an den Rändern noch Fleckchen aus kleinen von der Wiese herüber gepflanzten Gänseblumen. Die Blüten der Blumen waren geschlossen, denn es hatte seit einiger Zeit zu regnen begonnen; das Gras des Eisernen Kreuzes war halb verdorrt, die Gewehre waren verrostet von Tau und Regen der letzten Wochen; grau und unscheinbar lag das Ganze inmitten des wüsten Chaos der erstürmten Gräben, schon jetzt wieder zerfallend, und dennoch ergreifender als das prunkvollste Erbbegräbnis. — Doch ich kann die Merkworte auf den Blättern meines Notizbuches kaum mehr entziffern; auch sie sind verwischt vom Regen, der darauffiel, als sei ein Strom von Tränen darüber hingequollen.

Einsam ist es rings um das Grab; aber still ist es nicht. Im Gegenteil. Ich bin hier der gegenwärtigen Kampfzone schon so nahe, daß das Krachen der Artillerie, der unsrigen wie der gegnerischen, rings alles erfüllt. Die Schüsse der unsrigen unterscheide ich deutlicher. Verschiedene Batterien müssen gar nicht weit von hier feuern. Sehen kann ich von ihnen nichts, sie sind verborgen in irgendwelchen der Hecken und Wäldchen, die nah und fern als graue schattenhafte Aufragungen im Regendunst zu sehen sind. Links von mir muß gar nicht weit eine schwere Haubitzbatterie stehen. Deutlich folgt dem tauben Krach des Schusses das Geräusch der abziehenden Granate; ganz anders wieder anzuhören als das wildheulende Pfeifen der Geschosse aus den österreichischen Motormörsern, das ich einmal beschrieb: ein dunkles Schüttern, ganz ähnlich dem Rollen, das der Wind von einem sich entfernenden Eisenbahnzug herüberträgt. Ein dumpfer Schlag, das Platzen der —

Digitized by Google

in oder bei Ypern — eingeschlagenen Granate macht den Abschluß. Abwechselnd damit ertönen von anderswoher schärfere und kürzere Detonationen der leichtern Geschütze und das peitschenartige Knallen der Gewehrschüsse. Das ferne Schießen der Gegner dagegen verschmilzt zu einem gemeinsamen Grollen wie von Gewittern, die am Himmelsrand stehen. Seltsam ist dieses unablässige, dumpfe, wilde Tönen aus unsichtbaren Quellen, dieses Sausen und Pfeifen zu unsichtbaren Zielen in dieser blassen, stillen, von Gräbern überdeckten Landschaft!

Und weiter gehen wir, Ypern entgegen. Über zerstampfte Felder zwischen wirren Stacheldrähten, über Wassergräben, zwischen runden, tiefen Granatlöchern und Gräbern, Gräbern überall, deutschen und fremden, erreichen wir die zweite Stellung der Feinde, flüchtiger angelegt als diese, aber ähnlich zerwühlt. Dann die dritte, die wieder besser gearbeitet ist. Diese ist augenblicklich nicht ganz so verlassen, sondern hier ist eine Anzahl von unsern Leuten noch mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt. Sie sagen dem mich begleitenden Offizier, daß wir nun nicht mehr sehr weit vorgehen dürfen. Denn wenig weiter jenseits beginnt jene merkwürdige Zone des modernen Krieges, in der das Auge auch weiter nichts, gar nichts Besonderes, gewahrt, das aber von zahllosen Augen, Feldgläsern, Zielfernrohren, Scherenfernrohren allenthalben durchspäht und von den unsichtbaren Geschossen der feindlichen Scharfschützen, der Maschinengewehre, der Schrapnell- und Granatengeschütze bestrichen und bei Tageslicht so gut wie ungangbar ist.

Weiter vorwärts auf der Chaussee gelangen wir zu einer Wegkreuzung. Ein vierarmiger Wegweiser steht daran, und sein nach Südwesten gerichteter Arm trägt die Inschrift: Ypern (darunter Ypres) 6 km 8 h. Nicht mehr ganz sieben Kilometer sind wir also von Ypern entfernt; kaum noch fünf Minuten rascher Autofahrt, zu Fuß nicht länger, als wir eben von . . . . hergewandert waren!

Wir gingen auf dem Weg nach Ypern noch einige hundert Meter vor. Rechts von uns, nicht weit, lag ein Wäldchen; der kleine Wald, den die belgische Karte 1:50000 westlich von St.-Julien verzeichnet. In ihm hatten die vier schwerkalibrigen Geschütze gestanden, die wir im Ansturm den Engländern abnahmen und um deren Wiedergewinnung willen sie fast ihre ganze kanadische Division vergeblich hingeopfert haben.

Digitized by Google

Zwischen dem Wäldchen und der Straße floß das Haanebekflüßchen, um dessen Übergänge am 23. so erbittert gerungen wurde. Die Massen der toten Engländer lagen damals so dicht gehäuft, daß sie selbst auf einer deutschen Fliegerphotographie aus großer Höhe deutlich als Leichenhügelstreifen sich abzeichneten. Jetzt sind sie von uns bestattet.

Von hier kehrten wir wieder bis zu dem Wegweiser zurück und wandten uns dann dort einem andern Dorfe oder wohl mehr Städtchen zu, dem vielgenannten Langemarck, das vor dem 22. noch dem Feinde gehörte, dann von uns genommen wurde. Alles, was ich an wilden Trümmern bisher geschildert, war ein Nichts gegen das Chaos der Vernichtung, das Langemarck darbot. War doch zuerst von uns, dann nicht minder grimmig vom Feinde hineingeschossen worden und wird von ihm noch heute. Rings das ganze Gelände um Langemarck ist ein einziges Sieb von Granatlöchern: großen kreisrunden Kesseln von vier bis sechs und mehr Metern Durchmesser, in denen das Regenwasser kleine Seen bildete, den Söllen der norddeutschen Moränenlandschaft ganz ähnlich. Jedes Loch bedeutete natürlich eine fürchterliche Explosion, die mehrere Kubikmeter Erde und Steine spurlos in die Lüfte gespritzt hatte und, vielleicht, zugleich eine ganze Anzahl Menschen. Die Gasanstalt vor den Toren Langemarcks sah schauderhaft aus; nicht nur hatten Granaten die großen eisernen Gasometerkessel aufgerissen, sondern ein rasendes Maschinengewehrfeuer hatte sie überdies durchlöchert wie gigantische Gießkannenbleche. In Langemarck selbst schien um jedes Haus gekämpft worden zu sein. Die Kirche, im Verhältnis zur Größe der Ortschaft — wie oft in diesem Lande, wo die Macht und der Einfluß des Katholizismus so außerordentlich groß ist — überraschend stattlich, schien mit ihren Friedhofsmauern eine kleine Festung gebildet zu haben. Sie war mitten durchgerissen; nur die eine Hälfte stand noch als Ruine von so großartig wilder Form empor, daß sie etwas Erhabenes bekam.

Ihr gegenüber lag das Schloß Langemarck, ein vornehmer alter Adelssitz in einem weiten Park. Das Schloß war ein schauerlicher Trümmerhaufen. Es hatte einen Turm gehabt, der es zu einem willkommenen Ziel unserer Artillerie gemacht hatte. Bis ganz zuletzt hatte noch ein heldenhaft ausharrender französischer Beobachtungsposten dort gesessen, nach dem wir schossen. Dann hatten die Gegner den Turm

Digitized by Google

aufs Korn genommen, wohl in der Annahme, daß wir ihn zu dem gleichen Zweck benutzten. Und so waren Garten und Park rings um das Schloß von Granaten geradezu gespickt worden; ihre Erdtrichter lagen einer am andern wie die Kochlöcher auf einem Herd. Die riesigsten waren die Spuren der österreichischen 30,5-cm-Mörser, mit denen von unserer Seite gearbeitet worden war. Das waren die ältern. Daneben lagen die jüngern, die die Gegner geschossen hatten. Die mit schwefelgelben Rändern waren die englischen Lydditgeschoßwirkungen; andere waren französischer Herkunft, zum Teil noch von gestern. Vor dem Schloß lag ein kleiner See, von hohen Bäumen umgeben, zwischen denen im Hintergrund die Kirche von Langemarck sich aufbaute. In Friedenszeiten mußte das das entzückendste Parkbild gegeben haben, das sich denken läßt. Jetzt erschien es als der Gipfel der Zerstörung. Denn bei fast allen andern Stätten der Kriegsverwüstung behauptet sich heute die überquellende Frühlingspracht der Natur sieghaft neben den Schrecken, die der Mensch aufgehäuft hat. Die üppigen Laubwipfel, die strahlenden Blütenbäume, die Blumen des Bodens geben uns einen Fingerzeig dafür, wie rasch doch das Leben den Tod wieder überwinden wird. Hier aber war selbst die Natur vernichtet. Nicht nur der Boden war zu einem Morast zerwühlt, das Buschwerk zerknickt; auch die großen prachtvollen Bäume um den Teich herum waren derart von dem Hagel der Geschosse zerfetzt, daß sie nur noch als wirr zersplitterte Strünke emporstarrten. Hier war auf Jahrzehnte hinaus alles dahin.

In einer Straße befand sich ein Gebäudekomplex, der wohl ein Kloster oder eine Klosterschule gewesen war. Man betrat von der Gasse her einen von zertrümmerten Baulichkeiten umgebenen Hof. Inmitten dieses sonst ganz leeren Platzes lag ein umgestürztes Pianino, die Rückwand mit den zerrissen heraushängenden Saiten nach oben. Ein gräßlicher Anblick, wie ein auf das Antlitz niedergestürzter toter Mensch, dessen Rücken von einer Granate zerfleischt ist. Daneben war ein Schulraum mit zertrümmerten Bänken und am Boden herumgetretenen Büchern. Hier stand auf einem Schränkchen, gegen die Wand gelehnt, ein Brett, und an diesem war die lebensgroße Gesichtsmaske eines Christuskopfes befestigt, augenscheinlich der Rest eines zerstörten Kruzifixes. Es war nur eine Dutzendarbeit aus bemaltem Gips; aber dieser

Digitized by Google



Deutsche Unterstände in einem zerschossenen flandrischen Dorf bei Ypern.
(Vgl. Seite 328.)



Eroberter englischer Schützengraben vor Ypern.
(Vgl. Seite 332.)

Digitized by Google



Blick in ein zerschossenes Haus bei Poelkapelle.
(Vgl. Seite 330.)



Nicht mehr sieben Kilometer von Ypern.
(Vgl. Seite 334.)

Digitized by Google

Christuskopf in der Umgebung war das Fürchterlichste, was ich gesehen. Über das todblasse Gesicht rannen die Blutstropfen von der Dornenkrone, sie quollen über die Stirn, sie flossen von da über die Wangen, als seien es Tränen von Blut. Und die Augen! An keinem Kunstwerk der Welt, die Sphinx von Giseh vielleicht ausgenommen, habe ich Augen gesehen, die mich mit einem solchen Blick voll Abgrundtiefe angesehen hätten. Das ganze Meer von Leid, das dieser Krieg entfesselt hat, schien darin zu liegen, wie in einen einzigen Tropfen zusammengepreßt; eine unsagbare, hoffnungslose Trauer, in der Erkenntnis, wie ein zweitausendjähriges Bekennen zu der Religion der Liebe die Menschheit anscheinend in nichts geändert hat, und — eine rätselvoll furchtbare Verheißung des Gerichts für diejenigen, die die letzte Schuld an diesem Grausen tragen.

Digitized by Google

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Im Bannkreis der Lorettoschlacht.

Douai, den 4. Juni 1915.

Seit vorgestern weile ich in der Stadt Douai. Im Gebiet der Armeegruppe, die hier ihren gegenwärtigen Kommandosiß hat, wird seit Wochen am härtesten an der ganzen Westfront gekämpft. Eine Schlacht ist hier im Gange, die, wenn sie sich auch fast unverrückt auf einer und derselben Linie abspielt, doch unzweifelhaft zu den furchtbarsten der Weltgeschichte gehört und in ihrem Ausgang einen schwerwiegenden Einfluß auf den gesamten Krieg haben muß.

Seit den letzten Wochen hat Joffre wieder eine andere Stelle der Front sich ausersehen, um einen neuen Versuch zur Zerschmetterung des eisernen Walles zu unternehmen. Nach den Vorbereitungen, die er dazu getroffen, nach den Hoffnungen, die darauf gesetzt worden sind, nach den Massen, die in den Kampf geworfen werden, und der Zähigkeit, mit der es geschieht, den bedeutendsten von allen.

Die Gegend, die diesmal gewählt worden ist, schließt unmittelbar südlich an die Umgebung von Neuve-Chapelle gegenüber von Lille an und erstreckt sich längs der Stellungsfront von dort südwärts bis dicht vor Arras, das dicht hinter der französischen Front liegt. Den Mittelpunkt der Kampflinie und den am meisten ins Auge fallenden Punkt darin bildet die Lorettohöhe, nach der diese große, über das Maß der Schlachten früherer Feldzüge in Raum wie Zeit hinausgehende Gruppe von Kämpfen wahrscheinlich später benannt werden wird. Diese 165 Meter hohe Erhebung gehört einem im Süden der Stadt Béthune von Nordwest gegen Südost dahinziehenden Hügelrücken an, der sich unmittelbar

Digitized by Google

östlich von ihr zu einem Sattel herabsenkt. Sie hat ihren Namen nach der ehedem auf ihrem höchsten Punkte gelegenen Wallfahrtskapelle Notre-Dame de Lorette. Jenseits der genannten Einsattelung, die die Chaussee Béthune—Arras überschreitet und in der, am Fuß der Lorettohöhe, das Dorf Souchez liegt, setzt sich der Hügelzug, etwas minder geschlossen, fort unter dem Namen der Höhen von Vimy. Die gegenwärtige deutsch-französische Stellungslinie führt quer über die Lorettohöhe hinweg, so daß also deren östlicher Teil, die Einsattelung und die Höhen von Vimy, in unserm Besitz sind.

Die Gründe, die zur Wahl dieses Gebiets für den Joffreschen Angriffsstoß führten, scheinen, zum Teil, ähnlicher Art gewesen zu sein, wie wir sie schon in der Champagne und bei Neuve-Chapelle beobachteten. Es ist, wenigstens in einigen Abschnitten, ein besonders offenes, weithin übersehbares Gelände, innerhalb dessen unsere Stellungsanlagen sehr wenig an natürliche Verteidigungslinien des Bodens anknüpfen konnten. Ich habe heute bereits einen erheblichen Teil des Geländes im Kraftwagen durchfahren und habe — ganz im Gegensatz zu den vorher geschilderten Gegenden um Ypern — eine offene, flache, fast gänzlich baumlose Landschaft gesehen, so weit hinaus frei dem Blicke daliegend, wie sonst nirgends auf dem Kriegsschauplatz. Nicht nur diese Offenheit des Geländes für den unmittelbaren Durchbruchsversuch scheint für den Gegner bestimmend gewesen zu sein, sondern auch die Vorstellung, nach gelungener Überwindung der deutschen Stellungslinie ein weites, ebenes Blachfeld vor sich zu haben, das zur freien Entfaltung nachdringender Truppenmassen und zu glänzender Verfolgung besonders geeignet war. Im südlichen Teil der Angriffsfront waren allerdings erst noch der in unserm Besitz befindliche Teil der Lorettohöhe, sowie die Höhen von Vimy zu nehmen. Wenn es aber gelang, uns diese zu entreißen, so beherrschte man von ihnen aus besonders wirksam die daran anschließenden Ebenen weit hinaus.

Lange und mit größter Sorgfalt ist die Offensive hier vorbereitet worden; denn nur so ist neben den herangeführten Truppenmassen vor allem die Zusammenbringung so außerordentlicher Mengen von schwerer Artillerie und Munition zu erklären, wie sie hier zur Verwendung gekommen. Die Vorbereitungen sind so großzügig gewesen, daß ich unsere

Digitized by Google

Stabsoffiziere mit hoher Bewunderung darüber habe reden hören. Wiederum haben auch in unsere Hände gefallene Armeebefehle uns jeden Zweifel darüber genommen, daß der Gegner hier eine große und endgültige Entscheidung im Sinne gehabt hat. In einem Joffreschen Armeebefehl heißt es:

„Die geplanten Operationen zielen auf einen entscheidenden Sieg, nicht auf einen lokalen Erfolg ab.“

Und in seinem Sinne verkündigt der Kommandierende General des 33. französischen Armeekorps seinen Truppen:

„Nach neunmonatiger Dauer des Krieges ist es an der Zeit, eine endgültige Anstrengung zu machen, die feindlichen Linien zu durchbrechen und zunächst, als Erstes, die Deutschen von dem Boden Frankreichs zu verjagen.

„Der Augenblick ist günstig. Niemals war das Heer stärker, noch von größerem Mute beseelt.

„Es handelt sich heute nicht um einen Handstreich oder um die Wegnahme von Schützengräben. Es handelt sich darum, den Feind mit äußerster Heftigkeit anzugreifen, ihn zu schlagen, mit beispielloser Hartnäckigkeit und Zähigkeit zu verfolgen, ohne Rücksicht auf Strapazen, Hunger, Durst und Leiden.“

Der großartige Angriffsstoß der Verbündeten erfolgte am 9. Mai. Auf dem südlichen Teil der Front übernahmen ihn die Franzosen, die Engländer im nördlichsten Abschnitt. Auf der Linie von Carency, am Südhange der Lorettohöhe, bis gegen Arras hin, hatte schon seit vier Tagen die französische Artillerie auffallend scharf unsere Stellungen bearbeitet. Am 9. Mai setzte dann das bewußte, einem Sturm vorhergehende Trommelfeuer sämtlicher Geschütze ein, dessen Erscheinung ich schon beschrieben habe; hier aber in einem Maßstabe, wie es weder bei Neuve-Chapelle noch in der Champagne vorgekommen. Auf eine Strecke von etwa 24 Kilometern gleichzeitig wurde es ausgedehnt und beinahe jeder Fußbreit Boden mit Granaten belegt, um unsere Stellungen sturmreif zu machen. Die Durchführung eines solchen Feuers auf einer derartigen Frontbreite und die wahrhaft ungeheure Menge von Munition, die hierfür zur Stelle sein mußte, übertrifft alles bisherige. Hierauf brachen die Franzosen mit gewaltigen Truppenmassen zum

Digitized by Google

Sturm vor. Es gelang, wie sich denken läßt, dem Gegner, unsere durch das furchtbare Feuer erschütterten Stellungen mit dieser außerordentlichen Übermacht zu überrennen, und eine kurze Zeitspanne sah es wirklich so aus, als sollte der Durchbruch glücken. An dem wahrhaft heldenmütigen Verhalten unserer Infanterie und an dem ruhigen und sicheren Feuer unserer eigenen Artillerie, für die die in großen dichten Massen heranflutenden Gegner ein willkommenes Ziel abgaben, brach sich der riesige Angriff schließlich aber doch. Die Durchbrechung unserer Stellungslinie wurde nicht erreicht. Damit war die größte und unmittelbarste Gefahr, die Überwältigung durch Überraschung, zwar beseitigt, allein bei der ungeheuren hier versammelten Übermacht war die Lage doch immer noch von äußerstem Ernst. Die Schnelligkeit unseres Entschlusses, die glänzende Organisation unseres Ersatzes und die außerordentliche Leistungsfähigkeit unserer Eisenbahnen machten es uns möglich, in kurzer Frist auch unsererseits die erforderlichen Truppenmengen herbeizuschaffen, um dem zu begegnen.

Gleichzeitig hatten auch die Engländer zur Unterstützung der französischen Aktion angegriffen. Sie standen unmittelbar südlich von dem Gebiet ihres ehemaligen Vorstoßes von Neuve-Chapelle, etwas südlich von diesem Dorf, östlich von Richebourg. Auch sie brachen nach ähnlicher artilleristischer Vorbereitung mit großer Energie vor, in drei Linien hintereinander. Die erste wurde geworfen; die zweite versagte ziemlich; hierauf wurde als dritte die Elitetruppe der schottischen Black Watch angesetzt, die aber von uns fast vollständig aufgerieben wurde. Die Zerreißung unserer Linien gelang auch hier nicht.

Die Engländer haben seitdem keine weiteren Opfer von ähnlicher Größe gebracht. Anders die Franzosen. Sie haben seit dem 9. Mai noch immer mit der größten Erbitterung weitergekämpft, offenbar in der Hoffnung, den Durchbruch doch noch zu erzwingen. Zwar haben auch sie einen so einheitlichen Gesamtangriff wie den am ersten Tage nicht mehr zustande gebracht, aber doch eine Menge von Teilangriffen; im ganzen bisher vierzig bis fünfzig, unter denen etwa acht doch auch sehr bedeutenden Umfang hatten. Einer der größten fand am Pfingstsonntag statt. Er richtete sich wieder fast gegen die ganze Front von Carency bis nach Arras und war durch Minensprengungen vorbereitet. Mit sehr

Digitized by Google

großen Verlusten wurde er von uns abgewiesen. Eine Anzahl gewisser Hauptpunkte hat sich herausgebildet, an denen die Franzosen hauptsächlich angreifen und wo am schwersten gekämpft wird. Im Norden der Gehänge der Lorettohöhe bei Aix-Noulette an der Chaussee von Béthune nach Arras. Um die Höhe von Notre-Dame de Lorette selbst. Bei Ablain und Souchez im Süden und Südosten der Höhe. Im Dorf Neuville, nahe der Chaussee Souchez—Arras, ungefähr in der Mitte zwischen diesen beiden Orten. Dieses Dorf ist gegenwärtig zur einen Hälfte in französischen Händen, zur andern in den unsrigen. Bei Écurie südlich davon. Bei Neuville und Écurie springt unsere Stellung in zwei Nasen westwärts vor; bei Écurie bis über die Arraschaussee hinüber. Diese sind dem Gegner besonders ein Dorn im Auge. Bei Maison-Blanche im Nordosten von Arras ist einmal wenigstens auch ein sehr heftiger Angriff gemacht worden, der aber von uns ebenso heftig abgewiesen und seitdem nicht wiederholt wurde.

So stellt sich das bisherige Ergebnis der großen Kämpfe etwa folgendermaßen heraus: Die Franzosen haben im ganzen einen Geländegewinn gemacht, der in der Gegend südlich der Lorettohöhe auf — ungefähr — 4 Kilometer Höchstbreite eine Tiefe von etwa 800 bis 1700 Metern besitzt. Alle übrigen Verschiebungen sind demgegenüber ganz geringfügiger Art. Ein Durchbruch durch unsere Stellungen ist nirgends gelungen. Wir dürfen deshalb unzweifelhaft feststellen, daß ganz genau so, wie seinerzeit bei dem berühmten Vorstoß der Engländer von Neuve-Chapelle, der Geländegewinn des Gegners in gar keinen Verhältnissen zu den Anstrengungen und Opfern steht, und daß der eigentliche Zweck der Operationen verfehlt ist.

Ob der Höhepunkt der Anstrengungen der Gegner wirklich bereits endgültig überschritten ist, und ob die Kampftätigkeit dort nach der Erkenntnis, daß auch hier der Durchbruch nicht zu erzwingen sei wie in der Champagne, allmählich abebben wird, oder ob wir noch vor der äußersten Entwicklung der Offensive hier stehen, ist noch nicht zu sagen. Einstweilen geht der Kampf noch mit der größten Hartnäckigkeit fort, und wir haben alle Ursache, ihm und den heroischen Leistungen unserer Truppen darin die allergrößte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich hoffe einiges von ihm sehen und erzählen zu können.

Digitized by Google

Douai, den 6. Juni 1915.

Eigentlich ist dieser Krieg doch das Absonderlichste, was sich aussinnen läßt. Es ist Sonntag nachmittag. Ein Sonntagnachmittag von höchster, sonnig sommerlicher Schönheit. Ich kehre soeben von einem Spaziergang in dem städtischen Park zurück, der ungewöhnlich hübsch und mit großem gärtnerischen Geschick angelegt ist: welliges Gelände, eine Fülle verschiedener Bäume mit wechselnden Laubfärbungen und Wipfelformen; dichte Gebüsche, die den Ausblick allenthalben abschließen und die Parkfläche noch größer erscheinen lassen als sie ist; geschlängelte Wege, durch dichte Schatten und zwischen besonnten Rasenflächen hindurch; ein anmutiger See mit einer Insel und bunten Wasservögeln; Bachläufe mit Brückchen, eine tiefe Steingrotte, in die der See hineintritt. Und dieser Park wimmelte von Sonntagnachmittagsvolk wie im tiefsten Frieden. Auf allen Wegen spazierten die jungen Mädchen in hellen Sommerblusen, mit großen Hüten und farbigen Sonnenschirmen. Von fern über den See herüber waren sie wie wandelnde Blumen auf den Parkflächen anzusehen. Im Schatten auf den Bänken saßen die Kinderfräulein mit ihren Kinderwagen und die Mütter und Tanten und lasen in Bibliotheksbüchern. Ältere Herren im Strohhut gingen langsam vorüber oder ließen sich im Wägelchen fahren. Die Kinder spielten auf dem Rasen. Ganz Douai schien unterwegs. Dazwischen allenthalben unsere abgelösten Feldgrauen. Ohne Waffen, auf dem Kopf die bequeme Feldmütze, Zigarre oder Pfeife im Mund, schlenderten sie auf den Kiespfaden, einzeln und in Gruppen; sie lagen auf den Rasenflächen auf dem Rücken, die Arme unter dem Kopf, die Mütze tief über die Augen und träumten oder blinzelten gen Himmel; sie saßen auf den Bänken zwischen den Mädchen, sie fütterten am Ufer die Schwäne und — sie angelten. Wahrhaftig, in Reihen standen sie rings um den See mit langen Angelruten, und andere, die Hände in den Hosentaschen, sahen ihnen zu. Über das alles der blaueste, sonnigste Himmel des Rosenmonats gespannt wie ein Luftzelt von lichter Seide. Und von diesem Himmel — man denke sich das doch — erscholl dabei unausgesetzt das zornige, erbitterte Schnarchen einer Flugmaschine, die irgendwo, verdeckt durch die Wipfel, aber nicht weit entfernt, umherkreiste; erscholl unablässig vom Horizont das dumpfe Poltern und Dröhnen schweren

Artilleriefeuers, das, nur etwa 20 Kilometer von hier, das schauerlichste, erbittertste, entscheidungsschwerste Ringen der Völker begleitete, das Trommelfeuer, das einen Sturmangriff mit Bajonett und Handgranate einleitet.

Das Geräusch des entfernten Trommelfeuers läßt sich treffend gar nicht beschreiben. Es ist das tiefste Tönen, das ich gehört habe; tiefer als der letzte Baß einer großen Kirchenorgel. Aber ihm sehr ähnlich. Wie du diesen Ton, wenn dein Fuß auf der äußersten Taste des Pedalregisters ruht, nicht als ein einheitliches Klingen, sondern als ein dumpfschütterndes Vibrieren hörst, bei dem die langsamen Schallwellen einzeln an dein Ohr zu schlagen scheinen, ja wie du den Ton fast mehr durch das körperliche Fühlen denn durch das Ohr wahrzunehmen meinst, so ist es hier. Das ferne Grollen des Trommelfeuers ist ein schweres, dunkles Schüttern, das alles rings erfüllt, das wie ein ungeheurer endloser Orgelpunkt die Grundlage alles andern Klingens um dich herum bildet, und das dir weniger durch die Luft und das Ohr als durch den erzitternden Erdboden vermittelt zu werden scheint. Nur nicht ganz so regelmäßig wie der Orgelton, sondern unruhiger, wilder; jetzt in sich überstürzenden polternden Schlägen, dann wieder einige Sekunden in langsameren, deutlich getrennten Tropfen, immer aufreizend bis in die Fingerspitzen.

Ich frage mich, ob all diese Menschen hier, die das nun schon seit mehreren Wochen fast täglich zu gewissen Stunden erleben, das Dröhnen wirklich nicht mehr hören. Ob es allmählich unter ihr Bewußtsein hinabgeglitten ist, wie die Alten es von der Musik der Sphären dachten. Oder ob es sie doch ebenso wie mich im Tiefsten nicht zur Ruhe kommen läßt, ihr ganzes Sein mit einer elektrischen Spannung erfüllt, mit einem geheimen aber unablässigen Erschauern in — je nachdem — Hoffnungen, Ängsten, Kampflust, Stolz, Erbitterung usw.; jedenfalls aber alle in einer ungeheuren Erwartung hält, die sie ihr äußeres scheinbar so unberührtes Tun und Treiben doch eigentlich nur wie einen Traum empfinden läßt.

Gestern war ich draußen im Gelände, bis nach Lens und Avion, Ortschaften, die nur wenige Kilometer vom schwersten Kampfgebiet, der Lorettohöhe und der Einsattelung von Souchez, liegen. Die Landschaft

Digitized by Google

ist eine ungeheure Ebene, die, wie ich schon sagte, auf große Strecken fast ganz baumlos ist, Einzelgehöfte wie bei Ypern nicht kennt und zwischen den weit auseinanderliegenden Ortschaften keine Büsche, Hecken, Wäldchen, sondern nur „Kultursteppe" enthält. Man kann lange Strecken fahren, ohne am flachen Horizont etwas anderes zu sehen als den glatten Rand gleichförmiger Kornfeld- oder Wiesenflächen. Wir befinden uns hier in den großen Kohlenbecken von Valenciennes—Douai—Lens—Béthune. Die charakteristischsten und merkwürdigsten Aufragungen in der Ebene bilden die sogenannten „Fossen", die großen Kohlenzechen, mit denen das ganze Gebiet überstreut ist. In Nähe und Ferne sieht man die hochstrebenden Konstruktionen aus Eisen und Glas, die über den Förderschächten errichtet sind, und die zahllosen, heute nicht rauchenden Schlote, die wie Riesenhalme den Baumwuchs zu ersetzen scheinen. Desgleichen die steilen, riesigen, pyramidischen Schutthalden, die wie dunkle Vulkankegel überall am Horizont stehen, oder wie dutzendfache Wiederholungen der „butte" von Waterloo, nur daß statt des belgischen Löwen oben das hakenförmige Ende der Förderbahn, schräg in die Luft hinausragend, zu sehen ist. Endlich die Arbeitersiedlungen, deren Ziegelhäuser eines völlig dem andern gleich und unabänderlich nach dem Grundriß des Grillrostes angeordnet sind und in schauderhaftester, trostlosester Eintönigkeit auf der Ebene liegen.

Von dem Turm einer dieser Zechen aus, deren Glasdächer und Fensterscheiben längst durch Schrapnellschüsse in Millionen Splitterstückchen herumgestreut waren, hatte ich einen prachtvoll umfassenden Überblick weithin über das Gelände. Den Abschluß gegen Südwesten bildete der erwähnte Höhenzug, der zwischen Béthune und Arras hindurchzieht und trotz seiner verhältnismäßig nur geringen Höhe und, ebenso verhältnismäßig, ziemlich eindruckslosen Bildung doch in diesem Flachland hier sehr ins Auge fällt und für den Verkehr und Kampf eine bedeutende Rolle spielt. Als eine ganz lange, niedrige Bodenwelle mit gleichmäßigem Kamm zog er von Nordwesten heran. Ein Wald bedeckte ihn in der Ferne, den die französische Generalstabskarte Bois de Bouvigny nennt. Er liegt etwa 10 Kilometer südwestlich des Kampfortes Aix-Noulette. Deutlich bricht er mit einigen hohen Bäumen auf der Höhe scharf ab, und der übrige Rücken bis zur Einsattelung von

Souchez ist eine gleichmäßig weiterziehende, völlig kahle, lehmgelbe Hochfläche. Das ist die berühmte Höhe, auf der einst, weithin sichtbar ins Land, die Wallfahrtskapelle Notre-Dame de Lorette gelegen war, eine Örtlichkeit, die bis vor kurzem nur lokale Bedeutung hatte, deren Namen nun aber einige der blutigsten und heroischsten Blätter der Weltgeschichte bezeichnen wird. Die Kapelle selbst, nach einer mir vorliegenden Ansicht ein künstlerisch unbedeutender moderner Bau, ist in dem höllischen Granatfeuer, das seit Monaten um sie getobt hat, längst vollkommen zerstört; es war auch mit dem Glas nicht das mindeste mehr davon zu sehen. Ihre Stätte hatten wir Anfang November v. J. erobert, dann im Lauf des Winters wieder verloren und sie Anfang März den Franzosen von neuem abgenommen; augenblicklich ist sie wieder in deren Händen, aber unsere Stellungslinie läuft nahe daran vorüber. Nach Fliegerphotographien ist der Boden rings um sie vollkommen von Granaten zerwühlt und daneben durchfurcht von einem labyrinthischen Netzwerk von gebrochenen Linien, unsern und den gegnerischen Gräben, die hier, immer wieder zerstört, immer wieder neu angelegt und wieder zerschossen und wieder erneuert, durcheinanderlaufen. Der Ansturm des 9. Mai, von dem ich im vorhergehenden Aufsatz sprach, der den Franzosen den ersehnten großen Durchbruch bringen sollte, hat trotz der ungeheuern Übermacht, mit der er ausgeführt wurde, hier in dem Grabennetz gegenüber den Gewinnen, die wir im Anfang März hier gemacht hatten, nur eine Verschiebung von etwa 200 Metern hervorbringen können.

Von der Höhe, an der wir also noch Anteil haben, sah ich den Rücken sich gegen Südwest zu der Chaussee hinabsenken, die von Béthune über Souchez nach Arras führt. So gering die Einsattelung in einem bergigen Gelände sein würde, hier bildet sie sichtlich ein wichtiges Durchgangstor, das Tor von Westen her in die große Verebnung von Douai, in die der Feind den Zugang erzwingen will. Man sah als feine Schnur die Pappeln der Chaussee in der Sattelung dahinziehen. Unmittelbar jenseits davon, von meinem Standort aus nicht sichtbar, lag das Dorf Souchez mit seiner Zuckerfabrik, um die gerade in den letzten Tagen so blutig hin und her gekämpft wurde. Dann erhob sich das Gelände wieder und bildete, uns näher und deutlicher, die bewaldeten Höhen, an deren diesseitigem Hange der Flecken Vimy sichtbar war. Unsicht-

Digitized by Google

bar auf der andern Seite lag Neuville, das die Kampflinie seit Mai durchschneidet.

Es war gegen Mittag. Der Horizont donnerte und krachte. Die lebhafte Gefechtstätigkeit, die sich gerade jetzt entspann, kennzeichnete sich durch eine sehr rege, das Artilleriefeuer leitende Fliegerbetätigung aus beiden Lagern. Hier, da, dort schwebten die gefährlichen Vögel am Himmel. Doch war es in dem flimmernden Meer von Blau nicht ohne weiteres möglich, die winzigen Gestalten aufzufinden. Insbesondere die französischen Flugzeuge mit ihren zugleich sehr starken und sehr leichten Gnome-Motoren fliegen sehr hoch. Eine Hilfe, sie zu erfassen, bildeten wie gewöhnlich die plötzlich aufblühenden und langsam sich auflösenden Wölkchen der nach ihnen geschossenen Schrapnelle, die bald den ganzen Himmel tupften. In der Nähe der jedesmal frischesten mußten sie augenblicklich sein. Phantastisch war es, wenn Flugzeuge, die wir selbst noch gar nicht entdeckt hatten, mit Leuchtkugeln Signale gaben. Man sah diese Signale als feine Funken aufblitzen im Meer des Blau, weiß oder rot, man sah sie langsam abwärtsschweben und hinter sich eine lange dünne weiße Rauchlinie zurücklassen, die dann lange oben im Äther stehenblieb. Märchenhaft seltsam sah es aus, wie diese weißen, vom Wind oder dem Bogenwurf gekrümmten Linien zu drei, vier und mehr nebeneinander am flimmernden Firmament hingen, wie mit unsichtbarer Hand von einem unsichtbaren Balkon herabgeworfene Papierschlangen eines himmlischen Karnevals.

Außer den Fliegern lenkten Fesselballons das Gefecht. Ich sah auf unserer Seite nicht weniger als fünf solche Gesellen in ihrer wunderlichen, einer sich aufrollenden gelben Raupe ähnlichen Gestalt am Himmel stehen. Der Feind beschoß aufs neue — zum wieviel dutzendsten Male weiß ich nicht — unsere Lorettostellung von jenseits des Höhenzuges her. Deutlich sah ich auf der wüstenhaft kahlen Fläche dort durch das Glas das Einschlagen jeder der schweren Granaten: ein wildes Aufspritzen von Staubmassen und darüber emporwachsend wie einen riesigen Baum eine Rauchsäule, teils dunkel, teils hellweiß, je nach der Sprengfüllung des Geschosses. Menschliches Leben war natürlich nicht zu sehen. Todeinsam, wie eine ferne Sandwelle der Libyschen Wüste, schien die Höhe, und wie graue Sandhosen standen die Wolkensäulen darüber; hier,

Digitized by Google

dort, da und immer neue. Und doch wußten wir, daß dort oben mitten in diesem Chaos die Unsern in ihren Unterständen saßen, die Zähne aufeinandergebissen, die Hand am Gewehr, des Augenblicks harrend, wo — für den noch Lebenden — der Sturmangriff kommen sollte.

Auch über die Höhen von Vimy flogen aus den unsichtbaren Stellungen des Gegners die feindlichen Granaten herüber und schlugen mit hohen Staubwolken in die Ackerfluren der Ebene diesseits der Höhen. Die Fosse selbst lag im feindlichen Feuerbereich, doch kamen zur Zeit die Einschläge nur vorübergehend auf einige hundert Meter nahe, denn es galt dem Feind nur, unsere Artillerie zu beschießen, die von verschiedenen Stellungen her ihrerseits den Gegner hinter den Bergen mit schwerem Feuer überschüttete. Hinter dem Kamm der Vimyhöhen sah ich unsererseits die Wolken unserer Aufschläge emporsteigen; an einer Stelle den Rauch einer großen Feuersbrunst.

* * *

In einer nahegelegenen Ortschaft lag das Regiment ..., das viele Monate hindurch hauptsächlich die Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, abgelöst in rückwärtigem Ruhequartier. Am 3. März hatte es unter Mitwirkung der Nachbarregimenter Nr. ... und ... den Franzosen die Kapelle selbst entrissen; am 9. Mai war es dann bei dem großen Überfall wieder von dieser Stätte verdrängt worden, ziemlich genau in die gleichen Grabenlinien auf der Höhe wieder hinein, die wir vor dem 3. März innegehabt hatten. Seitdem hatte das Regiment immer noch weiter gekämpft und die Stellung gehalten gegen Angriffe, wie sie hartnäckiger und wilder im ganzen Kriege nirgends vorgekommen sind, bis man es vor kurzem für eine längere Zeit zur Erholung zurückgezogen hatte. Ich suchte es, nachdem wir von unserm Aussichtspunkt herabgestiegen, dort auf, und aus den schmucklos einfachen Erzählungen der Führer und Mannschaften dieses Regiments habe ich die Gewißheit gewonnen, daß das Heldentum, das hier auf der Höhe von Loretto von unsern Truppen geleistet worden ist, zu dem höchsten seiner Art gehört, was je von Menschen vollbracht wurde. Kein Wort ist stark und groß genug, um das richtig darzustellen, und noch einmal möchte ich, wie vorhin schon bei der Schilderung der Kämpfe um Ypern, denen daheim tief ins Herz zu schreiben

Digitized by Google

versuchen, daß sie in Ehrfurcht und mit brennendem Dank zu diesen Männern herüberschauen sollen.

Das Schützengrabendasein an der Westfront wird daheim in weiten Kreisen häufig als eine eigentlich im Grunde ganz drollige Sache angesehen. Die Schützengrabenwitze der Blätter, die Juxszenen der Bühnen und Kinos, die humoristischen Feldposterzählungen unserer Leute selbst haben diesen Eindruck erzeugt. Nun haben unsere Leute — Gott sei Dank — wirklich ihren „Humor im Schützengraben"; wenn aber irgendwo in der Welt der echte Humor auf ernsthaftem Grund erwächst, so ist das hier der Fall. Wahrhaftig! Wenn ich mir vergegenwärtige, was diese Leute des Regiments ... hinter sich haben, so frage ich mich immer: wie war es eigentlich möglich, das zu leisten? Seht euch doch das Dasein einer im Kampf stehenden Truppe in den Schützengräben an, wie es in Wirklichkeit ist. Ist es nicht schlimmer als das der Höhlentiere? Nur bei Nacht — und wie kurz sind jetzt die Nächte — ist eine freiere Bewegung möglich; ist es möglich, längere Zeit aus den Unterständen herauszuschlüpfen, die versteiften Glieder zu bewegen, die zerstörten Gräben wieder in Ordnung zu bringen, warme Nahrung, soweit sie noch warm sein kann, aus den weiter rückwärts anfahrenden Feldküchenwagen durch die langen Annäherungsgräben heranzuschaffen, an den Tagen der Ablösung in die zweiten und dritten Stellungen den Mannschaftswechsel vorzunehmen. Auch das noch unter steter Lebensgefahr; denn der Gegner ist in dem monatelangen Gegenüberliegen so vollkommen genau auf unsere Stellungen eingeschossen, daß er sie aus seinen Geschützen und eingespannten Gewehren auch im Dunkel trifft. Und sobald verdächtige Geräusche hörbar werden, schießt er auch während der Nacht. Auch erleuchtet er sich das Gelände mit Leuchtkugeln. An Schlummer ist wenig zu denken. Licht zu brennen und während der etwaigen Stunden verhältnismäßiger Ruhe etwas zu lesen, ist nur unter ängstlichsten Absperrungsmaßregeln in den Unterstandshöhlen möglich — nota bene wenn man Licht hat! Bei Tage aber ist die ganze Existenz eine einzige fieberhafte Spannung. Die Gräben sind vielfach nur 12 oder 15 Meter von den feindlichen entfernt, ja 5 Meter kommen vor. 25 Meter gelten schon als ein guter Zwischenraum, der gestattet, einem plötzlichen Sturmangriff in Ruhe zu begegnen. Jeden

Digitized by Google

Augenblick kann die Woge feindlicher Bajonette über den Rand des Grabens hereinbrechen, über den niemand ohne Lebensgefahr auch nur eine Sekunde sichernd hinausspähen darf. Jeden Augenblick kann die Handgranate, kann das schwerfällige Geschoß des Minenwerfers herüberfliegen, mitten in die Grabentiefe hinein, und die gerade dort Weilenden in Stücke reißen. Das ist nicht eine Gefahr, die bloß damokleisch über einem hängt und geschehen könnte, und deshalb, weil sie nicht geschieht, rasch abstumpft, sondern sie geschieht; täglich geschieht sie! So harrt denn der Posten, seinem Gott ergeben, der allein weiß, ob er die nächste Stunde überleben wird, unerschüttert auf seinem Beobachtungsstand; die andern hocken, zur schrecklichen Untätigkeit verdammt, in ihren engen Erdhöhlen und — warten, warten, warten, wo es dem Feinde belieben wird, den nächsten Angriff hin zu richten.

Aber auch in den Unterstandshöhlen ist keine Sicherheit. Leise, aber doch deutlich trägt der Erdboden den kratzenden und klopfenden Schall der feindlichen Minengräber ans Ohr. Es ist unzweifelhaft, daß irgendwo in der Nähe ein unterirdischer Gang an unsere Stellung vorgetrieben wird, unzweifelhaft, daß über kurz oder lang von diesem Gang aus eine fürchterliche Explosion erfolgen muß, die einen Teil unseres Grabens mit allem, was darin ist, in Atome zerschmettern soll. Aber wo das ist und wie nahe, das hört man nicht mit Sicherheit. Trotzdem muß man versuchen, selbst einen solchen Stollen zu schürfen, in die Flanke des feindlichen, und mit der eigenen Sprengung zuvorzukommen. Wird es gelingen, und wer wird der frühere sein? Tobt aber draußen Artilleriefeuer, so sichert der Unterstand auch nur gegen Schrapnellkugeln und gegen Granatsplitter, gegen einen Volltreffer aus schwerem Geschütz sichert er nicht; der kommt doch durch.

So haben sie den langen, langen Winter zugebracht, in Nebel, Schlamm und Dreck. Dann aber erst kam die Zeit, wo alles dies ein Nichts werden sollte gegen die Anforderungen, die nun an den Mannesmut und die Manneskraft gestellt wurden. Es kam die große, am 9. Mai eingeleitete und bis heute im Gange befindliche Angriffsperiode, die dem Gegner hier absolut den Durchbruch bringen soll. Es kam das Grausen des Trommelfeuers. Durch monatelange Aufnahmen der Flieger kennen die Gegner die Lage unserer Gräben so vollkommen

Digitized by Google

wie wir die ihrigen. Wir finden bei den Gefangenen und Toten des Feindes genaue Karten davon, auf denen unsere Gräben sogar von den Franzosen ihnen — zur raschen Verständigung beim Angriff — gegebene Namen tragen: Bismarck-Graben, Moltke-Graben, Potsdam-Graben usw. Mit der größten Exaktheit sind auf Grund dieser Kenntnisse die ungeheuern Massen feindlicher Geschütze auf diese Gräben so eingestellt, daß sie im Augenblick, wo das Zeichen gegeben wird, das Feuer schwerster Kaliber wie den Strahl eines Maschinengewehrs daran entlang gleiten lassen können, hin, zurück und wieder hin; Punkt neben Punkt, Meter neben Meter sitzt Granate an Granate. Das Höllenchaos, das dann über diese Gräben hereinbricht, ist, wie ich schon einmal hervorhob, ohne Frage die stärkste Probe, die den Nerven der Menschheit seit Urbeginn der Geschichte zugemutet worden ist. Darin auszuharren, ohne wahnsinnig zu werden, ohne in Entsetzen zu erstarren, ist viel, viel mehr als alle Leonidastaten des Altertums. Ich will hier keine Worte häufen, um den Graus eindrucksvoll zu malen; ich will hier um Gottes willen keine künstlerische Wirkung erstreben, ich will nur ganz nüchtern das Ungeheure bezeichnen, was unsere Krieger hier für uns tun. Die Granaten zerschmettern, wohin sie fallen, nicht nur die Leiber, sie zerwühlen auch die Schutzwehren, sie ebnen allmählich die Gräben so vollständig ein, daß sie einfach weg sind, daß die Verteidiger, die noch in dieser Wolke von Rauch, Feuer, Erdreich und Staub am Leben sind, in diesem Hagel geradezu auf freiem Felde stehen. Aber sie stehen! Betäubt von dem wahnwitzigen Gekrach, die Augen voll Grausen, ihrer wirksamsten Waffe gegen den Sturm, des Maschinengewehrs, zum großen Teil beraubt, weil diese zerschossen oder verschüttet sind, der telephonischen Verbindung mit der rückwärtigen Truppe ebenfalls, weil die Drähte zerrissen sind, erwarten sie dennoch den Augenblick, für den dieses ganze Trommelfeuer die Vorbereitung ist, den Sturmlauf der gegnerischen Kolonnen. Wahrlich, daß sie dazu noch Mut und Kraft finden, daß sie sogar noch die Kraft finden, selbst mit Hurra vorzugehen, wie es geschehen ist, das ist kaum faßbar.

Und das nicht nur einmal, sondern wieder und immer wieder. Sobald ein Sturm abgeschlagen, geht die tolle Arbeit des Wiederherstellens der zerschossenen Gräben wieder an. Die Leute auf so

Digitized by Google

vorgeschobenen und umstrittenen Posten wie die Lorettohöhe, wie die Umgebungen von Souchez oder Neuville, sind wie Männer, die tagaus, tagein in einem rasenden Orkan auf den Vorsprüngen eines Schutzdeiches stehen, gegen den eine fürchterliche Brandung unablässig Sturm läuft. Wie mit Raubtierkrallen reißt sie unablässig an sich, was an Faschinen, Erde, Steinen in die entstehenden Lücken hineingeworfen wird, jeden Augenblick scheint es, als müsse der Dammbruch erfolgen; aber unerschrocken, die Stirne triefend von Schweiß, flatternden Haares, in dem sinnbetäubenden Tosen sich mit Gebärden nur verständigend, harren die Männer aus, werfen unablässig neue Faschinen, neue Erde und Steine in die Lücken und — halten den Damm!

Und das vielleicht Furchtbarste habe ich noch gar nicht erwähnt. Ich sprach bei meinen jüngsten Schilderungen der Kämpfe um Ypern, von den vielen, vielen Gräbern, die so einfach zwar, doch so herzbewegend geschmückt waren. Hier oben gibt es keine solchen Gräber! Hier auf der Lorettohöhe kann auch keiner die Gefallenen herausholen, um sie auf dem Friedhof hinter der Front beizusetzen. Soviel es geht, werden sie hart an oder gar in den Schützengräben selbst bestattet. Nicht sowohl um des letzten Liebesdienstes an den Kameraden, sondern um ganz, ganz anderer Notwendigkeit willen: weil der unbestattete Kamerad in ein paar Tagen, jetzt in der Hitze in wenigen Stunden, selbst zu einem schrecklichen Feind wird — doch der Leser weiß, was ich meine, es ist nicht nötig, das auszumalen. Er soll sich aber vergegenwärtigen, daß der nächste Granatenschauer oft genug die hastig eingescharrten Glieder wieder hinauswirft. Und selbst diese Bestattung ist vielfach nicht einmal möglich; die Gefallenen, Gegner wie Kameraden, müssen eben einfach liegen bleiben zwischen den Gräben, wo sie gefallen sind, und das übrige kann sich der Leser selber sagen. Und sie stehen doch und halten die Höhe! — Bei Gott: Hut ab, ihr daheim, für die das geschieht! Ihr folgt daheim mit glänzenden Augen den Siegen und dem stürmischen Vordringen der Offensive im Osten. Das ist recht; Großes wird dort getan, des stolzesten Lobes wert. Aber seid nicht ungerecht gegen den Westen, gegen den Defensivkrieg in Frankreich und Belgien, und glaubt nicht, ihm geringere Aufmerksamkeit, geringeres Zujubeln schuldig zu sein. Schließlich werden die Siege der Hindenburg und Mackensen

Digitized by Google



Die Kirche von Langemarck.
(Vgl. Seite 335.)



Park des Lazaretts im Schloß Vélu.

Digitized by Google



Schloß Renaudin, die Wohnung der Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier von Oktober 1914 bis Juli 1915.



Schloß Marchais unweit Laon, dem Fürsten von Monaco gehörig, eingerichtet zu einem deutschen Offiziersgenesungsheim.

Digitized by Google

doch ermöglicht dadurch, daß die Verteidiger hier im Westen die Front halten, ohne Verstärkungen von dort zu beanspruchen.

Gegen Mitternacht desselben Tages.

Ich begann die Erinnerung an diesen heutigen Tag mit einer Schilderung meines Sonntagnachmittagsganges im Stadtpark von Douai, unter dem Grollen des Trommelfeuers in der Ferne. Am Abend saß ich an der Tafel des Generals von L...., des Oberkommandierenden der Truppen, denen diese Kämpfe hier obliegen. Ich komme eben von dort heim. Wundervoll, ganz wundervoll ist die ernste Ruhe, mit der die monatelange Riesenschlacht, zweifellos eine der großen Entscheidungsschlachten, vielleicht die Entscheidungsschlacht des Feldzuges, von ihren Führern geleitet wird. Ungern versage ich es mir, am meisten, weil es ihm selbst nicht erwünscht sein würde, meine ganze, helle Freude an dem Manne zum Ausdruck zu bringen, der sich durch seine Taten bei Soissons, bereits ehe er mit der Führung dieser Armeegruppe betraut wurde, den ersten des westlichen Kriegsschauplatzes angereiht hatte. Typus märkischer Adliger; ganz einfach, ungebrochen, konservativ, fromm, ganz und absolut Soldat, preußischer Offizier vom Scheitel bis zur Sohle, das Holz, aus dem die Hindenburge geschnitzt sind. Seit den letzten Tagen hatte die Hartnäckigkeit der feindlichen Angriffe, deren Kraft manche nach dem Muster der Champagnekämpfe im März schon im endgültigen Abflauen glaubten, sich aufs neue gemehrt; es wurde klar, daß die Franzosen ihre Sache hier noch keineswegs verloren gaben, sondern es war nicht unmöglich, daß ihre höchsten Anstrengungen erst noch bevorstanden. Das ferne Feuer hatte sich gegen Abend zu größter Heftigkeit gesteigert. Ich wußte, daß einer der schwersten und bedeutungsvollsten Tage hinter uns lag und neue ähnliche bevorstanden. Wer aber ohne Kenntnis davon in diese Gesellschaft gekommen wäre, der hätte kaum einen Unterschied von einer gewöhnlichen Offizierstafel in einem Kasino bemerkt. Wir hatten erst eine Weile plaudernd in dem wohlgehaltenen Garten herumgestanden. An dem mit Blumen geschmückten Tisch ging es äußerlich zu wie sonst. Die Ordonnanzen bedienten in ruhiger Ordnung, die Gespräche gingen angeregt und mannigfach hin und her: über Persönliches, über politische und diplomatische Fragen, über die Heimat, über

Digitized by Google

die wirtschaftlichen, sozialen und sonstigen Verhältnisse nach dem Kriege u. a. m. Ein aufmerksamer Beobachter aber bemerkte doch die straffe Sammlung und Spannung, die über allen Beteiligten lag. Depeschen, Telephonmitteilungen kamen und wurden dem Kommandierenden ohne Aufsehen vorgelegt. Er las sie ruhig; ein rascher Blickewechsel mit dem gegenübersitzenden Chef seines Generalstabs, eine kurze Frage an den oder jenen Offizier, eine ebensolche Weisung, und man sah deutlich, wie vor seinem und der übrigen inneren Antlitz unausgesetzt das klare Bild der Gesamtlage schwebte, und wie der Geist unablässig daran arbeitete, es durch jeden neuen Zug auszugestalten. Der General plauderte weiter, ernst, aufmerksam, konzentriert, und dennoch fühlte ich, wie er die Zügel des ganzen Geschehens auch während dieses Mahls fest in der Hand hielt, wie auch dieses scheinbar behagliche Beisammensein von Wirt und Gästen in seiner Art ein Teil der großen weltgeschichtlichen Schlacht draußen blieb. Zu meiner andern Seite war der Platz für den Chef des Artilleriewesens der Armeegruppe, Oberst von B......, aufbehalten, denselben, der seinerzeit bei der Armee von Kluck in den Stellungen an der Aisne mein liebenswürdiger Führer gewesen war. Er kam etwas später, unmittelbar vom Felde, ganz erfüllt von Freude über die glänzenden Leistungen der Artillerie, deren Zeuge er soeben gewesen. Am Ostabhange der Lorettohöhe hatten sich die Kämpfe gegen Abend zu einem ganz großen Angriffsversuch der Franzosen ausgewachsen. Unsere Artillerie hatte aber glänzend aufgepaßt, und in dem Augenblick, wo gemeldet wurde, daß sich drüben die Gräben füllten und die Bajonette zeigten, das Zeichen zu dem beabsichtigten Sturmangriff, donnerten unsere Geschütze mit einer solchen Wucht und Präzision auf sie los, daß binnen wenigen Augenblicken die ganze gegnerische Stellung in einer schwarzen Wolke von Rauch und aufgewirbeltem Staub verschwunden war; der Angriff brach unter augenscheinlich furchtbaren Verlusten des Gegners vollkommen zusammen. — Ich erinnere noch einmal daran, daß dies vor sich ging zu der Zeit, wo wenig mehr als 20 Kilometer davon die Mädchen mit ihren Blumenhüten durch die sommerschönen Parkanlagen wandelten und die deutschen Soldaten am Teich Schwäne fütterten und Fische angelten!

Der Oberst zollte übrigens als Fachmann der französischen Artil-

Digitized by Google

lerie ein hohes Lob. In der Beurteilung der relativen Geringwertigkeit der Infanterie dagegen im Vergleich mit der unsrigen stimmte er mit den Urteilen, die ich allgemein höre, überein. Der französische Infanterist ist durchaus tapfer, ein guter Soldat, mit dem es eine Ehre ist zu kämpfen, aber die Nerven des unsrigen hat er doch nicht. Es ist charakteristisch, daß er zu einem wirklich energischen Sturmangriff auf die Grabenstellungen nur schwer vorzubringen ist, und in ihm bleibt er vielfach schlaff und unentschlossen. Es ist ja auch eine an den Gefangenen mit Sicherheit festgestellte Tatsache, daß die Franzosen diese Sturmangriffe sehr oft in betrunkenem Zustand ausführen; bei dem sonst so nüchternen Volk eine doppelt bezeichnende Erscheinung. Es ist auch Tatsache, daß zu den Sturmangriffen vielfach Schwarze vorgetrieben werden, hinter denen die französische Truppe schußbereit liegt, um sie mit Todesbedrohung in den Kampf zu jagen.

Gegen diese auf uns gehetzten Farbigen kämpft unser Soldat mit einer grimmigen Wut. Sein einfaches Empfinden ist aufs tiefste empört, daß er sich mit solchen Wilden herumschlagen soll. Den weißen Franzosen selbst haßt er nicht, er achtet ihn. Es ist eine ganz allgemeine Erscheinung, daß er von ihm sagt: gegen den Franzosen ist nichts einzuwenden, er kämpft für sein Vaterland. Dem Engländer billigt er diese Achtung nicht zu, er haßt ihn mit seinem heißesten Zorn. Die Farbigen aber, die als „Schlachtvieh“ gegen ihn getrieben werden, die sieht auch er nicht als Menschen an und tötet sie mit dem Gefühl, wie er reißende Tiere tötet.

Die Schuld daran fällt den weißen Machthabern zu, die in ihrem furchtbaren Egoismus diese Unglücklichen wider ihren Willen, ohne das geringste Verständnis, um was es sich handelt, auf die europäischen Schlachtfelder schleppen und wie Bluthunde gegen uns hetzen, und deren Lippe gleichzeitig von den Worten „Kultur“, „Humanität“, „Völkerfreiheit“ usw. trieft. Ja, wahrhaftig, der alte Held und Schlachtenlenker, neben dem ich zu Tische saß, hatte recht, als er mir sagte, daß ihm in Gedanken an sie stets die Worte des 94. Psalms vor der Seele ständen, des gewaltigen Psalms, der beginnt:

„Herr Gott, des die Rache ist, Gott, des die Rache ist, erscheine.“

Digitized by Google

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nachtgang nach Souchez.

Douai, den 8. Juni 1915.

Eine Stunde nach Mitternacht. Auf der unerleuchteten Gasse harrt das offene Automobil mit abgeblendeten Lichtern, leise ratternd. Der Chauffeur, der, in seiner schwarzen Lederjacke ein doppelt finsterer Schatten, auf seinem Sitz hockt, weiß den Weg. Ich selbst weiß ihn nicht; ich weiß nur, daß ich gegen 2 Uhr im Stabsquartier der ... Division sein soll. Dort erwartet man mich zu einem nächtlichen Ausflug, dessen Ziel ich noch nicht kenne.

Der Wagenschlag schnappt ein, wir setzen uns in Bewegung und fahren langsam und vorsichtig durch die gewundenen Gassen von Douai. Die Stadt ist vollkommen in Finsternis getaucht; jedes Licht ist der Fliegergefahr wegen verboten. Nur hier und da kündet der bewegliche Glühpunkt einer Zigarre die patrouillierenden Wachen. Sonst scheint jegliches Leben erloschen; düster, schweigend, wie zu schwarzen Steinklumpen erstarrt stehen die Häuser. Es ist, als ob dieser Ort, den tagsüber intensivstes, atemloses Kriegsleben erfüllt, plötzlich von einem todähnlichen Schlaf überfallen wäre; wie ein Mann, der sich nach der Schlacht für ein paar Nachtstunden auf sein Lager wirft, um hastig einige neue Kraft zu sammeln für den nächsten Morgen, wo der wilde, zähneknirschende Kampf von neuem beginnen wird.

Dann haben wir das Weichbild der Stadt hinter uns. Frischer als in den noch von der Tagesglut geheizten Gassen streicht mir die Nachtluft über die Stirn; mit größerer Geschwindigkeit und mit angezündeten Laternen fahren wir jetzt auf einer langen geraden Chaussee

Digitized by Google

dahin. Die Nacht ist vollkommen sternenklar und wölbt sich wie eine ungeheure schwarzblaue Glasschale über mir, deren Ränder ringsum auf dem gleichmäßig glatten Horizont aufliegen. Zahllose Sterne funkeln daran, hart und schweigend; die Ebene aber, die sich unter ihr spannt und auf der wir dahinfliegen, erscheint finster, eben und leer wie ein grenzenloser See von tiefschwarzer Flut. Nur in dem dahinfegenden Licht unserer Scheinwerfer huschen die Stämme und unteren Zweige der Chausseepappeln vorbei und hier und da ein Zaun, ein Haus: alles in der grellen, unnatürlichen Färbung und der flächenförmigen, Theaterkulissen ähnlichen Gestalt, die die Scheinwerferbeleuchtung den Dingen gibt.

Erst allmählich gewöhnt sich das Auge, in dem feinen Sternenlicht, das den Raum durchfließt, auch noch anderes zu sehen. Hohe, finstere Pyramiden, schwärzer noch als der Himmel und darum gegen ihn abgehoben, ragen hier und dort nahe der Straße und fern gegen den Horizont empor, wie Grabtumuli eines Riesengeschlechts. Ich kenne sie wohl, es sind die großen Halden der Kohlengruben. Die mächtigen Bauten der Zechenwerke aus Eisen und Glas stehen in finsteren Umrissen daneben, wie die Ruinen zyklopischer Burgen. Auch die trostlosen Reihengassen der zugehörigen Arbeitersiedlungen werden hier und da neben der Straße erkennbar. All das aber ohne das kleinste Licht, ohne Leben; Gebilde von Schatten, die nichts mit dem Wesen des Tages zu schaffen haben. Ich gleite wie verzaubert durch die Nacht. Ich vergesse ganz, wo ich bin. Meine Seele atmet tief; Erinnerungen, Träume, halbvergessene, aus den Sternennächten schönerer Jahre, werden wach, wo ich ähnlich mit großgeweiteten Augen dahinfuhr, innerster Erregung voll. Große fremde Meere sehe ich wieder. Ich stehe am Bugspriet hoch über der dunkeln Flut, die mein Schiff mit einsamem Rauschen durchschneidet; fremde Sternbilder glitzern über meinem Haupt, ferne Küsten steigen in Schattenrissen empor, und ich schaue ihnen und dem Morgen — ach, wie oft ist das gewesen — jauchzend entgegen mit der Gewißheit, daß sie mir nichts als neue Wunder, neues Lebensglück geben werden. — Wird so etwas noch einmal sein? . . . . Weg damit! Schöner waren die Jahre vielleicht, größer waren sie nicht. Die Wirklichkeit gilt es ins Auge zu fassen. Ringsum ist der Krieg; die Nacht verbirgt ihn ja doch nur für wenige Stunden mit ihrer schwarzen Decke.

Digitized by Google

Ich höre nichts von ihm: wenn er in der Ferne weitergrollt, was wahrscheinlich ist, so verschlingt das doch das Geräusch unserer Fahrt. Ich sehe auch nichts von ihm. Am Rand der Ebene erscheinen vereinzelt Lichter und verschwinden wieder; es läßt sich nicht feststellen, was es ist, vielleicht nur Laternen, die eine leichte Bodenhebung wieder verhüllt.

In der Ferne vor uns fällt jetzt ein breiter Schimmer auf, wie der Widerschein einer Feuersbrunst. Er wächst zusehends. Ist es der Brand eines Dorfes, in das eine Granate eingeschlagen hat? — Nein, er bewegt sich langsam von der Stelle. Jetzt liegt er genau voraus, in der Richtung der langen geraden Chaussee, bleibt dort und quillt immer breiter auf; und wie ein verschleierter Fixstern in einem Sternennebel hebt sich deutlicher und deutlicher inmitten des hellen Gewölks die Lichtquelle ab, von der das Leuchten zu stammen scheint. Nun erweitert sich die Wolke mit unheimlicher Schnelligkeit; phantastisch schwillt sie zwischen den in ihr verschwimmenden Wipfeln der fernen Pappeln auf. Aus ihren Schleiern blitzt ein scharfer, glänzender Strahl hervor, der immer blendender das Auge trifft. Jetzt löst er sich in zwei. In das Glühen zweier Riesenaugen, die einem noch hinter den Lichtschleiern verborgenen Angesicht entstammen; der Augen eines fabelhaften, dämonischen Raubtieres, das mit rasender Schnelle auf uns zustürzt. Das Leuchten wächst in einem ungeheuren Crescendo; die blitzenden, vibrierenden Strahlen der zwei Feueraugen nehmen mich vollkommen gefangen, packen, blenden bis zur Unerträglichkeit; alles versinkt in ihnen. Plötzlich ein scharfes, kurzes Rauschen zur Seite — — das Auto, das uns entgegenkam und das mit seinen Blendlaternen den feinen Wasserdunst durchleuchtete, der in der Nachtkühle den Feldern zu entsteigen beginnt, ist vorübergesaust, und doppelt schwarze Finsternis liegt für einige Minuten über meinem Blick. — Wer in dem Auto saß, sah ich nicht.

Einmal kreuzen wir eine Eisenbahnlinie. Ganz matte Lämpchen, niedrig am Boden, von denen oben in Fliegerhöhe nichts mehr sichtbar sein kann, machen eben das Geleise erkennbar, und, undeutlich, ein paar bärtige Landsturmwachen. Auch eine größere Ortschaft queren wir, die ebenso schweigend und dunkel daliegt wie Douai. An der merkwürdigen Silhouette ihrer Kirche erkenne ich, daß es Hénin-Liétard ist, wo ich vorgestern weilte. Dann geht es wieder hinaus auf die nächtliche Landstraße.

Digitized by Google

Endlich biegt der Wagen in einen dichtwipfligen Park ein und hält vor einem Gartengitter, hinter dem sich ein vornehmes Landhaus erhebt. Alle Fenster sind dunkel; nur im Treppenhaus schimmert ein mattes Licht. Aus dem Schatten unter den Bäumen löst sich die Gestalt eines Postens ab, der mit gedämpfter Stimme nach unsern Papieren fragt und sie bei einer kleinen Blendlaterne mustert. Ich nenne den Namen des Herrn, nach dem ich fragen soll; doch der Posten weiß von nichts, und ich will mich eben nach der nächtlichen Villa wenden, als auf dem Kies ein leichter, elastischer Schritt herankommt.

„Herr Hauptmann R.?"

„R. ist mein Name." — Vorstellungen, auch mit jenem gedämpften Stimmklang, den die Dunkelheit von selbst veranlaßt.

„Sie wollen die große Freundlichkeit haben, mich heute nacht mitzunehmen? Können Sie sagen, wohin es gehen soll?"

„Ja, ich dachte Sie zu bitten, mit mir nach Souchez zu gehen, um Ihnen, wenn es möglich ist, unsere vorderen Stellungen dort zu zeigen. Das ist natürlich nur in der Nacht ausführbar."

Nach Souchez? Jenem Dorf unterhalb der Lorettohöhe, in dem Paßsattel zwischen dieser und den Vimyhöhen? Einem der am heißesten umkämpften Punkte des großen Ringens auf der Linie Arras—Lille? Nichts Willkommeneres hätte geschehen können. Doch der Hauptmann fährt fort:

„Ich kann es natürlich nur versuchen, versprechen kann ich es nicht. Wir können erst weiter vorn sehen, wie die Dinge stehen. Im allgemeinen geht es, nachts und in den frühen Morgenstunden dorthin zu kommen. Ich selbst und Leutnant von J., der uns noch begleiten wird, machen es im Auftrag des Kommandos alle paar Tage. Wissen kann man es aber nie, und ich muß Sie bitten, mir zu vertrauen, wenn ich sehe, daß es nicht angeht."

Das verstand sich natürlich von selbst. Der Schein einer kleinen Taschenlampe kündet auch das Nahen unseres zweiten Begleiters an. Gegen 2 Uhr nehmen wir alle in unserm Wagen Platz, und weiter geht die nächtliche Fahrt. Eine Weile können wir noch mit Licht fahren; später sollen wir es abblenden.

Es wird nun immer deutlicher, daß, je weiter wir kommen, doch mehr und mehr ein reges Leben auf der Landstraße und in den Ort-

Digitized by Google

schaften sich entwickelt. Ein seltsames, spukhaftes Nachtleben, das schattenhaft neben mir hin und her flutet, von unsern Wagenlampen sekundenweise aus dem Dunkel der Nacht herausgeschnitten, wie die Blitzlichtphotographie das Tierleben des Urwalds überrascht. Lange Munitionskolonnen ziehen dahin; vorsichtig, mit unausgesetzten Hupensignalen, zwängen wir uns daran vorüber. In Mäntel vermummte Gestalten, grau wie die Lemuren, auf unförmlichen Wagenkasten hockend, kommen in den grellen Lichtkreis und tauchen aus ihm wieder in die Finsternis. Pferde, paarweise gespannt, mit schweren Kruppen, schütteln ihr Geschirr und schrecken vor dem plötzlich neben ihnen schnaufenden Ungetüm; gewaltsam halten die Zügelreiter sie in Ordnung. Auch gelegentlich eine Geschützbatterie, die wuchtigen Rohre verhüllt; man glaubt das schwere Poltern der Räder durch das Tönen unseres Autos hindurch zu vernehmen. Truppen marschieren dahin mit Tornister und Mantel; der Staub ihrer vielen Füße wird in unserm Laternenschein zu einem Lichtnebel, in dem sie wie geisterhafte Erscheinungen sich bewegen. Wir erkennen einer des andern Gesichtszüge nicht, wir wissen nichts von dem Leben dieser schweigend wandernden Männer, von denen vielleicht schon in wenigen Tagen, schon morgen, mancher unter dem Boden Frankreichs liegen wird, den seine Sohlen heute treten. Nur das wissen wir, daß sie deutsche Brüder sind, daß wir zueinander gehören; und halblaut fliegt der Gruß herüber und hinüber und erklingt von den Lippen unserer Führer die Frage: „Welches Regiment? Woher kommt ihr? Wie steht's?"

Auch der Horizont ist lebendiger geworden. Zahlreich sind jetzt die geheimnisvollen Lichter an seinem Rande. Häufiger und häufiger zuckt voraus hier und dort ein fernes Wetterleuchten am Himmel. Das ist der Widerschein von den Blitzen des Artilleriefeuers an der Front. — Und dort, ein Meteor? Nein, es ist eine fallende Signalleuchtkugel. — Eine zweite, eine dritte. Es ist Zeit, daß der Chauffeur unsere Wagenlichter löscht. Noch vorsichtiger fahren wir dahin, um das dunkle Getriebe neben uns auf der Straße nicht zu gefährden. Jetzt erreicht auch der dumpfe Hall der Geschütze unser Ohr. Lange, schmale, weißliche Lichtstreifen, schnurgerade wie Balken, steigen vom Himmelsrand auf; sie fahren unruhig hin und her und beschreiben mühlenflügelartige Bogen: elektrische Scheinwerferstrahlen! — Im Osten aber wächst

Digitized by Google

über den schwarzen Schattenrändern von fernen Häusern oder Wipfeln langsam eine spitze rote Stichflamme empor. Einige Minuten ein rätselhafter Anblick; dann krümmt sie sich leicht nach rechts — es ist die Mondsichel, die im letzten Stadium des Abnehmens steht.

Nicht weit von 3 Uhr — deutscher, d. h. mitteleuropäischer Zeit — erreichen wir das Dorf Angres. Hier, nur noch 2 bis 3 Kilometer von Souchez, verlassen wir unsern Wagen, der hinter Häusern in Deckung bleiben sollte, während wir selbst zu Fuß weitergehen. Noch ist es Nacht, nach Ortszeit ja noch näher an 2 als an 3 Uhr; aber ist es das schwache Mondlicht oder sind es schon die ersten leisen Dämmerungsvorboten der kurzen Juninacht, kurz, das Auge unterscheidet deutlicher als zuvor die Umgebung. Es erkennt, wie furchtbar das von den Bewohnern augenscheinlich vollkommen verlassene Dorf zerschossen ist. Es unterscheidet jetzt auch die Züge unserer Begleiter. Beide hatten schon unterwegs durch die ruhig freundliche Höflichkeit und durch die klare und sichere Art ihres Gesprächs einen ungewöhnlich angenehmen und beachtenswerten Eindruck gemacht. Beide mußten jung sein, und der deutlichere Anblick ihrer schlanken Gestalten jetzt und ihrer Züge bestätigt das. Beiden aber ist unverkennbar ein eigentümlicher Ernst zu eigen. Die Bilder, die sie seit vielen Monden gesehen haben, mögen wohl an ihren Seelen nicht spurlos vorübergegangen sein.

In dem Dämmer beginnt die hellere Fläche der Landstraße, die ich dahinschreite, sich von der Umgebung abzuheben. Aber das Licht ist noch ohne Schatten und zeichnet daher die vielen Granatlöcher nicht, von denen sie zerrissen ist; schwierig ist es zu gehen. Zur Linken begleitet uns eine flache Talsohle, die von einem grauen See erfüllt scheint; es ist aber Nebel, der über ihrem Grunde liegt. Jenseits davon erheben sich sanfte, augenscheinlich mit Buschwerk oder Wald bedeckte Gehänge: der Anfang der Höhen von Vimy. Unmittelbar zur Rechten des Weges steigt ebenfalls eine Bodenwelle an, ein wenig steiler, mit Ackerfluren, Hecken und weiter höher, wie es scheint, Wald. Das ist der Fuß der Lorettohöhe. Wir durchwandern also jetzt die Paßsenkung zwischen diesen beiden Höhenzügen, von deren Bedeutung ich im vorhergehenden Kapitel geredet habe, und an deren südlichem Ausgang Souchez und die gegenwärtige Stellungsfront liegt. Je näher wir dieser Gegend

Digitized by Google

kommen, um so reicher flammt am Nachthimmel vor mir das seltsame, phantastische Lichtleben auf. Die großen Scheinwerferstrahlen, die hinter dem Himmelsrand heraufkamen, sind jetzt anscheinend ganz nahe; sie zucken unruhig hin und her und durchkreuzen einander wie Schwertklingen in Hieb und Parade. In steilem Feuerstrahl steigen Raketen hoch empor und lösen sich, abwärts sinkend, in Schwärme von leuchtenden Kugeln auf: Signale, deren Sinn ich nicht kenne; ungewiß auch, ob vom Freund oder vom Feind gegeben. Andere Leuchtkugeln scheinen von selbst zwischen den Sternen zu entstehen; dort erst blitzen sie auf und senken sich dann ganz langsam, wie von leisem Windhauch dahingetragene Flaumfedern. Das scheinen französische zu sein, die mit einer Fallschirmvorrichtung versehen sein sollen. Ihr Zweck ist, die gegnerischen Stellungen weithin von oben zu beleuchten. Andere erreichen den Erdboden, liegen dort lange brennend und erhellen die Umgebung mit einem blendenden grünlichen Licht; zuweilen uns so nahe, daß ihr Schein an uns selbst noch sichtbar wird. Unmittelbar über dem Horizont springen unablässig kleinere Lichttropfen auf, mäßig hoch, wie Bälle eines Jongleurs: die Handleuchtkugeln, die vor die Schützengräben geworfen werden, um den Zwischenraum zwischen den Stellungen zu erhellen und Überfällen vorzubeugen.

Und jetzt höre ich auch den Krieg! Wie von wilden, unruhigen Lichterscheinungen, so ist der Himmel auch voll von unheimlichem Schall. Ganz still wird es nie, immer hört man es in der Ferne wenigstens noch ruckweise grollen, fast wie eine große Dogge im Traum murrt und halblaut anschlägt. Dann aber erhebt sich wieder periodenweise ein heftiges Krachen und Knallen fern und nah. Die helle, scharfe, leidenschaftliche Detonation der leichteren Feldgeschütze, der dumpfere Paukenschlag der schwereren Kaliber, der Peitschenknall des Gewehrs. Wo das ist, wohin das zielt, das weiß ich nicht; nur daß es zum Teil über unsere Köpfe hinweggeht, ist sicher. Von Zeit zu Zeit fährt es über mir unsichtbar dahin wie ein kurzes Windheulen. Das war ein leichtes Feldgeschoß oder ein rasches Flachbahnprojektil. Oder ein tieferer Schall, ein dunkles, vibrierendes Fluttern geht durch die Luft, das ich fast körperlich zu fühlen vermeine: irgendein schweres Haubitzenkaliber zog seine Bahn durch den Raum. Kurz darauf kommt dann auch irgendwoher das dumpfe „Brrrummm!“ des fernen Platzens.

Digitized by Google

Es hatte doch etwas merkwürdig Erregendes, dieses unheimlich Wilde überall vor, neben und über mir, von dem man nicht sah, von wannen es kam, noch wohin es fuhr; dieses unsichtbare Rauschen des Todes über meinem Haupt. Dazu das Flackern und Flammen der schweigenden Lichtzeichen am Himmel: alles ohne daß man von den Menschen, die all das entsandten, das geringste sah. Es war, als ließen sie in der Nacht seltsame Geister und Dämonen für sich kämpfen.

„Die Franzosen sind merkwürdig unruhig heute", sagt Hauptmann R.; „sonst flaut das Schießen um diese Stunde gewöhnlich ganz ab. In den ersten Morgenstunden pflegt es immer am ruhigsten zu sein. Rechnen kann man natürlich nicht darauf; aber die letzte Zeit war es fast stets so. Es wird ja bald heller werden, und dann werden sie wohl nachlassen."

„Wieso dann?"

„Im Dunkel sind sie erregt; das ist überall ihre Art; sie schießen dann viel aus bloßer Nervosität. Wenn es Tag wird, so daß man die Stellungen übersehen kann, dann beruhigen sie sich und überlassen den Posten die Wacht. — Aber wie gesagt, wissen kann man es nicht, was geschieht, wir müssen es eben abwarten."

Sichtlich erblassen jetzt schon die Sterne; nur die größeren Sternbilder sind noch erkennbar, und feines Morgenlicht beginnt das Tal zu durchfließen. Die Schattengebilde der Büsche am Wege bekommen einen leisen Hauch von Grün — und die Vögel erwachen! Wahrhaftig — so oft schon erlebt, und doch immer wieder wunderlich — inmitten des Krachens nah und fern und des Heulens und Sausens in der Luft fangen sie an zu zwitschern und zu tirilieren, als begänne der wunderschönste Friedenssommertag. Das ist wohl eine Amsel — das eine Lerche. Und was für ein Vogel war das? Hier ganz nahe im Busch? — Ein merkwürdiger Pfiff! Meine Begleiter lächeln. „Das war gar kein Vogel, das war eine Gewehrkugel. — Da ist wieder eine."

Jetzt fliegen Artilleriegeschosse unverkennbar sehr viel näher als zuvor über uns dahin. Sie scheinen von rechts vorwärts zu kommen. Gar nicht weit von uns links antwortet eine verborgene Batterie in kurzen Zwischenräumen mit sehr heftig knallenden Schüssen.

„Das sind unsere", sagt unser Führer. „Vielleicht suchen die Franzosen sie. Es ist besser, in Deckung zu gehen, bis das aufhört."

Digitized by Google

Neben dem Wege hat man ein paar kleine Gruben ausgehöhlt, nur so groß und tief, daß ein oder zwei Mann darin weilen können. Hier schlüpfen wir hinein und harren. — —

Nach einer kleinen Weile scheint das Feuer nachzulassen, und wir setzen unsere Wanderung fort. Die Scheinwerfer spielen jetzt nicht mehr. Über uns wird der Himmel schon hell. Vor uns im Südwesten ist er noch tief, fast purpurn blau; und durch diese Bläue ziehen die Raketen noch immer phantastisch ihre roten Glutlinien.

Unweit des Weges arbeitet eine kleine Abteilung Pioniere. Ihr Führer, ein Unteroffizier, hat die letzten Tage auf der Lorettohöhe geweilt und erzählt lebhaft von den Schrecken jener Hölle dort oben, an deren Abhängen wir entlang wanderten. Währenddessen fährt ein Sanitätswagen vorüber, in ruhigem Trab. Wir winken den beiden Männern mit den das Rote Kreuz tragenden Armbinden auf dem Bock einen Gruß zu, und der Unteroffizier, den ich nebst den Seinen eben im geheimen wegen seines eigenen Heldentums bewundert habe, sagt: „Ja, das sind Leute, die Sanitäter! Das ist großartig, was die so leisten; immer da, immer mitten drin. Das muß man sagen.“

Wieder, wie schon oft, freue ich mich bei diesem wie bei anderm Gespräch unserer Führer mit den unterwegs getroffenen Leuten an dem schönen Verhältnis, das sich in diesem Kriege zwischen Offizieren und Mannschaften herausgebildet hat. Das intime Zusammenleben, das Schulter-an-Schulter-Stehen in Not und Tod hat die Leute und ihre Leiter in einer Weise angenähert und zusammengeschmiedet, die der Frieden nicht kennen kann. Die Disziplin ist unversehrt, aber man fühlt, wie sie nicht mehr auf dem äußerlichen Gesetz und auf dem Gefühl des Standesunterschiedes beruht, sondern auf Respekt und erprobtem Vertrauen. Es ist eine schöne Freimütigkeit in dem Verkehr der Leute mit ihren Vorgesetzten, die mit einem merkwürdigen Takt stets die richtige Grenze innezuhalten weiß. Auf seiten der Führer ist es gleichfalls Respekt, ja ich kann sagen oftmals Bewunderung und Stolz, solcher Männer Kamerad und Führer zu sein.

Aber die Hoffnung, daß mit zunehmender Helligkeit die Schießerei nachlassen würde, scheint sich keineswegs erfüllen zu sollen. Im Gegen-

Digitized by Google

teil, es wird immer deutlicher, daß sich das Artilleriegeplänkel zu einer regelrechten, schweren Beschießung von Souchez und Umgebung auszuwachsen anschickt. Heftiger und heftiger wird das Knallen und Grollen ringsum, und von neuem erfüllen die unsichtbaren Stimmen über mir die Luft. —

Jetzt ein furchtbarer Krach! Kaum 100 Meter vor mir hat eine Granate eingeschlagen; ich sehe die hochaufspritzende Rauch- und Staubwolke links jenseits des Weges. Das war ein schweres Kaliber! — Nicht lange danach ein zweiter Krach, in ähnlicher Entfernung rechts auf dem Hang. Dann ein dritter, noch erheblich näher.

„Gut, daß die auf weichen Boden fiel und darum die Explosion sich hauptsächlich in die Höhe entwickelte," sagt unser Führer, „sonst hätten wir wohl etwas abkriegen können. Ich denke, wir werden doch wohl noch etwas warten müssen."

Zur Seite des Weges, in einer lehmigen Böschungswand, befinden sich wiederum ein paar Erdlöcher. Eins ist geräumig genug, daß ich mit den beiden Offizieren gerade Platz darin finde, wenn wir uns mit den Beinen „arrangieren". — —

Da haben wir nun fast eine Stunde gesessen. Eine der unvergeßlichsten Stunden meines Lebens, die ich — so wunderlich das vielleicht klingen mag — um keinen Preis der Welt missen möchte. Das Feuer wurde immer heftiger, statt geringer; es war bald kein Zweifel mehr, daß wir mitten in der ernstlichsten Zone saßen. Neben den schweren Granaten, die in Zwischenräumen von etwa fünf Minuten kamen, krachten die hellen, schneidend scharfen Schüsse unserer eigenen verborgenen Batterie. Ähnliche hinter uns von der Höhe. Heulen, Pfeifen, Sausen und dumpfes Schüttern tönte ringsumher in der Luft. Das flache Erdloch war kein richtiger Unterstand; mit seiner schwachen Decke darüber bot es natürlich keinen ernstlichen Schutz gegen schwere Granatstücke, geschweige denn gegen einen Volltreffer, aber es wahrte doch gegen kleinere herumfliegende Brocken, wenn sie nicht ausgerechnet die Richtung der Öffnung nehmen sollten. Und es gab doch psychisch ein gewisses Sicherheitsgefühl. So saßen wir denn ruhig beieinander und plauderten. Die beiden jungen Männer erzählten von ihren Erlebnissen im Feldzug. Ihr Truppenteil war im Lauf der Monate auf der ganzen Front umhergeworfen

Digitized by Google

worden und immer mit in den schwersten Lagen gewesen. Sie hatten mit um den Hartmannsweilerkopf gefochten und hoben die Furchtbarkeit gerade dieser Kämpfe besonders hervor. Sie waren in der wochenlangen „Winterschlacht in der Champagne", dann bei Ypern, kurz immer an den schwersten Stellen und waren nun hier, wo die Kämpfe ja wiederum von größter Erbitterung sind. Ganz einfach, ohne einen Schatten von Ruhmredigkeit, ohne irgendeine dramatische Darstellung erzählten sie davon; aber auch ohne einen Hauch von Klage. Das war nun so; die Selbstverständlichkeit der Pflicht brachte es mit sich, daß jeder darin seine Stelle ausfüllte bis zum letzten Atemzuge. Die ganze feierliche Größe des Krieges schien mir in die schlichten Worte eingeschlossen, die ihnen selbst sicher nicht als etwas irgendwie Besonderes vorgekommen sein werden. Zuweilen sprachen wir auch nicht, sondern lauschten nur und dachten; jeder seine Gedanken. Lange Zeit saß der Hauptmann N. in der Öffnung der Höhle. Seine schlanke Gestalt und das kühn geschnittene Profil des Gesichts zeichneten sich im Schattenriß gegen den metallisch grünen Himmel ab. Die blasse, dünne Mondsichel stand über seinem Haupt — das Ganze in dem dunkeln Rahmen der Höhlung mir ein unvergeßliches Gemälde. Woran er in schweigendem Sinnen denken mochte, weiß ich nicht; aber der eigentümliche Ernst, der über ihm lag, wie ich schon einmal erwähnte, wurde mir vollkommen verständlich. Und mit nicht geringerem Interesse betrachtete ich auch meinen andern Kameraden dieser Nacht. Er war der Abkömmling eines wohlbekannten rheinischen Geschlechts. Sehr jung, wohlgewachsen, hübsch, von jener Feinheit der Züge und Gepflegtheit, die die Zugehörigkeit zu einem guten Hause verriet; dazu reich, Reiteroffizier, kurz, ein Typus, den die Laune des Glücks so recht für den leichtesten Lebensgenuß geschaffen zu haben schien. Auch er aber von ganz dem gleichen ernsten Grundton des Wesens. Wie viele Stunden hatten sie schon erlebt, in denen wie jetzt der Flügel des Todes über ihnen rauschte, und wie viele solche lagen noch in der Zukunft vor ihnen! — Ich sage das nicht um dieser beiden Männer willen, deren Lebensweg der meinige nur so verschwindend flüchtig gekreuzt hat; ich sage es um der Zahllosen willen, die sind und werden wie sie. Was für Männer schmiedet uns dieser Krieg! Gebe Gott, daß ihrer viele dereinst nach Hause kehren, zum Segen unserer Art.

Digitized by Google

Jetzt platzt aber eine Granate so nahe von uns, daß ich den hereinspritzenden Staub auf meinem Handrücken fühle und wir unsern Hauptmann vom Eingang der Höhle wegziehen. Draußen gehen gerade ein paar Soldaten vorbei, der eine mit einem großen Sack beladen. Als die Granate so dicht neben ihnen einschlägt, springen auch sie zur Seite, um in dem benachbarten Erdloch Unterschlupf zu suchen.

„Was habt ihr denn da in dem Sack?" —

„Na, das ist ja das Brot für die ganze Kompagnie", lautet die Antwort, in einem vorwurfsvollen Ton gegeben, der bedeuten soll: dem darf doch nichts passieren!

Kurz danach marschiert eine etwas größere Abteilung vorüber, auf Souchez hin.

„Bleibt man hier, ihr kommt jetzt nicht durch", rufen ihnen die vorher Gekommenen zu.

„So? — Ach wat, wir werden schon durchkommen." Sie gehen ruhig vorwärts — und unsere beiden Soldaten schließen sich ihnen ohne weitere Worte an!

Ein paar Minuten scheint es jetzt, als ob das Schießen, wenigstens der schweren Kaliber, aufgehört hätte, und schon erwägen auch wir, weiterzugehen — — aber — krrrrach!!! erschallt es plötzlich hinter uns vom Acker; so nahe, daß der Erdboden die Erschütterung fühlbar herüberträgt. Und — — krrrrach!!! jetzt nur etwa 20 Meter vor uns. Es beginnt wütender als zuvor. Schwerstes Feuer legt sich auf die Straße. Was jetzt draußen vorüber kommt, eilt rennend dahin. Die Wagen jagen vorüber, was die Pferde hergeben. Auch eine „Gulaschkanone" rast in Karriere vorbei, und das sieht so komisch aus, daß wir gleichzeitig in helles Gelächter ausbrechen. Hinter dem Feldküchengefährt läuft ein Trupp Soldaten. Vielleicht hatte unser Lachen sie auf uns aufmerksam gemacht; einige von ihnen drehen trotz des Feuers wieder um und treten mit Polizeigesichtern auf unser Erdloch zu.

„Was wollt ihr denn?" —

„Da sitzt ein Zivilist, den wollten wir festnehmen." —

„Laßt nur gut sein, der Herr gehört zu uns."

Zögernd nur und nicht ohne einiges Kopfschütteln entfernen sich die Pflichteifrigen.

Digitized by Google

Und — — krrrrach!!! — Jetzt sitzt die Granate hart am Wegrand uns gerade gegenüber! Diesmal höchstens noch 10 Meter entfernt. Stärker noch als vorhin spritzt der Straßenstaub in unsere Höhle hinein. Alles andere geht zum Glück über uns hinweg; aber die Lage wird nun unzweifelhaft kritisch. Genau so gut wie vor und hinter uns kann die nächste Bombe mitten auf unser Schlupfloch fallen; oder auch nur dicht daneben genügt. Wir können hier nicht bleiben! Ich begreife es vollkommen, daß Hauptmann R. jetzt sagt: „Ich bedaure es aufrichtig, wir hätten Ihnen so gern unsere Stellungen gezeigt, aber ich glaube, es ist nicht möglich. Ich glaube, Sie müssen sich entschließen, umzukehren."

So verabreden wir denn, noch den Einschlag der nächsten schweren Granate abzuwarten und dann sofort aufzubrechen. — — — Ein paar ziemlich spannungsvolle Minuten — — krrrrach!!! — da sitzt sie, ungefähr an derselben Stelle wie zuletzt. Wenige Augenblicke später stehen wir alle auf der Chaussee und rennen nun, zugleich mit einer Anzahl anderer Soldaten, die gerade von Souchez her vorüberkommen, in der Richtung gegen Angres zurück.

Nach etwa 250 Metern halten wir inne an einer Stelle, wo eine höhere Bodenwelle zur Seite Deckung, oder wenigstens das Gefühl einer solchen giebt, und schauen rückwärts. Der Tag hat jetzt ganz die Nacht überwunden; ein Sommermorgen von höchster Schönheit liegt mit leuchtendem Sonnenschein über dem weichen, umbuschten Tal, das vollkommen einsam scheint, ohne eine Spur menschlicher Tätigkeit. Das Spiel der kriegerischen Lichter hat aufgehört. Nur das wilde Klingen in den Lüften dauert fort und gibt Zeugnis von dem mörderischen Kampf, der in Wahrheit hier im Gange ist.

Dann wandern wir zurück bis zu unserm Wagen, den wir wohlbehalten hinter einem Hause finden. Durch die taufunkelnde Landschaft fahren wir zurück bis zu dem Ort des Stabsquartiers. Hier verabschieden wir uns mit aufrichtigem Dank von unsern aussteigenden Führern, und gegen 6 Uhr treffen wir wieder im Hôtel du Grand Cerf in Douai ein, wo noch alles in tiefem Morgenschlummer liegt.

Digitized by Google



Die Wohnung Sr. Majestät des Kaisers im Großen Hauptquartier.



Der Sitz des Generalstabs im Großen Hauptquartier.

Digitized by Google



Stadttheater zu Le Cateau, eingerichtet zur Wurstfabrik.
Die Wurst in Emailwannen einer dortigen Badewannenfabrik angesetzt.



Herabgeschossenes französisches Flugzeug.

Digitized by Google

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Im Flugzeug zwischen Maas und Mosel.

....., den 22. Juni 1915.

Eine jahrzehntelang versunkene Erinnerung an das Bandagieren vor der Mensur huschte lächelnd durch meinen Kopf, als mir der schlanke Fliegeroffizier seinen dicken Wollschal mehrmals um den Hals wickelte, seine pelzgefütterte Lederjacke anziehen half und die Brille auf die Nase paßte. Dann setzte er mir den Fliegerhelm auf das Haupt; er drückte etwas an den Ohren, aber es ging. Auf der weiten Wiesenfläche stand der Doppeldecker mit gespreizten Fittichen, straff und sauber. Die verschiedenen Kugelspuren in seinen Leinwandflächen waren schön verklebt; nur das eine jüngste kleine Loch in dem Aluminiumkörper selbst klaffte noch und wurde als ehrenvolle Narbe stolz gezeigt. Ich erkletterte den Vordersitz; der Flieger nahm hinter mir Platz und wies mir, wie ich mich mit dem breiten Lederband über der Brust festzuschnallen hätte. „Nur für den Abflug. Nachher können Sie es abmachen und legen es erst zum Landen wieder um.“ Dann gab er das Zeichen. Der Monteur warf die braunen Mahagoniflügel des Propellers an, und plötzlich raste ein Sturmwind über uns dahin und über die wogenden Grasflächen neben und hinter dem Fahrzeug.

Ein scharf begrenzter Sturmwind, denn Wutz, der Fliegerhund, der im Gras dabeilag und dies alles schon kannte, hob blasiert den Kopf nicht von den Vorderpfoten, obwohl der heulende Hauch nur zwei Fuß vor seiner Schnauze die Halme platt an den Boden drückte. Ein Zittern durchlief die Maschine und teilte sich mir mit bis in die Fingerspitzen; aber noch stand sie. Mit einem Male verdoppelte der Motor, wie in

Digitized by Google

zorniger Ungeduld, das tiefe Dröhnen seines Umschwungs. Die bis dahin noch wie ein schwirrendes Rad sichtbaren Propellerflügel verschwanden vor meinen Augen; sie waren nicht mehr da, sie hatten sich verwandelt in ein wildes Gebrüll dicht vor mir, das jedes übrige Geräusch erdrückte, auslöschte. Und nun bewegten wir uns! Langsam rollte die Maschine auf ihren Gummirädern über den Wiesenboden vorwärts, an den Zelten vorbei und den Menschen, die davorstanden und uns zuschauten. Allmählich ging es rascher, aber wir lösten uns noch nicht vom Grund, auf dessen Unebenheiten die Räder leicht aufstießen. Der Apparat schwankte dabei seitlich ein wenig hin und her, so daß ich einen Augenblick das lächerliche Gefühl hatte, er liefe wie ein junger Storch, der fliegen lernen will, stelzend und mit ausgebreiteten Flügeln über die Wiese. Da aber, fast als hätte er derart Despektierliches gemerkt, verstärkte er noch einmal seine Stimme — und ich bekam fast einen Schreck. Das war der Donner selbst! Das war groß, ungeheuer! Das Gebrüll und die Kraft von hundert Löwen auf einmal; hervorgebracht, zusammengefaßt, gebändigt und nach seinem Willen gelenkt von der Hand des Mannes, der hinter mir saß. Es überkam mich wie Ehrfurcht:

πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.

Um meinen Fliegerhelm brauste jetzt ein Orkan; das Flugzeug begann, so schien mir's, in großen, weiten, flachen Sätzen zu springen, wie ich den Jagdleoparden auf den Steppen Haidarabads hinter der Antilope herschießen sah. Nun ein paar Sekunden das wundervolle Fühlen wie bei jenem Fliegen im Traum, wo man nicht vollkommen schwebt, sondern sich in großen, ätherleichten Bogenschwüngen vom Boden abstößt. Aber doch nur zwei-, höchstens dreimal berührten die Räder noch das Gras, dann war jede Erdenschwere abgestreift — wir schwammen!

Eine der ersehntesten Stunden meines Lebens hatte ihren Anfang genommen.

Die Fahrt im Freiballon kannte ich schon, die im Flugzeug noch nicht, und so nahm zunächst die einfache Tatsache des Fliegens selbst alle Sinne in Anspruch.

Daß ich stieg, nahm ich nur wahr an einer leichten Aufwärtsstellung der Tragflächen und an dem raschen Kleinerwerden der Dinge unten. Wir machten eine Wendung und flogen in wenigen Minuten wieder

Digitized by Google

über die Abfahrtstelle hinweg, und schon waren die Zelte nur noch wie ein paar zusammengekehrte Schneehaufen am Straßenrand, und die Menschen so winzig, daß ich die Personen nicht mehr unterschied. Wir überflogen ein Dorf; um eine spitzige Kirche herum lagen die liliputanischen Gehöftlein in kleinen Vierecken, so sauber „aufgebaut", daß sie etwas Drolliges bekamen. Überraschend schnell verwandelte sich die Landschaft in das Bild der großen unter mir ausgebreiteten Landkarte. Es war ein wunderbar heller Tag, und so lag jede Einzelheit, die ich überhaupt wahrnahm, mit einer kristallenen Klarheit da. Wer hätte sich nicht schon über die Schärfe unserer Fliegerphotographien gefreut und sich gesagt: was müssen das doch für ganz besondere Apparate sein. Hier oben versteht man es besser; die Gegend liegt, wenn es schön ist, wirklich so deutlich unter einem; die Lufttönung, die die Gegenstände unten in der Ferne sehr bald umschleiert und verwäscht, spielt hier auf viele hundert Meter noch gar keine Rolle. Und das ist auch ganz natürlich; der Dunst der dickeren Luftschichten, der das bewirkt, liegt ja in geringer Höhe über dem Boden ausgebreitet; unten sind wir selbst darin, und der Lichtstrahl, der uns von einem fernen Gegenstand der Erdoberfläche zukommt, hat den ganzen Weg durch dies Medium zu nehmen. Nach oben hin hat er nur eine ganz kurze Strecke in den schwersten Luftschichten zurückzulegen; rasch kommt er in immer leichtere und reinere. So steht dann jeder Ort, jede Ackerflur, jedes Waldstück mit der größten Schärfe der Zeichnung da; Chausseen, Fußwege, Eisenbahnen, Gräben, Wasserläufe durchziehen geschlängelt und im Zickzack das Bild mit einer Liniensauberkeit, daß es ein sinnliches Vergnügen macht, ihnen mit dem Blick zu folgen. Nur eines ist viel schöner, als die Photographie es wiedergibt. Das ist die Farbe. Auch sie tritt uns mit einer fabelhaften Frische und Intensität entgegen; es ist, als ob bei der Verkleinerung der Gegenstände ihr Gehalt an Farbe zusammengedrängt und dadurch verstärkt würde. Wer öfter eine Landschaft durch die Camera obscura gesehen hat oder wer von meinen Lesern etwa in seinem Hause einen der hübschen alten englischen Konvexspiegel besitzt, der kennt die Wirkung. Bunt und leuchtend wie ein schöner alter Teppich, der eben vom Reiniger kommt, schimmerte die Welt dort unten: graugelblich und ockerfarben die Dörfer; rot — von den massenhaften Mohnblüten —, gelb und grün die in tausend und tausend Flicken

Digitized by Google

und Streifen nebeneinandergereihten Äcker; blendend weiß die Chausseen; leuchtend grün wie der Glanz des chinesischen Nephrits die Wälder, wo die Sonne sie beschien, tiefer im Schatten. Die Welt war so schön, so wunderschön: aller Schmutz, aller Verfall, aller Jammer war verschwunden; alles blitzte von Klarheit und Sauberkeit wie eine kostbare Mosaik; alles leuchtete in heiterem Glanz! So schauen wohl die Olympischen sie von oben, die das Elend der Menschen nicht bewegt, die nur glänzende Götterlüfte rühren, „leicht, wie der Finger der Künstlerin heilige Saiten".

Und nun das Fliegen selbst! —

Ich schwebte über einem großen Wald dahin. Schaute ich über den Rand des Flugzeugs nach unten, dann war es auf ein Haar so, wie ich es mir als Knabe gedacht hatte, wenn ich von dem fliegenden Teppich in „Tausendundeiner Nacht" las.

„Wie hoch sind wir?"

„Achthundert Meter."

Es war ein Laubwald. Die schrägstehende Sonne modellierte durch Licht und Schatten seine Oberfläche; er sah aus wie ein recht dickwolliger, flockiger Teppich; es mußte ganz weich sein, auf ihn hinunterzufallen. Goldener Sonnenschein lag auf den Tragflächen meines Flugzeugs wie auf den wagrecht ausgebreiteten Schwingen eines weißen Adlers, der ohne Flügelschlag durch den Äther zieht.

Ganz erstaunlich ruhig ist die Bewegung. Das Schüttern ist viel geringer als beim besten D-Zug-Wagen, ich konnte ohne jede Schwierigkeit Notizen schreiben. Es war wirklich fast wie ein ruhiges Schwimmen in einem Boot auf einer spiegelglatten Wasserfläche; auch mit dem gleichen Gefühl der vollkommenen Sicherheit. Wenn der Apparat bei seiner — noch immer fortgesetzten — Aufwärtsbewegung manchmal in leichten Wellenschwingungen anzusteigen schien, so ist der Ausdruck „Wellen" eigentlich zu stark; es war mehr wie das ruhige, langsame Heben und Senken einer gesund und gleichmäßig atmenden Brust. Ich erzählte nachher unten den Fliegeroffizieren von diesem Eindruck und meinem Gefühl der unbedingten Gefahrlosigkeit. Sie lachten und sagten: „Wir möchten Sie darum fast beneiden. Das ist, wenigstens an nicht zu ungünstigen Tagen, der Eindruck des Anfängers. Später, wenn man erst das Gefühl

Digitized by Google

bekommt für die Wirkung der Luftbewegungen auf den Apparat, und was sie bedeuten können, dann wird das leider anders.“ Das mochte richtig sein, ich aber hatte zunächst die ganze Wonne des Fliegens, das ganze Entzücken dieser so unerhörten Tatsache des freien, königlichen Dahinziehens im leuchtenden Himmelsglanz, und die waren so groß, daß ich plötzlich hätte aufspringen, daß ich hätte schreien können vor Glück. —

Das Aufspringen wäre vielleicht bedenklich gewesen; das Schreien hätte nichts geschadet, das hätte kaum mein Kamerad gehört. In der Tat ist das Donnern der Motorexplosionen so gewaltig, daß ich mich mit dem Führer hinter mir nur schriftlich zu verständigen vermochte, indem ich ihm mein Notizbuch über die Schulter hinhielt. Er selbst, der sich zu meinem Ohr neigen konnte — überdies saß ich ja auch näher an den Windschutzscheiben —, schrie mir von Zeit zu Zeit ein orientierendes Wort ins Ohr. Lästig empfunden habe ich dieses Tönen nicht im geringsten; ich hatte es sogar offengestanden binnen kurzem vollkommen vergessen, wie man im Eisenbahnzug sein Dröhnen vergißt. Es ist eben da, es erfüllt alles, wie das Licht oder die Luft, und so lebt man darin wie im Licht und in der Luft, und ich wurde seiner immer nur dann bewußt, wenn es das Frage- und Antwortspiel galt. Daß man aber von allen Lauten des Erdbodens abgeschnitten ist, das ist Tatsache.

„Wie hoch jetzt?“

Ich bekam schon den Höhenehrgeiz, wie der Kraftwagenmensch den Kilometerkoller. Mein Begleiter wies mir am Aneroid und an der selbstzeichnenden Feder des Barographen neben ihm die Ziffer 1000. Nun umfaßte der Blick doch bereits einen recht erheblichen Ausschnitt aus der Gegend, in der das Glück mich diesen Flug machen ließ. Sie gehörte zu den fesselndsten des Kriegsschauplatzes. Ich schwebte über jener merkwürdigen weiten, mit Seen überstreuten Ebene, die den Namen Woëvre führt, und die in ungewöhnlicher Weise gestattet, eine größere geographisch einheitliche Bildung Frankreichs, die selbst auf einer kleineren Karte schon einen bemerkbaren Raum einnimmt, mit einem einzigen Blick zu umfassen. Ich habe im achten Kapitel von ihr erzählt. Sie erhebt sich im Osten ganz sanft zu den Höhen, die so malerisch das linke Ufer der Mosel begleiten. Im Westen bildet ihren Abschluß die steile, einer ungeheueren einheitlichen Mauer gleichende Wand der sogenannten

Digitized by Google

„Côtes Lorraines“, der Bruchrand der Korallenkalkstufe, die am rechten Ufer der Maas dahinzieht; von der Höhe von Dun bis zu dem malerisch auf vorspringendem Kap gelegenen Hattonchâtel in geradliniger Richtung Nordwest-Südost; dann in einem großen, gegen Osten hohlen Bogen bis in die Gegend von Toul. Dies zwischen Maas und Mosel gelegene Gebiet durchbrausten nach den großen Siegen Ende August und Anfang September die deutschen Armeen fast in seiner ganzen Ausdehnung. Ende September erfolgte, wie sich der Leser erinnert, die Erstürmung der Côtes Lorraines und der Durchbruch durch die berühmte Linie der Sperrforts längs der Maas. Bei St.-Mihiel überschritten wir diesen Strom; der Anfang war gemacht, die Festung Verdun auch von hier aus zu umschließen und der von Norden über Varennes herandringenden Armee die Hand zu reichen. Die weitere Entwicklung des Feldzugs hat aber auch hier die Erstarrung des Stellungskrieges eintreten lassen, und wir haben uns seitdem begnügt, die errungenen Positionen, von unwesentlichen Verschiebungen nach der einen und der andern Richtung hin abgesehen, auf dem damaligen Stand zu erhalten.

Das aber mit den zur Verfügung stehenden Truppen fertig gebracht zu haben, ist auch etwas Außerordentliches, der höchsten Anerkennung wert. Die Frontlinie bildet ja eine vorgeschobene Bucht, an deren Wurzel der Gegner von beiden Seiten her drängen kann. Das weiß er natürlich; er hat es in seinen Armeebefehlen offen ausgesprochen, und deshalb ist seit einigen Monaten auch dieses Gebiet eine der Gegenden, wo Joffre ganz besonders versucht, seine große, so oft angekündigte Offensive einzusetzen, die uns aus Frankreich hinausdrängen soll. Man hat den Bereich dieser Gruppe von Kämpfen unter der Bezeichnung „Zwischen Maas und Mosel“ zusammengefaßt, und er ist zurzeit an der Westfront derjenige, der neben dem Gebiet der französisch-englischen Durchbruchsversuche in der Lorettogegend die Aufmerksamkeit am meisten auf sich zieht. Hierher gehören die erbitterten, immer wiederholten Kämpfe, deren Namen auch demjenigen Leser im Ohr klingen werden, der ihre Stätte auf der Karte nicht verfolgt hat: bei St.-Mihiel, bei Les Eparges, bei Ailly, bei Apremont, im Bois brûlé, bei Flirey. Hier liegen, an den beiden gegenüberliegenden Enden des Bogens, die Höhe von Combres und der Priesterwald, jene beiden furchtbaren, blutgetränkten Stätten,

Digitized by Google

wo bis heute so heroisch und so grauenhaft wie nur irgendwo in diesem Kriege gerungen wird.

Ich selbst hatte bei dem bogenförmigen Fluge, in dem wir uns emporschraubten, und hingerissen zunächst von dem bloßen Erlebnis des willkürlichen Fliegens, noch keinerlei ausreichende Orientierung über die Gegend gewonnen, als mein Führer mich von hinten an der Schulter berührte und mit ausgestrecktem Arm zur Seite nach dem Horizont wies. In der Entfernung von vielleicht 8 oder 10 Kilometern erhob sich eine kahle gelbbraune Höhe, wie eine schwere, langgezogene Welle. Auf ihrem Kamm lagen zwei große, mißfarbene, weißgraue Wolkenballen.

„Granateinschläge!“ schrie mir mein Begleiter ins Ohr. Kaum hatte er es ausgesprochen, als neben den vorhandenen Wolken an einer dritten Stelle deutlich eine bräunliche Staubmasse emporspritzte, aus der mit großer Schnelligkeit eine neue ähnliche Wolke erwuchs, über der Höhe stand und sich wie die früheren langsam auflöste. Und gleich danach eine vierte: Einschläge allerschwersten Kalibers. — „Combres?“ fragte ich rückwärts. Mein Begleiter nickte. — Das war also die Stelle, wo gerade in diesen Tagen am allerschwersten gekämpft wurde; wo die Franzosen seit kurzem wieder einen jener mit einer Art Raserei unternommenen Durchbruchsversuche begonnen hatten, dessen Abweisung alle unsere Kräfte in Anspruch nahm. Das Granatfeuer lag auf der Hochfläche ganz ähnlich, wie ich es an der Lorettohöhe gesehen hatte.

Einige Minuten schwebten wir in Sicht dieses großartigen Schauspiels. Dann bog das Flugzeug nach rechts ab, die Combreshöhe entschwand meinen Blicken; wir flogen nach Nordosten.

„Und wie hoch jetzt?“

Der Zeiger des Aneroids stand jenseits von 1500 Meter, und noch immer zeigte die leise Aufwärtsstellung der Tragflächen, daß wir stiegen. An den Gegenständen auf der Erde konnte ich das jetzt nicht mehr wahrnehmen, denn in dieser Höhe machen mehrere hundert Meter für das ungeübte Auge kaum noch einen erkennbaren Größenunterschied aus.

Ein viel umfassenderer Rundblick als vor einer halben Stunde lag jetzt in meinem Gesichtskreis. Man bekam schon etwas „Erdkugelgefühl“,

Digitized by Google

man begann schon sich diesem Stern da unten gegenüber zu objektivieren. Da lag nun dies Planetengebild, auf das wir Menschen mit unserm körperlichen Sein im Weltall ausschließlich angewiesen sind, und das, wie der gegenwärtige Völkerkampf zeigt, schon heute für uns zu klein geworden ist. Werden wir für immer daran gefesselt bleiben? Moralisch scheinen unsere Fortschritte über unsere darwinistische Vergangenheit hinaus einem heutzutage ja manchmal mehr als fraglich, wenn man sieht, wie die Völker genau wie ein Rudel Wölfe über ein anderes herfallen, das ihnen den Fraß zu verkürzen droht, in dem Augenblick, wo sie glauben, es ist schwach genug, daß man es überwältigen kann; und je größer die Masse der Angreifer ist, um so mehr kommen von den Seiten heulend mit herbeigestürzt, um bei der Beute beteiligt zu sein. Nur die Wölfe lügen nicht und nennen das nicht den „heroischen Kampf für Recht und Völkerbefreiung". Aber technisch! Da läßt sich gegen einen ungeheuern Fortschritt wenig einwenden; da morden wir Menschen denn doch z. B. ganz anders als die Wölfe! Und wenn ich mich jetzt so über diesen Planeten dahinfliegen sehe, möchte ich wirklich fragen, warum sollen wir nicht dereinst einmal zu einem andern gelangen und die hohen Segnungen unserer Menschenzivilisation auch dorthin tragen?

Unten erscheint jedes, aber auch jedes Fleckchen Boden ausgenutzt: Äcker in unzähligen Streifchen, Viehweiden, Siedlungen, Straßen; nichts mehr scheint unverwertet. Selbst von den großen und kleinen dunkeln Waldflecken, die allenthalben dazwischen gestreut sind, weiß man ja, daß es gezüchtete Nutzwälder sind. Senkrecht unter mir liegt gerade inmitten reizender Park- und Wiesenflächen ein vereinzeltes Bauwerk, winzig von hier, in Wahrheit aber wohl recht stattlich. „Schloß Moncel", schreit mir mein Begleiter von hinten her ins Ohr. Es ist die prächtige herrschaftliche Besitzung dieses Namens an der Chaussee von Conflans nach Gravelotte.

Gravelotte! Welch ein Wort, welch eine Erinnerung! Die Gefilde von Gravelotte, St.-Privat, Vionville, Mars-la-Tour umfasse ich dort im Süden mit einem einzigen Blick. Sie gemahnen an die vorletzte Episode des ungeheuern jahrtausendelangen Ringens um diese Ackerfluren unter mir. Gegenwärtig vollzieht sich in demselben Gesichtskreis die jüngste und düngt sie von neuem, tiefer als je, mit Menschenblut.

Digitized by Google

Wird jemals die letzte kommen, so lange das Menschengeschlecht auf diesem Ball dort in der Tiefe haust?

Voraus in die Ferne zieht sich das gewundene Tal eines Flüßchens dahin; weniger an diesem selbst erkennbar oder an den sich zu ihm hintiefenden Talgehängen, denn deren Höhenunterschiede erscheinen hier oben ausgeebnet, als an der Fülle der Ortschaften, die sich zu beiden Seiten an das Leben und Segen spendende Wasser drängen, tief eingebettet in die Gärten und Weinberge, die sie sich mit rührender Betriebsamkeit geschaffen haben. Schön, wunderschön ist das doch; um so schöner, je näher wir der Mosel kommen, und wir Söhne wollen dies einst uns in Zeiten der Schwäche schnöde Entrissene festhalten, nachdem unsere Väter es mit ihrem Blute wiedererworben.

Wie all die Tage, stehen auch heute verschiedene deutsche Fesselballons in der Luft, als treue Wachtposten, die das Gelände überschauen. Ich sehe ihrer drei Stück, nah und ferner, etwa 400 bis 600 Meter hoch über dem Boden. Der Führer macht sich das Vergnügen, über den einen gerade oben hinwegzufliegen. — Mein Gott, wie ich diesen Fesselballon, bei aller Anerkennung seiner Bravheit, verachte! Da liegt er nun, tausend Meter unter mir, an seinem Seil, wie ein Hund an der Kette. Sein kleiner hellgelber Körper löst sich kaum von dem Walde, über dem er hängt; er sieht eigentlich aus wie ein kleiner goldiger Seidenkokon auf einem grünen Tuch.

Nun aber blitzt es silbern im Westen; klarer und klarer zeichnet sich der geschlängelte Lauf eines großen Flusses ab: die Mosel. Gegen Süden, am Abschluß eines längeren geraden Laufstücks, liegt zu ihren beiden Ufern eine größere Stadt. „Pont-à-Mousson!“ klingt es in mein Ohr. Das haben die Franzosen noch, oder vielmehr sie haben es seit der großen Rückwärtsbewegung nach der Marneschlacht im vergangenen Herbst leider wieder; wir hatten es schon einmal.

Und von neuem berührt mich die Hand meines Geleiters und weist nach einer Stelle westlich neben Pont-à-Mousson. „Priesterwald!“ ruft er in dem durch das Motorgebrüll gebotenen Lakonismus. Ich sehe in der angegebenen Südrichtung hintereinander drei große schwarze Waldflecke liegen, und indem ich mit dem Arm abzählend hinweise, schreie ich rückwärts: „eins — zwei — d r e i?“ Er nickt. So sah ich denn, wie die

Digitized by Google

Combreshöhe, auch die andere der beiden Stellen, wo heute die allerwildesten der Kämpfe zwischen Maas und Mosel vor sich gehen. Vorläufig jedoch nur in der Ferne; jetzt hielt der Führer noch weiter die Richtung gegen Osten, und ein wunderbares Schauspiel entfaltete sich dort; ganz allmählich, aber immer reicher. Die von allen Seiten heranziehenden Wege schossen wie in dem Zentrum eines großen Spinngewebes zusammen, die Siedlungsflecke verdichteten sich und wuchsen schließlich ineinander, zu einer mächtigen, zu beiden Seiten des schimmernden Stromes sich ausbreitenden Stadt. Das war Metz.

Unmöglich ist es, die Fülle der Gesichte wiederzugeben, die bei dem Flug über eine solche Stadt Auge und Seele überfluten. Das Auge mit der unentwirrbaren Masse reizvoller Einzelheiten, die Seele mit mächtigen Erinnerungen und mit dem Gefühl gegenwärtiger Bedeutsamkeiten. Schon überfliegen wir den weitausgreifenden Gürtel der Außenwerke dieser Riesenfestung. „Fort Wagner", ruft mein unermüdlich liebenswürdiger Mentor und weist auf eine erst schräg, dann nahezu senkrecht unter mir liegende große Befestigungsanlage, die augenscheinlich die Höhe eines Hügels krönt; Serpentinenwege deuten letzteres an. Ich weiß, für den gewöhnlichen Sterblichen ist dies eine Stätte, unnahbar fast wie die Unterwelt. Welch ein königliches Gefühl, über diese stärksten Hindernisse, die der Mensch an der Erdoberfläche aufrichten kann, spielend, lachend dahinzusegeln. Wie ein blitzsauberes Croquis liegt das Ding mit seinen mathematischen Linien unter mir. Aber ich bin doch schließlich froh, daß wir an unsern Flügelflächen das große schwarze Eiserne Kreuz tragen. Wären wir ein fremdes Flugzeug, dann würde sich das friedliche Croquis da unten doch wohl in einen kleinen feuerspeienden Vulkan verwandeln, der uns den Aufenthalt über seinem Haupte recht unbehaglich gestalten dürfte.

Wir haben 100-Kilometer-Geschwindigkeit; mit erstaunlicher Eile schwebt die große Stadt dort unten heran und entfaltet sich immer glänzender. Schon kennzeichnet sich auch das Zickzack der Wassergräben aus der alten Vauban-Zeit, die jetzt, von Grün umwuchert, ein so reizender Schmuck der alten Stadt geworden sind. Brücken überspannen allenthalben die Arme des blanken Stromes, und ich erkenne bereits einige mir besonders liebe Stadtgegenden wieder. Und da ist auch sie,

Digitized by Google

nach der ich vor allem spähe: die große Kathedrale, die zu den gewaltigsten gehört, die ich kenne. Wie gewaltig! das sah ich erst hier. Weit mehr, als man es irgendwo vom Boden aus erkennen kann, überragt und beherrscht ihre Masse das Meer der Dächer. Wieder einmal ergreift mich Staunen vor der planenden Kühnheit und der Kraft der mittelalterlichen Stadtgemeinden, die in der Beschränkung der damaligen Zeit solche Gotteshäuser schaffen konnten, die auch heute noch das gesamte Gehudel der übrigen Stadtbauten ungefähr ebenso stolz beherrschen wie damals. Das Aneroid wies die Ziffer 2000, und in dieser Höhe zog ich gerade über der Kathedrale von Metz hinweg!

Dort unten standen sie nun wohl auf den Gassen mit gereckten Hälsen und schauten neugierig und beneidend nach oben, wie ich selbst es so oft getan. Ich sah keine Menschen; vielleicht sieht man sie in dieser Entfernung nicht mehr, oder der Dunst über der vom Tage erhitzten Stadt umschleierte den Blick. Um die Kathedrale herum drängten sich die alten Stadtteile so eng zusammen, daß die Fläche ihrer gelbbraunen Dächer aussah wie eine rissige Krokodilhaut; die Hauptstraßen, tief beschattet in der abendlichen Sonne, durchzogen sie wie schwarze Sprünge.

Doch kaum notdürftig erfaßt, glitten bei der pfeilschnellen Fahrt die Einzelheiten des Bildes unter mir weg, schrumpften ineinander, lagen wieder hinter mir. Wir flogen noch eine kleine Strecke ostwärts über Metz hinaus und bogen dann nach Süden um, der Mosel zu, der wir dann stromauf folgten, sichtlich immer noch im Steigen begriffen. Der Führer hielt sich zuletzt ziemlich genau über dem stahlblauen Band des Flusses, und mit erstaunlicher Schnelligkeit wuchs uns die Häusermasse von Pont-à-Mousson entgegen.

Nun fing die Sache an dramatisch zu werden. Pont-à-Mousson war, wie ich schon sagte, bereits französisches Gebiet. Daß die feindlichen Linien nicht überflogen würden, war mir ausdrücklich zur Bedingung gemacht worden. Meinen geheimen Wunsch aber, natürlich so nahe an sie heranzukommen, wie es der Sinn des Gebots irgend gestattete, hatte mein Führer, wie ich zu meinem Vergnügen sah, stillschweigend verstanden. Wo vor Pont-à-Mousson die gegnerischen Linien lagen, konnte ich in den mit Gärten erfüllten Talumgebungen

Digitized by Google

der Mosel nicht entdecken; weit indes konnten sie unfraglich nicht mehr sein. Zur Rechten, westlich vom Flusse, schwebten jetzt die drei großen Waldflecke heran, die mir mein Begleiter vorhin gewiesen hatte und deren dritter der Priesterwald war. Wir fuhren westlich an dem ersten vorüber. Dann an dem zweiten. Nun lag nur noch die breite, fast schwarze Fläche des Priesterwaldes selbst vor mir, durch den der Doppelgürtel der deutschen und französischen Stellungen hindurchgeht. Es ist schwer für den Neuling, Winkel und Entfernungen vom Flugzeug aus richtig zu schätzen; vielleicht waren wir in Wirklichkeit noch gar nicht so nahe, vielleicht war der Winkel, in den ich hinunterschaute, noch gar nicht so jäh, wie es mir vorkam. Jedenfalls schien es mir selbst, als streifte ich fast die Vorstädte von Pont-à-Mousson; steil unter mir lag die Stadt. Zweifellos mußten sie uns dort längst beobachtet und auch das feindliche Flugzeug erkannt haben. In ihrem Feuerbereich waren wir ohne Frage bereits. Wie hoch flogen wir jetzt? — 2300 Meter! Nun, immerhin ein nicht unbeträchtlicher Sicherheits-Koeffizient, und 100 Kilometer Geschwindigkeit ein zweiter.

Bereits vermeinte ich in Pont-à-Mousson jedes einzelne Haus unterscheiden zu können, als mein Hintermann mich wieder veranlaßte, zur Seite zu schauen. Neben uns in der Luft, in ungefähr gleicher Höhe mit unserm Fahrzeug, schwebten drei kleine blendend weiße Wolkenbällchen; wie Schnee leuchteten sie in der Sonne. Die Bällchen kannte ich, die hatte ich so oft von unten verfolgt, wenn sie neben den Fliegern am Himmel aufblühten und, immer neu entstehend, ihren Weg begleiteten. Das waren Schrapnells! Knalle hatte ich nicht gehört; aber das wußte ich schon, daß der Flieger einen solchen des Motorgeräuschs halber, außer in größter Nähe, nicht vernimmt. Mit einer Gebärde fragte ich rückwärts: „Uns?" — Der Führer nickte und lachte: „Macht nichts — weit vorbei." In einem großen Bogen schwenkte er aber jetzt nach Westen herum. Pont-à-Mousson lag uns im Rücken. Ob sie noch weiter hinter uns herschossen, weiß ich nicht; man kann vom Vordersitz des Flugzeuges schlecht nach rückwärts sehen, und zu hören war ja nichts. Ich aber war entzückt; nun erst war doch aus meiner ersten Flugzeugreise so etwas wie eine richtige Kriegsfahrt geworden. —

Digitized by Google

Unser Flugzeug schwebte jetzt am Nordsaum des Priesterwaldes dahin. Im Westen hatte sich über den Côtes Lorraines eine Dunstwand erhoben, die in der Tiefe das Licht der schon wesentlich abwärtsgestiegenen Sonne abdämpfte. Der große Wald unten sah deshalb fast schwarz aus. Wie eine ungeheure Sargdecke lag er über der breiten Bodenwelle, die ihn trägt. Es ergriff mich doch wie ein Schauer, auf diese Stätte hinabzuschauen, die trotz ihres Namens einen Platz in Dantes Höllendichtung verdiente. Von den Stellungen war im Walde nichts zu sehen, sie blieben unter den Wipfeln verborgen. Gleichmäßig düster zog sich die Fläche dahin; keine Spur eines menschlichen Lebens war zu gewahren. Und doch wußte ich, wie sie dort mit glühenden Augen, die Hand am Gewehr, im Waldboden eingegraben, einander gegenüberlagen.

Und nun kam es! Nun entrollte sich vor mir das erschütterndste der Bilder, die ich auf dieser Fahrt gesehen, und eines der grauenvollsten, das mich dieser ganze Krieg hat erblicken lassen. Wir flogen jetzt an dem westlichen Ausläufer des Hügelrückens vorüber, der Gegend, wo die eigentlichen Kämpfe stattfinden. Das heißt, an jener irdischen Gehenna vorüber, wo immer von neuem der fürchterliche Hagel der Granaten auf die mit Menschen und Leichen durcheinander gefüllten Gräben herniedergeht; wo immer wieder im wütenden Bajonett- und Messerangriff den vom Geschützdonner, von den Minenexplosionen, von den Szenen des Grausens ringsum toll gemachten Gegnern ein mehr als halb vernichtetes Grabenstück abgerungen wird — um binnen kurzem, vielleicht schon am Abend oder den Tag darauf, von der andern Partei wieder genommen und in Windeseile, im Schutz der Nacht, so gut es geht, wiederhergestellt zu werden. Hier war die schwarze, schweigende Walddecke zerrissen, zerfetzt — nein, sie war wie versengt. Nur noch kahle, zersplitterte Baumstrünke waren hier und dort zu sehen; sonst lag der Boden nackt und bloß, in einer rotbraunen Farbe, wie die Stätte eines furchtbaren Brandes oder wie der Fleck eines lebendigen Körpers, an dem eine dunkle Haut weggerissen ist und das blutige Fleisch bloßliegt. Das Artilleriefeuer hatte den Wald völlig vernichtet. Ein Gewirr feiner Linien lief über die Hügelflächen dahin, labyrinthisch ineinander verflochten und stellenweise nur undeutlich zu erkennen. Besonders da, wo die weißlicheren Flecke sich häuften, die unregelmäßig das Gelände

überstreuten. Diese Flecke waren die dichtesten Zusammendrängungen der Sprengtrichter der Granaten und Minen, die über die Gehänge geregnet waren wie die Tropfen aus einer Gießkanne. Das Ganze sah aus, als hätten hier Riesen miteinander gerungen, mit Nägeln und Zähnen ineinander verkrallt sich am Boden gewälzt, mit den Füßen ihn zerrissen, mit ihren Blutströmen ihn gefärbt. Es war unsagbar schaurig zu sehen.

Zurzeit war hier anscheinend alles ruhig; nicht eine Spur irgendeines Lebens war wahrzunehmen; und das machte den Eindruck beinahe noch schrecklicher; es war wie eine bange Stille vor einem neuen Sturm.

Auch dieses Bild versank hinter mir wie die andern. Wir flogen längs der Stellungslinien weiter gen West. Hier, wo die Gräben besser imstand gehalten waren, sah ich ihr System nun mit einer überraschenden Deutlichkeit durch das Gelände ziehen. Die deutschen Gräben etwas klarer als die französischen, weil sie mir näher waren; aber ich erkannte doch auch die gegnerischen. Wie zerschlissene Häkelborden lagen die zahlreichen, durch Querfäden miteinander verbundenen Grabenlinien da. Ein geübtes Auge, das sie kannte und in einer Zeichnung vor sich hatte, mußte von hier aus vorgenommene Veränderungen an ihnen leicht wahrnehmen, die Photographie sie unfehlbar festhalten. Lange Annäherungswege, im Zickzack, führten von rückwärts her an sie heran. Immer als feine Doppellinien, d. h. die beiden weißen Grabenränder und der schwarze Schattenspalt des Grabens selbst zwischen ihnen. Bei den mehr oder weniger senkrecht zu dem Licht der Abendsonne verlaufenden Gräben erkannte man auch noch eine zweite dunkle Linie: den Schatten der östlichen Grabenumwallung. Die Gräben bekamen dadurch trotz ihrer winzigen Kleinheit etwas merkwürdig Plastisches.

Wir flogen jetzt in der Gegend gegenüber von Flirey. Die kannte ich näher; ich werde demnächst von ihr erzählen. Dort entstieg mit einem Male dem äußersten deutschen Graben eine mächtige weißliche Wolke. Von hier oben erschien sie natürlich spielerisch klein, ein weißes Wattebäuschchen. Und ruhig wie ein solches, fast ohne erkennbare Veränderung, stand sie auch lange dort über dem Boden. „Granate?“ fragte ich zurück. — „Mine“, war die Antwort. Es war ein fran-

Digitized by Google

zösischer Minenwerferschuß, der mit glänzender Sicherheit gezielt war, denn er saß genau auf der scharf gezeichneten Grabenlinie, wie der Fiederpfeil einer Windbüchse auf einem Scheibenring. Hoffentlich hatte er nicht zu schweren Schaden angerichtet.

Ungefähr unter uns lag der Ort Essey. Hier hatte sich vor einigen Tagen in den Lüften ein erschütterndes Fliegerdrama abgespielt. Ein französisches Flugzeug, das sich schon lange für uns lästig gemacht hatte, war hier von einem unserer Kampfflugzeuge überflogen und von oben her mit dem Maschinengewehr beschossen worden. Von Tausenden von Augenzeugen unserer Truppen in der Umgebung wurde das Schauspiel spannungsvoll verfolgt. Plötzlich sah man, wie der gegnerische Apparat sich überschlug, zwei kleine schwarze Gestalten, die Insassen, fielen heraus; ebenso löste sich der schwere Motor vom Apparat und sauste senkrecht hernieder, während der letztere selbst in schrägerer Richtung abwärts stürzte. Die beiden Männer fielen auf ein Hausdach in Essey, durchschlugen es und wurden unten natürlich zerschmettert gefunden. Der eine der beiden Franzosen, ein Offizier, trug ein Papier bei sich, in dem gebeten wurde, wenn ihm ein Unfall über den deutschen Gebieten begegnen sollte, ihm ein Begräbnis nach katholischem Ritus zuteil werden zu lassen und diese Tatsache dann seinen Angehörigen unter angegebener Adresse bekannt zu geben. Exzellenz Freiherr von G..., der Befehlshaber in diesem Abschnitt hier, trug Sorge, daß beiden Männern eine Bestattung bei Essey mit kirchlichen und militärischen Ehren zuteil wurde, und ließ auf dem üblichen Vorpostenwege einen Brief mit der Mitteilung davon zum Gegner hinübergelangen. Einige Tage darauf kreiste ein anderer französischer Flieger oben über der Grabstätte und warf einen Rosenstrauß herab.

Unser orkanschneller Flug — dessen Geschwindigkeit ich übrigens selbst oben nur dann wahrnahm, wenn ich senkrecht hinabschaute oder wenn ich den Kopf über die Schutzscheibe erhob und den Sturmwind fühlte — trug uns nun wieder den Côtes Lorraines entgegen. Es ging jetzt auf die sinkende Sonne zu, und gegen die Sonne ist, wie mir die Flieger nachher unten sagten, immer sehr wenig zu sehen. Überdies braute sich das Dunstmeer über den Côtes immer höher empor. In unserer Höhe — noch immer 2300 Meter — schwammen wir gerade

Digitized by Google

in der Erhebung seiner Oberfläche und bald auf ihr selber, wie auf einem trüben See, über dem die blasse Sonne stand wie über einem bräunlich dampfenden Moor. In dem Dunst waren die Dinge am Erdboden nur sehr undeutlich zu erkennen, aber es hatte etwas großartig Düsteres, wie die schwarzen Massen der bewaldeten Berge der Côtes heranschwebten. Bald lag ihr Rand fast senkrecht unter mir, wenn auch als Randabsturz von hier nur wieder durch die Schlangenlinien zu erkennen, in denen die Wege von der Niederung zur Höhe emporklimmen. Es schien mir die Gegend von Heudicourt und Buxerulles zu sein. Hier war es, wo ich Ende September vorigen Jahres die riesigen österreichischen 30,5-cm-Mörser auf das Sperrfort Liouville feuern sah, dem mit einem wahnsinnigen Krach und einem wilden, tierischen Heulen in die Lüfte fahrenden Riesengeschoß nachschaute und es wirklich auch für den Bruchteil einer Sekunde hoch oben im blauen Äther als einen feinen metallischen Blitz funkelnd erfaßte; wer weiß, vielleicht gerade da, wo ich heute flog. Liouville selbst konnte ich nicht finden; vorübergehend aber schimmerte jenseits der dunkeln Côtes der Spiegel der Maas, bei St.-Mihiel, durch den Dunst. Dort auf den besonnten Höhen über der Maas hatten wir auf das bezwungene Les Paroches hinabgeschaut und auf den gewaltigen Geschützkampf rings an den Waldbergen, der unsere Waffen jenseits der Maas vorwärtstrug.

Das Flugzeug hatte nach Norden geschwenkt, längs des Randes der Côtes. Deutlich lag unter mir zur Linken das weit vorspringende Kap, das Hattonchâtel so malerisch krönt. Zur Rechten in der Ebene breitete sich zwischen Wald und Äckern eine Seefläche in sehr charakteristischer, dreizipfliger Form. Ich erkannte sie ohne weiteres nach der Karte; es war der Étang de Lachaussée. Hierhin ging jetzt der Flug. Wir waren gerade darüber, als mein Begleiter mich wieder an der Schulter berührte: „Anschnallen!" rief er. Wenige Augenblicke darauf hörte ich unsern Motor; d. h. sein Geräusch kam mir zum Bewußtsein, weil es plötzlich — sehr viel geringer wurde! Im gleichen Augenblick kehrten auch die verschwundenen Propeller zurück und kreisten vor meinen Augen wie ein flirrendes Rad.

Und nun kam etwas, was mich als Grünling vielleicht hätte beunruhigen können, wenn ich nicht ein derart unbedingtes Zutrauen zu

Digitized by Google



Phot.: Pietsch.

Beschießung eines französischen Fliegers, beobachtet in Fort Brimont bei Reims.

Digitized by Google



Gesprengte Eisenbahnbrücke unweit Thiaucourt.
Im Vordergrund Exz. Freiherr von G...
(Vgl. Seite 388.)



Friedhof unweit Thiaucourt.

Digitized by Google

dem Apparat und dem Führer gewonnen hätte, daß ich glaube, ich hätte aus der Gondel fallen können und hätte bloß gedacht: das gehört dazu, und man wird mich schon wieder auffangen. Die Tragflächen des Doppeldeckers stellten sich mit einem Male so schräg, daß ich mich am Rand des Bootskörpers festhalten mußte. Der Abstieg begann. In großen kühnen Spiralen schraubte sich der Apparat senkrecht zu Tal; es war gerade, als ob er an den Innenwänden eines ungeheuern unsichtbaren Zylinders kreisend abwärtsglitt. Mit erstaunlicher Schnelle wuchs und wuchs das dunkle Seegebilde unter mir, quollen aus den zusammengeballten Dingen dort unten immer neue, reichere Einzelheiten hervor und verengte sich andererseits der Teil des Planeten, den ich überschaute. Irgendwelche unangenehmen Empfindungen der Art, wie sie manche Leute bei einem rasch absteigenden Aufzug kennen, hatte ich nicht. Wohl aber eine andere, die zuletzt unleugbar sehr peinlich wurde; nämlich einen mit der dichter werdenden Luft immer zunehmenden Druck auf das Trommelfell, der sich allmählich zu einem heftigen Schmerz im Ohr steigerte.

Die schilfigen Ränder des Sees schienen geradezu mit Windeseile auf mich zuzustürzen, als die Spiraldrehung plötzlich aufhörte und mit schlankem Bogen wieder in einen gradlinigen Flug überging; ich schätzte in etwa 300 Meter Höhe. In weniger als fünf Minuten hatten wir die 2000 Meter durchfallen, zu deren Aufstieg wir fast eine Stunde gebraucht hatten.

Noch aber waren wir weit von unserm Abflugsort entfernt. Langsam absteigend legten wir diese Strecke zurück, und ich sog dabei die gleitenden Bilder in mich ein wie die letzten Tropfen eines köstlichen, zu früh geleerten Tranks. Endlich sah ich in der Ferne die Wiese und die Zelte wieder. Jetzt gewahrte ich auch das inzwischen aus Tüchern auf dem Boden ausgelegte Kreuz, das dem Flieger den Landungspunkt bezeichnete. Mit großer Schnelligkeit glitt es gerade auf uns zu, und genau an seiner Stelle liefen unsere Flugbahn und die Wiesenfläche in einem spitzen Winkel zusammen; so flach, fast parallel, daß wir den Boden beinahe mit derselben Leichtigkeit wieder berührten, mit der wir ihn verlassen hatten.

Wie ein gehorsames Tier lief der Apparat dann noch mit seinen ausgebreiteten Flügeln über die Wiese vorwärts bis zu den Zelten und

Digitized by Google

hielt dort still. Der Motor schwieg, ich kletterte hinaus und stand nun inmitten der mir die Hände schüttelnden und lachenden Freunde. Freilich sah ich nur ihr Lachen und ihre sich bewegenden Lippen; von ihren Worten hörte ich die ersten Minuten so gut wie nichts, und es dauerte eine ganze Weile, bis in meinem Ohr sich der Luftdruckunterschied wieder ausgeglichen hatte. Deutlich empfand ich auch ein Mißbehagen, die schwere, dunstige Luft wieder zu atmen, in der wir hier unten am Erdboden herumkriechen müssen, statt des wunderbar klaren leichten Äthers, in dem ich mich dort oben gebadet hatte.

Die wunderschöne Fahrt war zu Ende. Diese Zeilen, in denen ich von ihr zu erzählen versucht habe, mögen den Freunden, deren Güte ich sie schulde, ein Zeugnis ablegen, welch eine Lebensfreude sie mir damit gegeben haben, und mögen ihnen ein Ausdruck meines Dankes sein.

Digitized by Google

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zwischen Maas und — Rhein.

Ende Juni 1915.

In den Tagen des „Boxerkrieges“, im Herbst des Jahres 1900, ritt ich in der Begleitung des damaligen Generalquartiermeisters des Feldmarschalls Grafen Waldersee, Generalmajors Freiherrn von Gayl, von Pau-ting-fu nach Peking und konnte dabei an dem Gefecht von Tse-king-kwan teilnehmen; jener schneidigen Erstürmung des Grenztors der Großen Chinesischen Mauer zwischen den Provinzen Tschili und Schansi, die dem Führer des Gefechts, Major von Förster, den Pour le mérite eintrug. Nie werde ich den geheimnisvollen lautlosen Nachtritt vergessen, mit dem wir den Gegner überraschten, nie die wilde Szenerie der kahlen Gebirgsschroffen, die wir in der Morgenfrühe unter dem Feuer des Feindes emporbrangen, nie das stolze, lachende Gefühl, mit dem wir dann als Sieger oben auf den Zinnen des alten Mauerwerks standen. Das war meine Feuertaufe gewesen; damals hörte ich zum ersten Male das Heulen der über mich hinwegziehenden Granaten und sah die Staubwolken ihres Einschlags emporspritzen. Solch ein Erlebnis, um so mehr als es in dem damaligen Kriege eine recht große Seltenheit war, nähert natürlich aneinander an. Der General war einer von den, damals leider doch nicht allzu zahlreichen, Teilnehmern an dem chinesischen Kriege, deren Vorbildung und Weite des Denkens das Außerordentliche, ja Unwiederbringliche jener großen Berührung zwischen Europa und der uralten Kultur Chinas vollkommen erfaßte, und der stets für Interessen zu haben war, die auf diesem Gebiete lagen. Freiherr von Gayl hatte dann einige Zeit vor dem gegen-

Digitized by Google

wärtigen Feldzug mit dem Range eines Generals der Infanterie den Abschied genommen und nach mehrjährigen umfassenden Weltreisen, die ihm eine ungewöhnliche Kenntnis deutscher und fremder Kolonien verschafft hatten, in unsern kolonialen Bestrebungen eine leitende Rolle gespielt. Auch während dieser Zeit war ich mit ihm in Berührung geblieben. Beim Kriegsausbruch war er sofort wieder eingetreten, und heut war ich bei ihm als Kommandierendem eines wichtigen Truppenteils in dem vielumkämpften Gebiet zwischen Maas und Mosel zu Gast!

Es war schon lange mein Wunsch gewesen, neben den Gefilden der Champagne und den Gegenden gegenüber von Lille und Douai auch die dritte Stelle aufzusuchen, wo die Joffresche Offensive sich besonders hartnäckig durchzusetzen suchte, das Gebiet zwischen der Mosel und der Maas. Die Division, die Se. Exzellenz Freiherr von Gayl befehligt, lag zurzeit an der Südfront des Keils, den wir hier gegen Frankreich vorgetrieben haben; und zwar gegenüber von Flirey. Am 21. Juni erreichte ich über Metz die kleine Stadt Thiaucourt, wo gegenwärtig sein Stabsquartier lag.

Die im vorigen Kapitel geschilderte Flugzeugfahrt, die ich am Tage nach meiner Ankunft bei der Division von Gayl ausführen durfte, verschaffte mir sogleich einen glänzenden Überblick über die gesamte Landschaft, in der die Kämpfe zwischen Maas und Mosel sich abspielen.

Am Tage nach dem Flug konnte ich den General auf einer Inspektion seiner vordersten Stellungen gegenüber von Flirey begleiten. Sie schließen sich westlich an die Priesterwaldstellung an und sind wie diese ein Gebiet erbitterter und immer erneuter Kämpfe, die hin und her gewogt haben.

Erster Morgenglanz lag über den Hügelwellen zwischen Maas und Mosel, als wir Thiaucourt verließen. Es hatte in der Nacht ein wenig geregnet; der Staub auf den Straßen war gelöscht, die Luft war gereinigt und durchsichtig wie klares Glas. Wenn wir auf den Rücken der breiten, flachen Erhebungen dahinfuhren, so lag fast das ganze Gelände vom Priesterwald bis zu den Höhen bei St.-Mihiel deutlich vor uns. Wie eine große Mauer zog im Westen der Steilhang der Côtes

Digitized by Google

Lorraines dahin. Vor ihr sprang der beherrschende Inselberg des Mont Sec aus der Ebene auf, der zum Glück in unserm Besitz ist. Im Südwesten erschien die dunkle Waldhöhe des Bois du Jury, die, wenn auch weniger ausdrucksvoll als der letztere gestaltet, doch einen beträchtlichen Teil unserer Stellungen überschaut und sich in den Händen der Franzosen befindet. Unten in den anmutig geschlängelten Flußtälern mit ihrem saftigen Wiesenboden waren unsere Soldaten in Drillichhosen fleißig beschäftigt, oder sie nahmen ihr Morgenbad. Überall hatte man das hübsche Bild der kräftigen weißen Männergestalten, die in dem von Schilf und Busch umgebenen Wasser umherplätscherten und allerlei Kurzweil trieben. Aus dem dichten Blätterdach der Waldränder, die fast überall die Talgehänge begleiteten, stieg der ätherfeine blaue Rauch der Holzkohle und kündete verstohlen von dem geschäftigen Leben, das dort unsichtbar seit vielen Monaten haust. Oben auf den Hochflächen aber war es einsam. Dort war es, als reiste man in einer fremdartigen Steppe. Ein feurig roter Glanz lag über ihnen; nicht aber vom Morgenrot, sondern vom wilden Mohn. Auf den in diesem Jahre brachliegenden Ackerfluren war allenthalben der Mohn von selber wieder aufgegangen, er hatte vollkommen Besitz von ihnen ergriffen und stand so dicht und voll wie sonst auf den Feldern das Korn. So wie Piglhein es auf seinem berühmten Bilde von der „Blinden“ malt, die tastend mit ihrem Wasserkrug über das rote Mohnblumenfeld dahingeht, und der Widerschein des tiefen Leuchtens liegt auf ihrem rührenden Antlitz, so glühte und flammte hier die ganze Erde und sandte Licht gegen den Himmel hinauf.

An einer Wegkreuzung ließ der General den Kraftwagen halten. Ein feldgrauer Offizier, der dort wartete, stieg zu uns ein: der Pionierhauptmann K...., dem die gesamte Bautätigkeit in den Schützengrabenstellungen unterstand, die der General mir zeigen wollte. Weiter ging es dann südwärts, auf diese Stellungen zu. Allmählich umschloß Wald auf beiden Seiten unsern Weg; Wald von jener geheimnisvollen Art, wie es jetzt auf dem Kriegsgebiet ihrer so zahlreiche gibt, der so still, weltfern und friedevoll aussieht, und von dem man doch weiß und fühlt, daß er voller Mysterien ist. Fast lautlos rollte unser Auto, das einen eigentümlich leisen Gang hatte, zwischen diesen Waldwänden dahin, als mit einem Male von drüben über den Wipfeln her ein heftiges, wildes

Digitized by Google

Krachen ertönte: vier Kanonenschläge rasch hintereinander, ein Heulen der Geschosse und dann die Einschläge. Die Herren sahen sich verwundert an.

„Sind wir das?“ fragte ich.

„Nein, das ist der Gegner; aber ganz gegen die Kleiderordnung,“ sagte lächelnd der Hauptmann, „um diese Stunde schießt man doch nicht.“

Augenscheinlich habe ich immer den besondern Vorzug, daß der Feind schießt, wenn er eigentlich nach stillschweigender Gewohnheitsübereinkunft das nicht tun soll.

„Es scheint drüben hinübergegangen zu sein nach der Chaussee, wo die andern fahren“, meinte der General. „Hoffentlich ist ihnen nichts passiert.“ Gemeint war damit der Wagen des ersten Stabsoffiziers, der gleichzeitig zum Besuch eines benachbarten Stellungsabschnitts gefahren war. Sie erzählten nachher, daß sie bei der Schießerei ganz dieselbe Besorgnis für uns gehabt hätten. Kurz darauf antwortete aus dem Walde heraus eine deutsche Batterie mit ebensoviel Schlägen, die, anscheinend ganz in unserer Nähe abgegeben, scharf und grell wie kolossale Peitschenknalle klangen. Dann war es wieder still.

Jetzt hielten wir am Straßenrand und stiegen aus. Ein Offizier trat aus dem Walde zu dem General: „Melde gehorsamst Euer Exzellenz: Feuerüberfall auf Abschnitt ...“ Hier nannte er die Buchstaben- und Zifferbezeichnung, mit der der betreffende Teil der Schützengräben vor uns gekennzeichnet wird, dem nach telephonischer Meldung das eben gehörte feindliche Feuer in Wirklichkeit gegolten hatte.

„Jemand verletzt?“

„Nur leicht verwundet, Euer Exzellenz.“

Ein wenig abseits vom Wege im Waldschatten begann der lange, lange Laufgraben, der zu den Stellungen führte. In ihn stiegen wir nun hinab und wanderten im Gänsemarsch vorwärts. Eigentlich ein wunderlicher Spaziergang. Oben über uns wölbten sich die schönen Kronen des morgenfrischen Forstes. Dichtes lichtgrünes Unterholz drängte sich um die Grabenränder, über die wir nicht hinwegschauen konnten; Farnwedel nickten herüber, und goldene Sonnenlichter spielten durch die leise bewegten Zweige hindurch auf den senkrechten Erdwänden — bald rechts, bald links, denn der Pfad führte in stetem Zickzack. Kleine Kröten hüpften in Menge auf dem Boden des Grabens, die bei ihrer

Digitized by Google

nächtlichen Jagdstreife in den großen Spalt hineingefallen waren. In dem Gezweig über und neben uns sang und jubilierte es von zahllosen Vögeln. Wäre nicht gerade zuvor die Schießerei gewesen, außer dieser Grabenanlage selbst hätte nichts daran erinnert, daß wir nicht im entzückendsten morgendlichen Waldfrieden dahinwanderten, der sich denken ließ.

Da — mit einem Male wieder: Boeu!! — boeu!! — boeu!! — boeu!! — feindliche Geschützschläge; aus wesentlich größerer Nähe jetzt als vorhin. Prompt erfolgte die leidenschaftliche Antwort der Unsern. Damit war es aber diesmal nicht vorbei, sondern es ging weiter. Zur Rechten zweigte sich gerade von unserm Spalt einer der Nebengräben ab, die zu Stellungen zur Seite im Walde führten; ein Offizier trat aus ihm heraus und rief rasch: „Bitte hier hinein. Sie schießen in den Wald. Der Laufgraben bietet nur geringen Schutz; hier ist ein besserer Unterstand.“ In der nächsten Minute saßen wir in einer nach dem Gegner zu eingedeckten Erdnische wie in einer Sommerlaube und ließen das Hagelwetter über unsere Köpfe dahingehen. Immer von neuem dröhnte und knallte es, tief und scharf, herüber und hinüber; Pfeifen und Heulen zog über uns durch die Luft, und von weitem hörte man das Splittern von Ästen und Zweigen.

Sollte es mir wirklich wieder so gehen, wie bei Souchez, und ich nicht bis nach vorn gelangen? — Doch nein, nach zehn Minuten etwa hörte die Kanonade abermals wieder auf, nur die Vögel zwitscherten wie vorher. Wir gingen weiter.

Allmählich nahm ich aber wahr, wie sich der Wald zu beiden Seiten des Grabens mehr und mehr veränderte. Immer deutlicher zeigte er die Spuren der Beschießungen, denen er seit vielen Monaten ausgesetzt war. Die Baumwipfel über uns wurden kahler und kahler, die kleinern Zweige waren heruntergeschlagen, die größern Äste zerrissen und zersplittert. Und immer wilder wurde diese Verwüstung. Auch die Stämme und Büsche neben den Grabenrändern waren zerfetzt und zerknickt. Hier und da hingen sie schief und zerbrochen über dem Graben; hier und dort war auch ein abgeschlagener Baumast oder ein ganzer Stamm, den eine Granate umgerissen hatte, in den Graben hinabgestürzt, und man mußte sich daran vorbeiklemmen. Schließlich sah es über uns aus,

Digitized by Google

als müsse vor kurzem ein verheerender Waldbrand durch den Forst hindurchgefahren sein, so kahl, so nackt starrten die wüsten Strünke der vom Kugelhagel vernichteten Bäume und Sträucher neben den Grabenrändern auf. Wir sahen ja von unserer Spalttiefe aus nicht viel, aber was wir sahen, zeigte, daß der Wald, in dem wir gingen, jetzt von oben nicht viel anders ausschauen mußte, als jene fürchterlichen Gegenden des Priesterwaldes, die ich gestern von meiner Flugzeughöhe aus gesehen hatte.

Mit einem Male hörte er ganz auf; wir waren an seinem südlichen Rande angelangt. Nur noch der wolkenlose blaue Himmel schaute in unsere Schlucht hinein, die noch immer weiter im Zickzack vorwärtslief.

Dann aber hatten wir den Gürtel unserer äußersten Befestigungslinien erreicht und tauchten nun in das großartige Labyrinth ihrer Gänge hinein.

Klar und einfach beschreiben läßt sich das System dieser Schützengräben nicht, selbst wenn ich das tun wollte — was ich natürlich nicht will. Zwar hatte ich seine allergrößten Züge noch im Gedächtnis von meinem gestrigen Anblick aus 2300 Meter Höhe, hatte ausgezeichnete Karten davon gesehen und sah hier während der Wanderung noch weitere; zwar hatte ein gewandter Offizier, der Hauptmann und Bataillonsführer K.... (ein Πολύτροπος, der große Reisen gemacht und schon in mexikanischen und kubanischen Feldzügen gefochten hatte), in seinem Waldquartier hier ein prachtvolles Relief in 1 : 1000 angefertigt, das den Wald und das Grabenwerk mit vollkommener Genauigkeit wiedergab. Allein das System selbst mit seinen mehrfach hintereinander laufenden Verteidigungsgräben, mit den zahllosen Verbindungsstrecken, den Abzweigungen und Sackgängen usw. bleibt darum doch so verwickelt, daß es ohne Planzeichnung nicht deutlich gemacht werden könnte.

Zu nicht geringem Teil liegt das auch mit daran, daß gerade diese Gräben hier so viel und schwer umkämpft gewesen sind und immer noch umkämpft werden. Immer wieder sind sie von Granaten und Minen zerrissen und, wie es am besten und raschesten ging, wieder hergestellt worden. Zeitweilig sind die vordern Linien im Besitz des Gegners gewesen und erst nachträglich wieder zurückgewonnen. Nicht systematisch und in Ruhe sind sie angelegt, sondern im Kampf selber je nach Möglich-

Digitized by Google

keit hier und dort vorgeschoben und miteinander verbunden. Der Pionierhauptmann zwar schien das ganze Geflecht der Erdspalten zu kennen wie seine Tasche und bewegte sich mit vollkommener Sicherheit darin herum; für mich war es ein Gewirr, bei dem ich alle Orientierung verlor, außer daß ich an dem Fall des Schattens einigermaßen die Himmelsrichtung festhalten konnte. Um so mehr, als ja alle paar Schritt die großen Schulterwehren den Blick beschränkten.

Ein sonderbares Reich, diese Schützengräben dicht vorm Feind! So oft man darin gewesen, immer ist es eine neue Spannung der Nerven. Ja ich finde, sie wird das im Lauf der Monate immer mehr, je vollkommener und raffinierter die Mittel werden, mit denen man auf gegnerischer Seite dieser neuen Art von Befestigungen wieder Herr zu werden sucht: die Handgranaten, die Wurfminen, die Stinkbomben, die Sprengtunnel, das Gas usw.; je hartnäckiger der Offensivdruck der Verbündeten geworden ist, und an je zahlreichern Stellen er einzusetzen versucht. — Eine ganz unterirdische Welt ist es. Nicht in dem Sinne lichtloser Höhlen. Im Gegenteil, blendend hell flutet das Tageslicht vom strahlenden Himmelsgewölbe über uns in die Gräben hinein, die in ein lockeres, kalkig weißes Gestein geschnitten sind; um Mittag muß eine schwebende Glut diese Erdspalten erfüllen. Aber unter dem Niveau der Erdoberfläche spielt sich das ganze Leben doch ab. Keiner der im Graben Wandelnden darf es wagen, ein Glied über den Grabenrand zu erheben; oben über der Erde, in der blauen, sonnegetränkten Luft hart über unsern Häupten, lauert unfehlbare Zerschmetterung.

Wir waren allmählich bis zur vorletzten Stellungslinie vorgedrungen. Jetzt betraten wir die letzte; die, die unmittelbar vor dem Feinde liegt. Nur 60, nur 30, ja noch weniger Meter von der seinigen. Voll besetzt war diese Stellung, alle Wachen an ihren Ausgucken. Alles im Graben bewegte sich möglichst geräuschlos; Unterhaltung, Befehle erfolgten mit gedämpftem Stimmklang. In jedem Abschnitt, den wir durchwanderten, kam der betreffende Offizier, dem er unterstellt war, meldete sich dem General und führte uns durch seinen Bereich. Die Wachtposten standen auf etwas erhöhten Stufen, so daß sie durch die mit Stahlschilden und Sandsäcken verwahrten Luken ausspähen konnten, die Hand am neben ihnen lehnenden Gewehr. Auch ich schaute wieder und wieder hindurch

Digitized by Google

durch die schmalen Schlitze; denn es bleibt doch für jeden, dem das nicht im Schützengraben selbst zur täglichen Gewohnheit wird, ein seltsamer Reiz — ähnlich dem leichten Schauder, mit dem man über den Rand eines tödlichen Abgrunds herniederspäht —, unmittelbar vor sich einen Teil jenes merkwürdigen, viele hundert Kilometer langen, ganz schmalen Erdstreifens zwischen den beiden Stellungslinien zu sehen, der niemandem gehört, das „neutralste" aller Gebiete Europas, das Reich des absoluten Herrschers Tod. Hier war es eine leere Fläche mit dürrem, wie versengtem Gras, dessen Büschel leise im Winde zitterten. Dicht vor meinen Augen lief unser Drahthindernis dahin; gegenüber sah ich das französische und die Linie bräunlicher Sandsäcke, die den feindlichen Grabenrand bedeuteten. Kein Laut war von dort zu hören, keine Bewegung zu sehen. Über dem allem stand die wärmezitternde Luft und sangen die Lerchen.

Der General hatte im Dahinschreiten seine Augen allenthalben. Unfehlbar sah er es und schalt die Wachtposten, wenn sie bei ihrem Durchspähen durch den Stahlschild den Schlitz unnötig weit offen hatten und sich dadurch gefährdeten; wenn die Gewehrstände nicht oben gegen auffallenden Sand geschützt waren oder eine sonstige Unordnung in dem — im allgemeinen tadellos sauberen — Graben herrschte. Er besprach mit dem Pionierhauptmann die Vollendung und den Sprengungszeitpunkt des nächsten vorgetriebenen Minenstollens usw. Dazwischen hatte er aber auch überall eine freundliche persönliche Erkundigung, ein Scherzwort für die Leute.

„Heutzutage kann man ja niemals wissen," sagte er lachend zu mir, „ob der einfachste Mann, den man im Graben schippen sieht, nicht ein Professor ist. Wenn er eine Brille trägt, dann ist er schon ganz verdächtig. Da ist gerade einer. Passen Sie mal auf, ob das nicht ein Kollege von Ihnen ist — (zu dem Betreffenden): Was sind Sie in Ihrem Zivilberuf?"

„Pro—kurist bei der Firma soundso in Hannover."

Wir hatten Mühe, im Angesicht des Befragten ernst zu bleiben. „Sehen Sie," rief der General, „beinahe stimmte es."

Im ganzen aber war die Stimmung hier für mich doch ausgesprochen ernst, fast feierlich, möchte ich sagen. War es doch auch ein Ort, wo der Tod nicht nur in der blauen Luft darüber gebot, sondern

Digitized by Google

wo er seine Krallenhand jeden Augenblick auch aus ihr herniederschlagen konnte in die Tiefe der Gräben, bis in die Unterstände hinein. Jeden Augenblick konnte aus dem nahen gegnerischen Graben die Handgranate herüberfliegen oder das schwerfällige Geschoß des Minenwerfers. Jeden Augenblick konnte die feindliche Artillerie einen „Feuerüberfall" ins Werk setzen, wie wir ihn vorhin gehört. Und niemals war man davor sicher, daß der Franzose nicht in plötzlichem Sturmangriff aus seinen Gräben über den trennenden Zwischenraum herübergebraust kam. Ja auch von unten aus dem dunklen Schoß der Erde konnte der Tod heraufgreifen, aus im Geheimen unter unsern Füßen gewühlter Mine, die das über ihr befindliche Grabenstück mit allem, was darin war, in Atome zersprengte.

Verschiedene Stellen sah ich, wo die Zerstörung, die ein Granattreffer in einem Grabenstück angerichtet hatte, noch nicht vollkommen wiederhergestellt war. Anderswo beobachtete ich an den inneren Wänden eines Ganges den Weg eines mächtigen Blindgängers, der sehr eigentümlich war. Das Geschoß war schräg zur Grabenrichtung eingeschlagen, erst von der einen Wand zurückgeworfen, dann von der andern und hierauf nochmals an der ersten entlang geglitten, wie eine ricochettierende Flintenkugel. Dabei war es aber ein Riesengeschoß von Mannesbeindicke gewesen, wie man an der schlangenförmig herüber und hinüber gehenden, noch heute metallisch glänzenden Höhlung erkennen konnte, die es in die Grabenwände geschliffen hatte.

Eine Gegend besonders, in der vordersten Grabenlinie, wurde mit jenen Grubengängen verglichen, die der Bergmann nur mit einem Stoßgebet betritt. Ernst und schweigend standen hier die Wachtposten auf ihren Beobachtungsständen und hielten die feindlichen Grabenbrüstungen fest im Auge. Auch wir spähten mit einem Spiegelfernrohr über den Grabenrand hinaus. Drüben im Hintergrund erhob sich der dunkle Wald des Jury. Im Vordergrunde aber lag das im vorigen Kapitel genannte Dorf Flirey. Vom Flugzeug hatte ich es gestern in der Entfernung mehrerer Kilometer erblickt. Von hier aus erschien es in dem ausgezeichneten Glas steinwurfnah. Und hier sah ich, daß es vollkommen, gräßlich, zerschossen war; überhaupt keine menschliche Wohnstatt mehr, nur das nackte Gerippe einer solchen, und die Granatlöcher in den gelben

Wänden der zerrissenen Kirche schauten wie die leeren Höhlungen eines gebleichten Schädels über die zwischen ihr und uns liegende Zone des Todes herüber.

* * *

Anfang Juli 1915.

Und nun, lieber Leser, möchte ich dich im Geiste leise bei der Hand nehmen und dich, für ein paar Augenblicke, anderswohin führen, ganz wo anders. Fast möchte ich dir sagen, schließe die Augen und öffne sie nicht eher wieder, als bis ich es dir sage. — Bilder des Grausens habe ich dir in Fülle gezeigt in den letzten Wochen und Monden, deutscher Männer heldenhaftes Kämpfen, ihr Handeln und Schaffen, ihr Hausen und Harren in Feindesland dir geschildert. Jetzt komm mit mir an die Ufer des — Rheins! Ja wirklich, an die unseres schönen heimatlichen Stromes. Auf eine alte Burg führe ich dich, die sich einst die Erzbischöfe von Köln erbaut haben und jetzt befreundete Künstlerhand neu gemalt und geschmückt hat. Die gewölbte Burgkapelle durchzittern fromme Klänge, von Frauenlippen gesungen. Ein Kind wird darin getauft, ein Mägdelein, das während des Krieges geboren ist. Es ist schon fast ein Jahr alt; aufrecht und lächelnd sitzt es mit seinem schon dichten Blondhaar auf dem Arm der jungen, lächelnden Mutter, die in ihrem schweren großen Lehnstuhl wie ein Bild aussieht. Zu ihren Seiten drei Knaben, schlank wie die Gerten, Pfänder der Zukunft unseres Volkes, und an der Tür gegenüber, zwischen Lächeln und Rührung, der Vater und Hausherr, der, aus dem Felde gekommen, jetzt sein jüngstes Kind zum ersten Male sieht. Der Pfarrer, des Hausherrn Schwager, taucht den Finger in die Bronzeschale auf dem Tisch, netzt des Mädchens Stirn und gibt ihr den bedeutungsvollen Namen: Sieglinde.

Es ist die Zeit leidenschaftlichsten Erlebens, unerhörtester Gegensätze, die wir durchmachen; ein unablässiges Auf und Nieder zwischen Schauder und Jauchzen, zwischen Wildheit und innigstem Empfinden, ein Wahrwerden der unwahrscheinlichsten Phantasien. Und darum ist auch dieser Kontrast, vor den ich dich in diesem Kapitel stelle und den ich selbst ganz so erlebte, charakteristisch für diese Zeit, und ich erzähle davon. — Der Hausherr war der Dichter Rudolf Herzog, der seit September vorigen Jahres auf Einladung der Heeresleitung auf dem Kriegs-

Digitized by Google

schauplatz weilt, um die Eindrücke der großen Zeit dichterisch festzuhalten. Ich traf ihn wiederholt an der Front und habe auch in diesem Buche davon gesprochen. „Warum fahren Sie nicht einmal ein paar Tage nach Haus?" hatte ich ihn vor einiger Zeit einmal gefragt, „ich weiß ja, daß Sie Ihr Kriegsmädel noch gar nicht gesehen haben." — „Nein," hatte er geantwortet, „unsere Soldaten können das auch nicht, und ich will den Krieg ganz so erleben und fühlen wie sie." Nun dauerte der Krieg aber doch länger als vorausgesehen; nun gingen auch die Leute in Mengen nach Haus auf Urlaub. Da tat er es denn auch und lud mich als Taufgast in sein deutsches Heim, die „Obere Burg" in Rheinbreitbach. Zwei Tage weilte ich dort, in unmittelbarem Anschluß an meinen Aufenthalt im Kampfgebiet zwischen Maas und Mosel; zwei Tage, deren seltsamen Zauber ich dem Leser kaum so stark werde vermitteln können, wie ich ihn selbst empfand. Er denke sich doch nur, daß ich kaum zwei Wochen vorher im Angesicht der Lorettohöhe und der Männer geweilt hatte, die seit Monaten dort gekämpft, und selbst bei Souchez den Boden erzittern gefühlt hatte von den hart neben mir einschlagenden Granaten. Und daß weniger als eine Woche vergangen, seit ich vom Flugzeug aus die Hölle des Priesterwaldes unter mir liegen sah; noch weniger, seit ich mit dem General von Gayl am Rand der diesem dicht benachbarten Schützengräben stand! Und nun auf einmal mitten hineingesetzt, wie durch einen Traum, in diese Welt! In süßer Poesie stieg das alte Gemäuer der Burg über den schweren, sommerlich üppigen Wipfeln des Gartens empor. Von ihrem Turm aus schaute das Auge in die Landschaft, die wohl die schönste des Rheines ist: links über dem Strom Rolandseck und die liebliche Insel Nonnenwerth; weiterhin im Halbrund die Gipfel des Siebengebirgs mit der wunderbaren Zeichnung des Drachenfels und der Wolkenburg, der romantischsten Linie, die es in Deutschlands Bergen gibt. Der alte, unvergängliche Zauber des Rheins, der selig trunken macht wie sein Wein, rührte mir wieder ans Herz, wie er seit Heidelberger Studententagen nicht getan, und ich begriff von neuem, warum der Sang von der „Wacht" an ihm unser feurigstes Nationallied bleibt. Und dann in den Räumen darinnen dieses Bad von Frieden, Freude, Kunst, Schönheit, Wohlwollen und Herzlichkeit. Welch ein Bild allein für einen, der vom Felde kommt,

Digitized by Google

aus einer zerschossenen Stadt, in die jeden Augenblick neue Geschosse die Decke des Quartiers durchschlagen können: dieser weiße Speisesaal, in dem Girlanden von Rosen von der Decke hängen, sich um die Kronleuchter winden, um die Bilderrahmen, um das rieselnde Bronzebrünnchen in der Wand, während das goldene Licht der Abendsonne, das wagrecht durch die Scheiben bricht, sich mit dem künstlichen der schimmernden Tafel mischt. Und um diese Tafel ein Kreis von Frauen — auch die eigene darunter — und Männern, wie ich ihn mir harmonischer nicht hätte denken können. Unter den Männern interessante Persönlichkeiten: ich nenne, um von dem Hausherrn selbst zu schweigen, als bekanntesten nur Walter Bloem, dem wir das stärkste deutsche Buch verdanken, das den Krieg von 1870 schildert, und der nun selbst einen noch viel gewaltigern Krieg erlebt; denn auch er war nur auf Urlaub hier. Unter den Frauen? Ja, ich will nur die Art des Hauses damit kennzeichnen, wenn ich sage, daß uns die Hausfrau, die selbst Bühnensängerin gewesen, und ihre Freundinnen später unter anderm das große Duett zwischen Elsa und Ortrud mit hinreißender Kraft und Leidenschaft, und die Briefszene aus dem Figaro mit einer Süßigkeit sangen, wie ich sie selten gehört habe. Und dabei war dies alles in jenes eigene Fluidum getaucht, das wohl das schöne rheinische Wesen ist: so ganz ohne norddeutsche Schärfe und doch auch ohne süddeutsche Formgleichgültigkeit; alles fein, leicht, kultiviert und doch ganz einfach, unbefangen, voller Frohsinn und freundlichstem Wohlwollen. Allerdings schimmerte auch hier durch die Freude der Stunden der tiefe Ernst der Zeit hindurch, in der wir leben; schon deshalb, weil ja doch verschiedene der Frauen, die hier waren, wußten, daß ihre Männer in wenigen Tagen wieder draußen in Feindesland sein würden. Aber so wollten wir's ja auch. Wir wollten die Zeit nicht vergessen, nur ihre ganze Größe, ihren ganzen Reichtum fühlen. Ich schrieb nachher zum Abschied die nachfolgenden Verse in das Gästebuch der Burg:

Stunden der Weihe,
Tage der Treue,
Die ihr das Heil'ge mit Rosen gekränzt,
Lieber Gestalten
Freundliches Walten,
Habet Dank, daß auch mir ihr geglänzt.

Digitized by Google

Land du voll Wonne,
Haus du voll Sonne,
Euer gedenk ich, am lächelnden Rhein;
Freude und Frieden
Sei euch beschieden,
Bleibet deutsch bis ins Tiefste hinein.

Heil sei dem Kinde!
Blühe, Sieglinde,
Golden das Herz dir und golden das Haar.
Kommendem Segen
Reife entgegen,
Werde so glücklich, wie ich es hier war.

Das aber war das Schönste und Beste an diesen Tagen, daß wir alle wieder einmal empfunden haben, wie reich wir sind, wie schön unser Land, wie fein und innig unser deutsches Wesen, welch ein Schatz unsere Frauen und unsere Kinder sind. Daß wir es wieder einmal fühlten, wie sehr die Wahrung alles dessen die Ströme Blutes wert ist, die dafür vergossen werden.

Digitized by Google

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„In den Argonnen machten wir Fortschritte."

Als ich am Abend des 10. Septembers 1915 in Vouziers an der Stadtkommandantur vorüberging, war gerade das Wolff-Telegramm über den neuen glänzenden Sturmangriff der Kronprinzenarmee in den Argonnen, mit der Wegnahme des Werkes Marie-Thérèse und der Gefangennehmung von mehr als 2000 Franzosen, angeschlagen. Mit strahlenden Gesichtern umstanden es die Soldaten. „2000 Gefangene im Westen?" sagte einer stolz. „Das will mehr sagen, als 20000 im Osten."

In dieser Nacht konnte ich schwer einschlafen und wachte mehrmals wieder auf. In dem Städtchen war es totenstill. Aus der Ferne aber erklang unablässig, die ganze Nacht hindurch, das tiefe, dunkle Klopfen schweren Geschützfeuers. Man kann ja von einem Ton eigentlich nicht sagen, daß er Gestalt und Farbe habe; diese dumpfen fernen Schläge aber schienen mir ganz schwarz zu sein, schienen mir wie schwere, schwarze Tropfen von Blut, das unablässig aus irgendeiner dunkeln Wunde floß, schaurig, geheimnisvoll und grausam. Von den Argonnen kam es herüber. Ich zweifelte nicht daran, was es war. Wütende artilleristische Gegenoperation der überrumpelten und zurückgedrängten Franzosen; ihr Versuch, die Unsern an dem Wiederausbau der von uns zerschossenen und genommenen Stellungen zu verhindern. Welch eine Nacht mußten sie dort in den neuen Gräben haben, umzuckt und umflammt von dem Höllenspiel der Leuchtkugeln und Raketen, umheult und umkracht von heranzischenden und berstenden Sprenggeschossen; grimmig ihre Beute verteidigend, dicht vor den Zähnen des Raubtiers, dem sie entrissen worden, mitten in dem Gluthauch der Wut und des Hasses, der von dort herüberschlug!

Digitized by Google



Der Kronprinz verteilt Eiserne Kreuze an die Sieger von Fille-Morte in den Argonnen.



Deutsche Truppensiedlung in den Argonnen.

Digitized by Google



Fensterblick vom Lindenhof auf Eutin.
(Vgl. Seite 411.)



Der am 3. Oktober 1915 herabgeschossene französische Lenkballon „Alsace“ im Wald von Tagnon.
(Vgl. Seite 415.)

Digitized by Google

Ich lag in meinem Bett und dachte des gestrigen Kampfes dort und der Argonnenkämpfe überhaupt. Ich kannte ihre Art und kannte die Gegend, in denen sie sich abspielen, und für mich entrollten die zehn Zeilen der heutigen Depesche die Geschehnisse eines ganzen langdauernden gewaltigen Dramas mit heroischen Taten und tragischen Erschütterungen, wie kein Dichter es schrecklicher ersinnen kann.

„In den Argonnen machten wir Fortschritte"; man hatte diese Wendung in den Berichten des Jahrs so oft gelesen, daß die daheim einen fragten: „Sagt einmal, danach müßtet ihr doch eigentlich schon am Mittelländischen Meere angekommen sein." Man hat die Argonnenkämpfe spottend den „Meterkrieg" genannt, und die Örtlichkeit „Bagatelle" in den Argonnen, die wieder und wieder als ein Gegenstand der Kämpfe genannt wurde, erschien auf der Karte als ein so winziges Objekt, daß manchen ihr Name als ein Symbol der ganzen Argonnenkämpfe galt.

Die Gefechte aber, von denen wir aus den Argonnen von Zeit zu Zeit hören, sind in Wahrheit keine Einzelhandlungen, die gesamten Argonnenkämpfe sind eine einzige Schlacht, die ein Jahr lang dauert! Und eine Truppe führt sie durch und ein General: von Mudra, ohne Rast und ohne Ruh, bis heut. Man muß die Argonnen kennen, man muß den Wald der Argonnen selbst durchwandert, man muß die Schlachtfelder darin mit eigenen Augen gesehen haben, um das Wesen dieses ein Jahr lang währenden Ringens zu begreifen.

Von weitem, von den Hügeln der Champagne im Westen ebenso wie von den Niederungen zwischen Maas und Aire im Osten gesehen, erscheint das Waldgebirge der Argonnen als eine langhingezogene, düstere, mäßig hohe Mauer; düster vom ununterbrochenen Waldkleide. Siedlung und Verkehr haben diesen Wald gemieden. Wenige Straßen nur führen hindurch; wenige Namen von Örtlichkeiten zeigt die Karte. Darunter solche wie „La Fille morte" oder „Le Moulin de l'Homme mort". Sie atmen den Hauch der Schwermut, des Schauders und Spuks, die der große Wald in die Seele der Bevölkerung an seinen Rändern ausströmt. Seit Herbst vorigen Jahres galt der Argonner Wald bis zu den großen Schlachten in der Champagne und bei Arras als das Gebiet des grimmigsten, schreckenvollsten Ringens an der ganzen Westfront, und ein noch viel unheimlicheres Mysterium umgab ihn, ein Mysterium des

Digitized by Google

Blutes und des Schreckens. Den Berichterstattern wurde es lange durchaus verwehrt, ihn zu betreten. Erst im Juli bin ich zum erstenmal dort gewesen und vergesse den Eindruck nie.

Es war kurz nach der Erstürmung der französischen Stellungen der Werke Labordère, Martin, Cimetière und Bagatelle. Letzteres ist jene starke Verschanzung, auf die die Franzosen den Namen der von uns bereits Mitte Oktober eroberten frühern französischen Stellung „Bagatelle-Pavillon" übertragen hatten, anscheinend um noch immer behaupten zu können, daß nicht wir, sondern sie „Bagatelle" besäßen. Von einem Hochstand in einem hohen Baumwipfel aus schaute ich auf den Argonner Wald hinunter. Triefend feuchte, gelbgraue Wolken hingen fast bis auf die Spitzen der Bäume hernieder; schwere Regenböen wandelten über den Wald dahin; wütende Schauer rauschten herab, und die Äste, auf denen ich stand, wogten stöhnend im Sturm. Das von Dampf und Nebeln überwallte Wipfelmeer unter mir verriet keine Spur des vieltausendfachen Menschenlebens und des höchstgesteigerten Menschentums, das es heute in sich barg; es erschien einsam und urzeitlich, wie es Jahrtausende hindurch gewesen.

Keiner der Kriege, die in diesen blutgedüngten Grenzmarken zwischen Deutschland und Frankreich geführt worden sind, hatte seine taktischen Operationen in diesen Wald hinein ausgedehnt; sie hatten ihn alle umgangen; allen war er von vornherein als ganz unbrauchbar dazu erschienen. Auch uns selbst in den ersten Wochen. Wir hatten die Befestigungen unserer großen Stellungslinie, die quer über die Argonnen hinweglief gar nicht in ihn hineingeführt; nur zu beiden Seiten unsere Front an ihre östlichen und westlichen Abhänge angelehnt. Bis dann unsere Streifpatrouillen, die vereinzelt den Wald durchzogen, auf immer zahlreichere und stärkere französische Truppenmengen darin stießen. Wir entdeckten, daß der Feind die hier vorhandene Lücke unserer Stellung erkannt hatte und, im bergenden Schutz des Waldes unbeobachtet, sich in einem gefährlichen Keil hindurchschob. Nun entsandten auch wir größere Abteilungen in den Wald. Bereits hatte der Gegner starke Verschanzungen und Blockhäuser eingerichtet, angelehnt besonders an einige einsame Jagdhäuser, wie St. Hubert, Bagatelle-Pavillon, Barricade-Pavillon. Aus dem Kampf um diese, aus dem immer hartnäckigern Sichfestbeißen an der eingenommenen Scholle entwickelte sich rasch dann

Digitized by Google

auch hier auf beiden Seiten eine ganz ähnliche zusammenhängende Linie von Drahtverhauen, Schützengräben, Unterständen, wie überall an der Westfront. Die wilde Natur des Geländes, seine Unübersichtlichkeit, die Fülle von Vorbedingungen zur Überlistung und zum Hinterhalt verliehen aber den Kämpfen hier den Charakter einer besondern Zähigkeit und Wildheit und den des Einzelringens um Schritt für Schritt und Mann gegen Mann. Die urtümlichsten Indianerinstinkte erwachten in den Menschen. Mit ihnen bekriegte man einander, ausgerüstet jedoch zugleich mit den unerhörtesten und furchtbarsten Künsten der modernen Kriegstechnik. In dem dichten Unterholz, das hier durch Waldrebe, Efeu, Stechpalmen und dornige Brombeerranken oft fast bis zur Undurchdringlichkeit verflochten und verfilzt ist, hausten die Gegner sich vielfach so dicht gegenüber, daß sie sich reden hörten, ohne jedoch sich zu sehen. Jedes Gebüsch barg den Tod, jedes Knistern im Dickicht konnte der Vorbote eines Überfalls von unbekannter Stärke sein. Aus jedem der dichten Wipfel, die den Unterwuchs überragen, konnte der Baumschütze feuern. Jeden Augenblick konnte aus unsichtbaren Batterien ein Gewitterschauer von Granaten und Schrapnells, ein knatternder Geschoßstrahl aus verborgenem Maschinengewehr durch das Blätterdach prasseln, auf die Schützengräben samt ihren Unterständen oder auf die rückwärtigen Waldlager, wo die abgelösten Truppen ihre zwischengeschobenen Ruhetage haben sollten. Ja auch der Erdboden wurde allgemach unsicher; krachend flog die Mine unter den Füßen auf und schmetterte alles Leben über ihr in Fetzen gegen den Himmel. Und auch die Nacht schuf keine Erlösung. Im Gegenteil, das Dunkel hatte alle seine Urschrecken zurückgewonnen; viel fürchterlichere, als gespenstergläubige Naturvölker darin zu sehen gewohnt gewesen.

Zwölf Monate hindurch ist hier so in fiebernder Ruhelosigkeit um jeden Fußbreit Boden, fast um jeden Baum, kann man sagen, gerungen worden, unablässig. Wenn es hierbei gelang, ein größeres Grabenstück zu nehmen, ein Blockhaus, einen Sprengtrichter, dann war das immer das Ergebnis einer außerordentlichen körperlichen und moralischen Anspannung. Die Eroberung eines wichtigern Werkes aber, wie gegenwärtig, die Eindrückung der gegnerischen Front auf tausend Meter und mehr, die Gefangennahme beträchtlicherer Truppenmengen bedeutete jedesmal das Endresultat wochen- und monatelanger zähester, todesverachtender

Digitized by Google

Vorarbeit. Welch einer, das weiß der, der das Gelände dieser Vorarbeiten gesehen hat.

Eine Kleinbahn trug mich weiter in das Innere des Waldes hinein. Wie durch grüne Tunnel ging es dahin zwischen undurchsichtigen Blätterwänden, die von dampfender Feuchte troffen. Rechts und links von dem Pfade herrschte das Unbekannte. Der Regen löst den Kalkstein der Argonnen zu einem unergründlichen zähen klebrigen Lehmbrei, der sich in Klumpen an die Füße ballt, der sich am Stiefel festsaugt und ihn bei jedem Schritte uns entreißen möchte. Wagen und Geschütze können dann nur auf Knüppeldämmen vorwärts gebracht werden. Endlich hielten wir mitten im Wald, arbeiteten uns eine Strecke seitwärts durch das Gehölz und standen nun auf einer ziemlich breiten Straße, oder doch einer, die das einmal gewesen war. Es war die Straße, die auf der Karte von Montblainville am Ostrande der Argonnen über Bagatelle-Pavillon nach Servon am Westrande führt. Seit einem Jahre diente sie aber diesem Verkehr nicht mehr, denn die Stellungslinien der beiden Gegner liefen quer über sie hinweg. Auch heute noch leitete sie weiterhin in die französischen Stellungen hinein.' Gras deckte ihre von schweren Geschützen durchfurchte Bahn. Zur Seite, überwuchert von jungem Gestrüpp, zeigte uns der sehr junge, schlanke Hauptmann, unser Führer, der von Freudigkeit und lachendem Leben sprühte, die ehemaligen unterirdischen Behausungen des Regimentsstabes während des Winters. Granaten hatten inzwischen eingeschlagen, die Decken zertrümmert und im Innern alles zu einem Haufen von Erde, Schmutz und Brettern zusammengewühlt. Dann leitete er uns weiter die Waldstraße vorwärts gegen Südwest. Die zwei andern Offiziere, die noch mit mir waren — alle drei von der gleichen Truppe und seit vielen Monaten Teilnehmer der Kämpfe hier —, sahen ihn etwas bedenklich an. „Wollen wir wirklich auf der Straße vorgehen? Sie liegt unmittelbar im Feuer und wird eingesehen." — „Weiß ich," lachte der, „macht aber nichts. Bei dem Sauwetter können wir's riskieren. Da schießen die Franzosen ebensowenig wie wir. Wenn der Fesselballon hoch wäre, wäre es ausgeschlossen. So aber hat es keine Sorge."

Vorwärts also, zwischen Wänden unordentlichen Buschdickichts, dem man es ansah, daß es im vorigen Herbst vielfältig durchbrochen und

zerrauft worden und erst in diesem Jahre, seit der Kampfgürtel von uns weiter gegen Süden gedrückt wurde, von Neuwuchs aufgefüllt war. Wir kamen in die Zone dieser Herbstkämpfe. Verfallene, wieder überwachsene Schützengräben begleiteten den Weg, Gräben, tiefeingerissene alte Sturmstellungen überquerten ihn. Zu den Seiten zeigte das Geäst der Bäume vielfach die Wirkungen von Geschossen. Vor uns jetzt ein grünüberwucherter niedriger Haufe von Schutt und Erde. Aus dem Geblätter ragten die schwarzen verkohlten Stümpfe zweier zersplitterter Pfosten empor. Das war alles, was von dem vielgenannten Bagatelle-Pavillon übriggeblieben war, den wir am 12. Oktober dem Gegner entrissen haben! „Es war eine harte Sache,“ sagte unser Führer, „sie hatten aus der alten Jagdhütte ein starkes Blockhausfort gemacht.“ Die grünen Wogen des neuaufschwellenden Waldmeeres hatten die Spuren dieses blutigen Ringens schon fast gänzlich wieder verschlungen.

Dann aber näherten wir uns den Bereichen der jüngern Kämpfe. Der Wald zu beiden Seiten wurde lichter und lichter. Das Unterholz, in den Kämpfen zerschossen oder verbrannt oder sonstwie von der Nachbarschaft der Schützengräben aufgebraucht, schwand mehr und mehr dahin; immer freier schweifte der Blick zwischen den höhern Buchen und Eichenbäumen in die Ferne. Auch deren Wipfel sahen immer unheimlicher aus. Kahler und kahler wurde ihr Astwerk, dessen Blätter und feinere Zweige von dem Hagel der Geschosse im Lauf der Zeit herabgeschlagen waren; zersplittert und zerrissen hingen Äste und Rindenteile herunter. Unser Weg hörte immer mehr auf, einem solchen zu ähneln. Tiefe Löcher durchsetzten ihn, die Trichter der Granateinschläge. Gräben, mehrere Meter tief, schnitten quer über ihn hinweg, einer nach dem andern, zum Teil schon wieder eingestürzt, die Brustwehren aus Rasenstücken zerfetzt von Schüssen, zertrampelt von zahllosen Füßen, zerquollen in Nebel und Regen. Es waren unsere ehemaligen Stellungen, an denen wochen- und monatelang die Kämpfe gestanden und von denen wir uns vorwärts gearbeitet hatten, und die gegenüberliegenden Gräben des Gegners, aus denen er geworfen worden. Im Gestrüpp zur Seite lagen spanische Reiter, von Schlingpflanzen durchwoben. Zerfetzter Stacheldraht, der wie die Rotan-Dornliane der Tropenurwälder heute die umkämpften Wälder in Frankreich durchwebt, wirrte aus dem Busch-

Digitized by Google

werk hervor. Springend und kletternd nur kamen wir weiter. In dem Lehmbrei lagen eingebacken Reste beschmutzter Uniformen, verrostete Spaten, Gewehrteile, Blechtöpfe, Stiefel, Brieffetzen. Irgendwoher trug der Wind den süßlichen Geruch, den wir so gut kennen, Leichengeruch von Körpern, die auch im Grabe keine Ruhe gefunden, die hier oder dort im Dickicht einschlagende Granaten wieder aufgewühlt. Eine Welt des Grausens! —

„Aber ich bitte, das ist ja noch gar nichts," meinte unser Hauptmann, „es kommt ja erst."

Und wahrhaftig — es kam! Ich gelangte nun in eine Gegend, wie ich sie wohl schon schaudernd gesehen und dem Leser geschildert, aber nur von weitem. Eine Gegend wie die rote Hölle im Priesterwald, auf die ich aus mehr denn 2000 Meter Höhe aus hinabgeblickt hatte. Nun kam ich mitten in eine solche hinein. So also sah das in der Nähe aus!

Das Unterholz war jetzt ganz verschwunden; es war vom Kampf verzehrt, wie wenn eine Feuersbrunst durch den Wald dahingebraust wäre. Angesengt, zerfetzt starrten nur noch die großen Bäume empor. Auch diese immer vereinzelter, gänzlich kahl, getötet, wie Kämpfer selbst; von dem Regen der Gewehrschüsse sogar oft der Rinde beraubt, durchlöchert, zerschnitten von Granatsplittern, die gelegentlich, haarscharf und willkürlich geformt wie Glasscherben, unlöslich im Holze steckten, wie die Klinge eines Tomahawks, den der Indianer nach dem Haupt des festgebundenen Feindes schleudert. Sie waren zerspalten oder niedergeschmettert von Volltreffergranaten, wie vom Blitzstrahl; der stehengebliebene Stumpf ein merkwürdig zerspelltes pinselartiges Gebilde. Zuletzt nur noch hier und da ein niedriger schwarzer Stubben, der aus dem kahlen Lehmboden hervorstach.

Weithin lag in flachen Wellen die nackte Hochfläche des innersten Argonnengebirges offen, bis zu den fernen Rändern des — einstweilen — noch unversehrten Waldes, wo jetzt, nach den letzten Erfolgen, die neue Stellungslinie war. Unsagbar düster in dem grauen Licht, unter dem schweren Gewölk, dessen Schwaden wie die Schlepptücher grauer, formloser Gespenster darüber hinstreiften. Seltsam rotbraun war die Färbung; aus dem Flugzeug mußten auch hier, ganz wie beim Priesterwald, die von dem fressenden Feuer des Kampfes geschaffenen Lichtungen im Walde aussehen wie blutige Wunden in einem dunkelhäutigen Körper.

Wie von fürchterlichen Wunden zerrissen war auch der gesamte

Digitized by Google

Erdboden wirklich. Buchstäblich nicht eine einzige Stelle war hier verschont geblieben. Die Erde war wie von ungeheuern Riesenpflügen umgewühlt. Die Pflugfurchen waren erst die Schützengräben und Laufgänge gewesen, einer neben dem andern, unzählige. Dann waren die Granaten der schweren Kaliber gekommen und die großen Wurfminen, die unablässig niedersausend und platzend die Gräben wieder zerstört hatten, bis sie nur noch gestaltlose schmutzige Lehmlöcherreihen waren, ohne jede Ähnlichkeit mit ihrem frühern Aussehen. Hier und dort hatten die Geschosse einen Baumstrunk mitsamt seinen Wurzeln aus der Erde gehoben. Zerstampfte und zerrissene Sandsäcke lagen in Massen herum, wie die aufgedunsenen und geplatzten Bäuche ekler Tiere.

Unser Hauptmann war Feuer und Flamme. „Kommen Sie, eins müssen Sie unbedingt noch sehen. Die Sprengtrichter müssen Sie sehen. Das hier ist gar nichts, gar nichts, sage ich Ihnen.“

War es möglich, daß es noch eine Steigerung der Verwüstung gab? War es möglich, daß das Entsetzen noch grausigere Formen annahm? Daß Menschen noch stärkern Proben ihrer Nerven ausgesetzt gewesen waren? — Ja, es war möglich, wenn auch die Sprache versagt, um das zu schildern. Hier, vor dem zweiten Bagatelle-Werk, hatte wochen- und monatelang vor dem Sturm ein unterirdischer Minenkrieg getobt, wie er so großartig und hartnäckig an keiner Stelle der Front in Erscheinung getreten ist. Mit unterirdischen Stollen von unerhörter Tiefe und Länge, mit Dynamitladungen von grauenhafter Kraft hatten die Gegner unter der Felsoberfläche gegeneinander gearbeitet, und nun gähnte hier oben Sprengtrichter neben Sprengtrichter, acht, zehn Meter und mehr tief und doppelt so breit; wie kleine Vulkankrater, jeder umgeben von dem Wall des herausgeschleuderten Erdreichs, und einer, einer neben dem andern. Wie das aussah, läßt sich nicht beschreiben; es gibt keine Vergleiche dafür. Das schien gar nicht mehr die Oberfläche der Erde; vielleicht die des Mondes, durchlöchert von Ringkratern; oder die irgendeiner fabelhaften und scheußlichen Welt auf irgendeinem andern Stern, der nicht von menschlichen Wesen, der von großen, unterirdisch hausenden Ameisenlöwen bewohnt war, die hier in ihren schrecklichen Riesentrichtern auf eine nicht minder fabelhafte Beute lauerten. Es war eine bösartige und gefährliche Welt, in der es mit der größten

Digitized by Google

Vorsicht umherzuklettern galt. Außer mit Stacheldrahtfetzen, Waffen, Patronen, Geräten war das ganze Erdreich noch überstreut und durchknetet mit unexplodierten Handgranaten, mit Blindgängern aller möglichen Kaliber, mit unkrepierten Wurfminen. Mit diesen Dingen hatten die hier wohnenden Geschöpfe einander unablässig beworfen und sich brockenweise getötet; bis die große Mine mit furchtbarem Gebrüll unter ihnen geborsten war und die gesamten Leiber, Waffen und Geräte auf einmal, mit der Erde zusammen, wie eine grausige Fontäne in die Lüfte emporgejagt hatte. Wirklich, so unfaßbar es schien, hier hatten Menschen gelebt, Wochen und Monate hindurch. Und wenn ein solch neuer Vulkankrater unter ihnen sich aufgetan hatte, so waren die, die noch lebten, oder die Nachbarn, nicht schreiend davongelaufen; nein, sie waren mit ihren Waffen hineingestürzt, um ihn, man möchte sagen, mit Klauen und Zähnen gegen den anstürmenden Gegner zu verteidigen.

Auch die Männer, die mich hier führten, hatten mit darin gelebt in dieser Welt. Auch sie schauten sich mit nicht geringerm Interesse um als ich, denn auch sie sahen das zum ersten Male! So seltsam es klingt, es war so. Sie hatten in, nicht über den Gräben sich herumbewegt; in jener unter dem Niveau der Erdoberfläche gelegenen Welt, in der es bei Todesstrafe verboten ist, auch nur den Kopf über den Rand zu erheben. Einzig durch den Schlitz des Stahlschildes hindurch oder durch das Spiegelfernrohr hatten sie, ganz flach über den Erdboden hinweg, in die Ferne spähen können. Wie das Kampffeld von oben aussah, das wußten sie nicht. So frei aufgerichtet, wie wir jetzt, an diesen Rändern ihrer ehemaligen Grabenfurchen, umherstiegen, das hatten sie — außer unserm Hauptmann, der schon einige Tage zuvor einmal hier gewesen — bis heut nicht gekonnt.

Und auch heute noch war es eine reichlich gewagte Sache. Wenn sie drüben bei diesem Wetter „wenig" schossen, so war das doch immer mit dem Maßstab des Argonnenkämpfers gemessen. In Wahrheit war es in der Luft während unserer ganzen Wanderung keine fünf Minuten ganz ruhig geblieben. Aus Ferne und Nähe krachte und knallte es um uns; in Ferne und Nähe, und oft nächster Nähe, heulte und winselte und pfiff es, einem dünnen Vogelruf ähnlich, über und neben uns vorüber: Granaten, Gewehrkugeln, Querschläger. Die urweltliche Öde und Ein-

Digitized by Google

samkeit der verlassenen Gegend war eine Täuschung; diese unheimlichen Stimmen waren die redenden Zeugen der Anwesenheit der grimmigen Dämonen, die zu Tausenden noch immer diese Nebelwelt bewohnen, in ihre Erdlöcher gedrückt und rings den Horizont nach Beute durchspähend.

„In der Tat, das Feuer nimmt zu," sagte der Hauptmann zuletzt, „es scheint doch, daß die Kerls uns gesehen haben. Ich glaube jetzt auch, es empfiehlt sich, wir gehen hier weg." Wir bogen seitwärts ab und trafen nach einer kurzen Strecke einen neuen, wohlerhaltenen Laufgraben, in dem wir nach langer, langer einförmiger Wanderung zwischen Erdwänden das im Walde versteckte Lager des Regiments erreichten.

Gleichzeitig mit uns kam aus einem andern Laufgraben von den gegenwärtigen vordern Stellungen her eine Schar von fünf Soldaten hervor, die einen toten Kameraden trugen. Wie es hier ja nicht anders geschehen kann, hatten sie den Körper des Gefallenen einfach in seine Zeltbahn gewickelt, eine Stange hindurchgesteckt und ihn so, sich abwechselnd, auf den Schultern geschleppt. Fünf Kilometer lang durch die engen Zickzackgräben, um die endlosen Ecken herum. Sie waren selbst zum Tode erschöpft und sahen von Kopf bis zu Füßen aus wie gelbe Lehmkobolde. Auch der Tote selbst in seiner Decke, aus der die Beine starr herausstanden, von den angestreiften Wänden über und über beschmiert, war ein großer gelber Lehmklumpen.

Sie gingen mit ihrer Last zu der aus Brettern gefügten Totenhütte neben dem schönen ernsten Waldfriedhof, wo er bestattet werden sollte, und legten ihn in die Reihe zu sieben andern schon dort gebetteten Kameraden, Opfer einer in dieser Nacht geschehenen neuen Minensprengung des Gegners. Einer von diesen hielt seine Hände schützend vor seinem Gesicht, so wohl, wie er sich gegen die überschüttenden Erd- und Steinmassen zu decken gesucht hatte. Die Gesichter der andern lagen schweigend und still; Schreck war wohl auf einigen stehengeblieben, Leiden aber verriet keines.

An all das mußte ich denken, als ich so in der Nacht in Vouziers in meinem Bette lag und von den nahen Argonnen das tiefe schwere Grollen und Klopfen der Kanonade herüberdröhnen hörte. So wird es seit Jahr und Tag erkauft, wenn in der Zeitung steht: „In den Argonnen machten wir Fortschritte".

Digitized by Google

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Und wieder an die Front!

Großes Hauptquartier, Anfang September 1915.

Von einem Heimaturlaub bin ich zum Kriegsschauplatz zurückgekehrt. Und zwar, so ersehnt und so lieb die Zeit gewesen, doch mit dem Gefühl der Befriedigung, daß ich wieder hier bin. Meine Frau und ich, wir mußten ein paarmal selbst lachen. Es begegnete mir genau wie unsern Musketieren daheim, wenn sie vom Schützengrabenleben erzählen, unwillkürlich, daß ich sagte: „Zu Hause machen wir das so und so", oder „Dann und dann muß ich unbedingt wieder zu Hause sein". Der deutsche Mann, den nicht wirklich körperliche Unmöglichkeit oder die ernsthafte Überzeugung zurückhält, daß er mit seiner heimischen Arbeit der großen vaterländischen Sache wertvollere Dienste leistet, als er es im Felde tun könnte: Dienste, die zur Aufrechterhaltung unseres nationalen Lebens ebenso getan werden müssen, wie die an der Front, der hält es eben heute daheim nicht aus. Gewiß ist es uns allen hier draußen nötig, daß wir wieder einmal auf einige Urlaubstage nach der Heimat kommen. Dem Antäus gleich schöpft das deutsche Heer aus dieser Berührung mit dem deutschen Boden, die nach und nach all seine Glieder umfaßt, neue Kraft und Freudigkeit. Fühlt der Mann in dem Zusammensein mit den Seinen daheim, mit Haus, Hof und Eigen, doch wieder einmal, wofür er kämpft und entbehrt; sagt ihm doch der Anblick der blühenden Fluren und unversehrten Städte Deutschlands, wie Großes durch unsern Kampf erreicht worden ist. Aber die Tage der Muße, des friedlichen Behagens daheim dürfen nicht zu lange dauern; ein innerstes Gefühl lehnt sich dagegen auf, es duldet ihn nicht in dieser

Zeit bei Frau und Kind, es treibt ihn unwiderstehlich wieder hinaus in Reih' und Glied zu den Kameraden.

Und doch waren die Tage zu Haus so wunderschön. Wie ein lieblicher Traum stehen sie mir vor der Seele. Wieder war ich, wie in den letzten Julitagen 1914, auf unserm kleinen holsteinischen Landgut am See, gegenüber dem Städtchen Eutin. Ein volles Jahr war vergangen, ein neues Mal war die Erde bei ihrem Ewigkeitsgange um die Sonne gerollt, seit ich hier geweilt hatte, in reiner Hingabe an deutsche Hochsommerschönheit und Erntefreude, eingesponnen in Pläne friedlicher Geistesarbeit, denen jeder Gedanke an einen Krieg weltenfern lag. Seit dann urplötzlich, so wie am heitern Sonnenhimmel, sich drohende Gewitterwolken ballten, jedes Gefühl sich aber doch noch gegen die Möglichkeit eines Kriegsbrandes inmitten dieser Friedensfülle sträubte. Und seit ich an jenem schönheitblühenden Samstagabend um 6 Uhr von dem alten Kirchturm des Städtchens weiche Glockenklänge sich über den See herüber schwingen hörte, die nicht, wie ich glaubte, den Sonntag einläuteten, sondern — die Kriegserklärung.

Wieder saß ich auf den Terrassen über dem See, umwoben von Hochsommerpracht und Hochsommerstille. Und rang danach, das Seltsame, schier Unfaßliche, was darin lag, innerlich zu meistern. Ungeheures war inzwischen geschehen, Grandioses und Furchtbares mir an Auge und Seele vorübergezogen, und doch war im Augenblick alles äußerlich anscheinend wieder dem damals so ähnlich, daß es schien, als möchte dies alles vielleicht gar nicht wahr sein. Wieder war es Erntezeit — denn der kühle Frühling hatte diesmal in Norddeutschland die Reife verzögert. Der Roggen, ungewöhnlich lohnend in diesem Jahr, war schon gemäht und wurde auf den Stoppelfeldern zu großen Diemen zusammengehäuft. Die schnittreifen Weizenfelder zwischen ihren grünen Haselnußhecken lagen über die Hügel gebreitet wie schwere goldfarbene Sammetdecken, die mit Pelz verbrämt sind. Auf den nach der reichen Feuchte des Sommers so üppigen Weiden wandelte wie sonst blank und schön das schwarzbunte Herdvieh, der Stolz des Holsteiners. Regenböen und Gewitterschauer zogen häufig über das Land, und die Aufregung, trotz ihrer den Erntesegen ungeschädigt zu bergen, beherrschte zuweilen mehr als alles andere die Gemüter. Dazwischen aber schoben sich Stunden und

Digitized by Google

Tage von stiller, wunderbarer Schönheit, wo leuchtendster Sonnenschein die Wälder, Hügel und Seen übergoß, strahlende Wolkengebilde stillwandelnd sich im Wasser spiegelten, wo die Rosen im Garten funkelten wie Juwelen, und die Schwalben in jauchzendem Spiel durch die blaue, seidenglänzende Luft schossen. Und wo das Herz es wieder einmal, inmitten dieser segenschweren Friedensfülle, nicht fassen konnte, daß Krieg sein sollte.

Freilich, wenn man genauer zuschaute, war doch manches anders als im Vorjahr. Alte Männer und Frauen machten statt der jungen Knechte die Feldarbeit, oder wenn man junge Knechte sah, dann trugen sie meist keck auf dem Kopf die Militärmütze des Urlaubers. Eines Abends, das Licht der untergehenden Sonne schimmerte schon auf den sich rötenden Früchten der Apfelbäume, kam längs des Obstgartens auch unser damaliger Vogt gewandert; derselbe, dessen spöttische Äußerung über die Kriegsschwätzer im Krug noch wenige Stunden vor der Mobilisationsorder ich seinerzeit wiedergegeben habe. Auch er im Feldgrau, das Koppel umgeschnallt. Er hatte den Überfall in Löwen mitgemacht und erzählte wortkarg, aber klar und sicher davon, hatte vor Antwerpen gekämpft und dann an der Ypernfront gelegen. Er sah gut aus, war hager, eingebrannt, aber die große innere Bewegung, das gewahrte man wohl, machte ihn verlegen; nach wenigen Worten des Wiedersehens erhob er sich und schaute nach Vieh und Scheuer.

Gewiß war vieles anders, und der große, heilige Ernst des hinter uns liegenden Jahres lebte in der Tiefe des Bewußtseins eines jeden unter uns. Auch die Erinnerung an schmerzlichen Verlust und Trauer in nahem und nächstem Verwandten- und Freundeskreis und in unserm Volk überhaupt und die Gewißheit, daß noch viel Gleiches folgen muß.

Aber groß, wunderbar groß und erstaunlich war es doch, das Gewaltige zu überdenken, was unser Volk in diesem Jahr vollbracht hatte. Die Friedensfülle, die uns heut umgab, war ein ganz anderes Gut als damals; denn eine beispiellose, alle Erwartungen unserer Gegner zuschanden machende, ja uns selbst wohl überraschende Widerstandskraft, innere und äußere, hatte sie uns diesmal erworben. Was wir ererbt von unsern Vätern hatten, heut durften wir in Goethes Sinne sagen,

Digitized by Google

daß wir es „besitzen". In diesem Sinne war die anscheinend so weltferne, so phäakische Friedensstille hier gerade das tiefste Symbol des mächtigen Geschehens da draußen und der schönste Ausdruck unserer Siege.

Um so mehr, als doch auch in unsere Stille die Stimme dieses Geschehens, der Triumphklang dieser Siege hineintönte. Welch eine Zeit! Welch ein Erleben! Wieder schwangen sich von der Stadt Eutin her melodische Glockenklänge über den See herüber wie die langsamen Flügelschläge großer Vögel. Fast täglich. Glockenklänge, von denen unsere erregten Herzen schon im voraus fühlten: das ist kein Sonntags- und kein Friedhofsläuten, das ist ein neuer Sieg! Wenn sie erschollen, so stürmte alles ins Freie. Die scharfen Augen meiner Frau entdeckten gewöhnlich zuerst, daß am spitzen Schieferdach des alten Kirchturms drüben und auf dem Türmchen des oldenburgischen Residenzschlosses, das über den Parkwipfeln sichtbar wird, Fahnen flatterten. Das Glas bestätigte es. Mit einem Sprung eilte man zum Fernsprecher. „Weshalb läutet es in Eutin?" und dann tönte es zurück: „Kowno ist gefallen" oder: „Nowo-Georgiewsk ist gefallen." Und so weiter: Ossowiez, Brest-Litowsk, Olita, Grodno; Schlag auf Schlag. Ein Siegessturm gerade wie damals im Vorjahr auf der Westfront, der uns Belgien und das nordöstlichste Frankreich gewonnen hat bis auf den heutigen Tag. Und jedesmal rauschte dann unsere eigene Fahne im Garten an ihrem Mast empor und grüßte stolz wallend über den See zurück. Welch eine wunderbare, bis zu Tränen beglückende Zeit!

Nun liegt auch sie und die Heimat wieder hinter mir. Von neuem bin ich an der westlichen Front, bereit, weiter zu verfolgen und zu erzählen, was hier geschieht.

Ich bin mit nicht geringen Hoffnungen und Erwartungen gekommen. Wird es nun auch im Westen bald wieder vorangehen, nachdem wir hier so lange den Kameraden im Osten für ihre Siege den Rücken freigehalten haben? Oder wird vielleicht der Gegner seinerseits versuchen, den Wall von Eisen und Feuer zu zersprengen, mit dem wir seine Länder versperrt haben? Beides, das eine wie das andere, ist, das weiß ich, unsern Truppen hier draußen nur willkommen. In ihrer wie meiner Seele klingt das strahlende Faustwort:

Digitized by Google

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag.
Krieg! heißt das Losungswort.
Sieg! und so klingt es fort.

* * *

In der Champagne, Anfang Oktober 1915.

Was ich gedacht, ist eingetreten. In gewaltigstem Maßstab. Sie haben es versucht, den Wall zu zertrümmern. All ihre Kräfte haben sie zusammengerafft zu einem ungeheuren, riesenhaften Stoß gegen unsere Westfront. Mit der größten Energie, mit der bewunderungswürdigsten Vorbereitung und mit dem Elan einer schrankenlosen Gewißheit, daß es diesmal gelingen müsse, haben sie Ende September angegriffen. An drei Stellen zugleich: in der Gegend von Ypern, von La Bassée—Arras und in der Champagne. Also in Gebieten, die schon blutgetränkt sind durch diesen Krieg wie wenige in der Weltgeschichte. Nirgends aber in breiterer Front, mit größerer Zahl und mit erbitterterer Wut, als in der Champagne. Nach einem Trommelfeuer von siebzig Stunden Dauer, das alles, was bisher hier erlebt wurde und was ich so oft geschildert habe, als ein Kinderspiel erscheinen läßt; nach einem Geschoßregen auf unsere Linien, von dem sie glaubten, daß er alles Leben darin vernichtet haben müßte, wie das Feuer des Himmels, das auf die Stätte von Gomorra herniederfiel, kamen die Sturmreihen heran, in vier großen Wellen, den Jubelschrei: victoire, victoire! auf den Lippen. Hinter ihnen stand die gesamte Kavallerie mehrerer Armeen bereit, um durch die endlich geschaffene Bresche vorwärts zu fluten. Am ersten Tage schon, so hatten sie gedacht, bis nahe an die Grenzen Belgiens!

Nach Menschenberechnung erschien es unmöglich, daß der Wall diesem Ansturm standhielt.

Und er hat doch gehalten! Nur an einigen Stellen und nur wenige Kilometer tief konnte die mehr als fünffache Übermacht unsere Linien eindrücken. Durch kamen sie nicht! Ihr erster Stoß, der einzige, der zum Erfolg hätte führen können, kam an dem Widerstand der Unsern zum Stehen, flutete zurück unter ungeheuren Verlusten. Was nun noch hier kommt, die immer neuen Versuche der Gegner, in denen sie

hartnäckig gegen uns anrennen wie einst in der „Winterschlacht in der Champagne", ist ein blutiges, zweckloses Ringen der Verzweiflung.

Ich bin auf den Laut des großen Trommelfeuers, das wie fernes Vulkandonnern weithin durch die Lande drang, hierhergeeilt und lebe nun seit einer Reihe von Tagen inmitten der Truppe, die die allerheftigsten dieser Kämpfe besteht: die um Tahure, um die Butte de Mesnil, um die Höhen 196, 199 u. a. Brausendes Kriegsleben erfüllt den kleinen Ort, in dem ich dies augenblicklich schreibe. Das Donnern der Lastautomobile, die an meinem Fenster vorüberrasseln, dröhnt Tag und Nacht wie Trommelfeuer. Proviant-, Munitionskolonnen, Batterien, Maschinengewehrzüge drängen einander. Truppen marschieren hinaus zur Front, den Helm mit Grün umwunden; ihre Füße gehen in dem Marschtakt ihres Gesanges: „Haltet aus, haltet aus im Sturmgebraus!" Über unserm Haupte kreisen die Flieger in den Lüften. Gestern waren ihrer zwanzig feindliche hier und warfen einen Hagel von Bomben herunter. Eine fuhr krachend durch alle Stockwerke des Hauses unmittelbar Wand an Wand mit dem meinigen; eine andere zwei Häuser weiter ab. Eine dritte schlug hundert Meter entfernt auf die Straße und tötete fünf Pferde. In der Nacht vorher kam auch das französische Luftschiff „Alsace" und warf Bomben auf uns herab. In der folgenden aber haben wir es schon heruntergeschossen. Eben habe ich seine Trümmer über dem Wald von Tagnon, wo es sich verfangen hat, abenteuerlich emporragen sehen.

Unausgesetzt kommen Leute von der Front, überkrustet vom weißen Champagne-Kreideschlamm, verwundet, Binden am Arm, am Kopf; sichtlich aufs tiefste erregt von dem Erlebten, glühend im Nachfeuer des Kampfes, oft noch wie taumelig. Alle, ausnahmslos, flammend vor Eifer. Man braucht sie gar nicht anzusprechen; sie tun es selbst, in dem Bedürfnis, zu erzählen, in sich überstürzender, abgerissener, plastischer Rede. Sie schildern die Fürchterlichkeit des Granatfeuers, das schwache Naturen wahnsinnig machen könne. Sie malen das erbitterte Handgemenge mit den Franzosen; sie erzählen von Kameraden, die sie neben sich fallen gesehen, beschreiben, wie sie selbst in den Gräben, in den Sappen gekämpft. Allen aber ist die Hauptsache der Sieg der Truppe, das Aushalten, das Wiedergewinnen des Verlorenen. Allen ist ihr eigenes Schicksal, ihre Wunde, ihr Schmerz nichts, die gemeinsame Sache ist alles. Der Sieg

Digitized by Google

ist jedes einzelnen persönlichste Angelegenheit. So habe ich es noch nie erlebt. Die Leute sind ganz verwandelt. Das sind keine kleinbürgerlichen Existenzen mehr, keine Maurer, Schlosser, Tischler, Krämer. Versunkene Jahrhunderte sind in ihnen lebendig geworden. Das sind vom Scheitel bis zur Sohle die alten Germanenkrieger: feurig, stolz, hochgehoben im Kampf über das Gemeine. Es ist hinreißend schön.

Ja, der Wall von Eisen und Feuer hält! Und wird halten, denn er ist nicht nur aus dem Eisen der Kanonen geformt und dem Feuer der Geschosse. Eisen ist auch das Herz der Männer, die ihn bewachen, und Feuer ist, was in ihnen glüht für unsere große, gerechte, heilige Sache.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google


Princeton University Library
32101 062162308

Digitized by Google

